Deutsche Grammatik

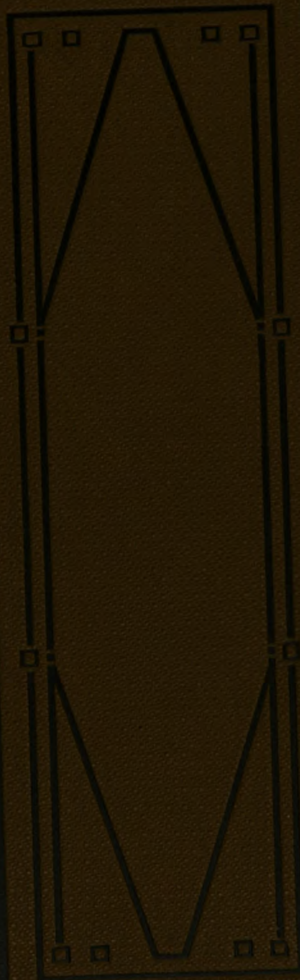
nach ihrer geschichtlichen Entwicklung

von

Karl Credner









Veit & Comp. in Leipzig

Grundriß
der
deutschen Grammatik
nach ihrer geschichtlichen Entwicklung

für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung

von

Dr. Karl Credner
Oberlehrer an den vereinigten Gymnasien
zu Brandenburg

Mit einer Übersichtskarte
der deutschen Mundarten

Neubearbeitung der Elemente der wissenschaftlichen
Grammatik der deutschen Sprache von **Michael Geistbeck**





Leipzig
Verlag von Veit & Comp.
1908



Vorwort.

Als ich 1903 auf das Anerbieten einging, des Herrn Seminardirektors Dr. Michael Geistbeck schon länger vergriffene, aber anhaltend begehrte „Elemente der wissenschaftlichen Grammatik der deutschen Sprache für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht" an Stelle des verhinderten Herrn Verfassers neu zu bearbeiten, faßte ich meine Aufgabe zunächst so, daß ich das Buch in seinen Hauptbestandteilen erhalten und nur die notwendigen Ergänzungen und Richtigstellungen daran vornehmen wollte. Das erwies sich jedoch bald als unmöglich. In den fünfundzwanzig Jahren, die seit dem ersten Erscheinen des Buches (1882) verflossen sind, hat die deutsche Sprachwissenschaft neben einer großartigen Bereicherung der Kenntnisse und Hilfsmittel auch einen außerordentlichen Umschwung der Ansichten hinsichtlich zahlreicher Sprachvorgänge erfahren. Wollte ich versuchen, all dies neue Leben einzufangen und dem Leser auf engbegrenztem Raume vor Augen zu stellen, so war mit einer schonenden Überarbeitung wenig getan. Nur eine völlige Umarbeitung konnte hier zum Ziele führen; daher schritt ich nach kurzem Schwanken zu einer selbständigen Neugestaltung des Buches, indem ich auf eigne Studien gestützt Paragraph um Paragraph nach einem wesentlich veränderten Plane neu entwarf. Was ich dabei von Geistbecks Arbeit verwerten konnte, habe ich dankbar benutzt, besonders bei der Geschichte der Rechtschreibung.

So ist ein neues Buch mit neuem Titel entstanden. Aber wenn meine Neubearbeitung auch äußerlich mit dem Geistbeckschen Buche nicht mehr viel gemeinsam hat, so ist sie doch innerlich mit ihm durch ein starkes geistiges Band verbunden. Auffassung und Darstellung sind anders geworden, aber das Endziel ist geblieben. Der Zweck, den Geistbeck vor einem Vierteljahrhundert bei der Abfassung im Auge hatte, in möglichst klarer und übersichtlicher Darstellung den Leser in die wissenschaftliche Grammatik der deutschen Sprache einzuführen, — dieser Zweck hat auch mich geleitet. Dabei habe ich mir wie Geistbeck als

I*

Leser zunächst die reiferen Schüler unserer neunklassigen höheren Lehranstalten sowie der Seminare vorgestellt. Die in früheren Klassen gewonnenen Kenntnisse von unserer Muttersprache zusammenzufassen und zu ergänzen, vor allem aber historisch zu vertiefen, denke ich mir als schönste Aufgabe des Buches. Darum habe ich auch absichtlich darauf verzichtet, in besonders abgetrennten Abschnitten die sogenannte Elementargrammatik zu behandeln; das allgemein Notwendige ist zu Beginn der betreffenden Kapitel noch einmal kurz zusammengestellt, im übrigen ist die Einübung dieser Dinge Sache der Unterstufe und darf daher hier billig vorausgesetzt werden.

Eine amtliche Einführung des Grundrisses als Lehrbuch wage ich, wie die Verhältnisse im deutschen Unterricht heute liegen, im allgemeinen kaum zu hoffen. Zu einer Vertiefung in die Geschichte und das Wesen unserer Muttersprache auf der Oberstufe hat der gegenwärtige Lehrplan weder Zeit noch Raum, und nur bei besonderem Interesse von Lehrer und Schülern kann in dieser Richtung etwas erreicht werden. Trotzdem möchte ich ausdrücklich betonen, daß es nicht meine Absicht war, ein neues Lernbuch zu schaffen. Deren haben wir genug. Dagegen fehlt es nach meiner Erfahrung immer noch an einem guten Lehrbuch, das leicht und schnell den Leser über die wichtigsten Ergebnisse der deutschen Sprachentwicklung und Sprachforschung unterrichtet, und gerade danach zeigt sich weit über die Schule hinaus ein wachsendes Bedürfnis, besonders im Kreise der Studierenden und der Lehrer. Es war mein Bestreben, das Buch auch für derartige Leser möglichst brauchbar zu machen; den Studenten, denke ich, soll es bei der Wiederholung, den Lehrern namentlich bei der Vorbereitung zur Mittelschullehrer-Prüfung nützen, deren Anforderungen (Kgl. Preußische Prüfungsordnung vom 1. Juli 1901, § 92) durch Vermehrung der Syntax Rechnung getragen ist.

Darum habe ich auch die systematische Anordnung beibehalten. Es hätte mich wohl gereizt, den Stoff methodisch aufzubauen, und ich hatte bereits mehrere Entwürfe dazu ausgearbeitet. Aber schließlich habe ich diese Absicht doch wieder fallen lassen, in der Erwägung, daß das Buch eben seinem Stoffkreise nach mehr dafür bestimmt sein dürfte, dem Studium als dem Unterricht zu dienen, und daß die methodischen Ansprüche hinsichtlich der Stoffverteilung auf die einzelnen Klassen zu sehr der Klärung ermangeln.

Dem wissenschaftlichen Brauche und Geistbecks Beispiel folgend, habe ich nach einer allgemeinen Besprechung der sprachlichen und

historischen Zusammenhänge mit der Lautlehre begonnen. Das Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung hat es ermöglicht, das geschriebene Wort durch eine Karte der deutschen Mundarten zu unterstützen. Auch sonst erscheint das Buch in wesentlich verbesserter und erweiterter Ausstattung; ich nenne nur das Register und die alphabetische Übersicht über die fremdsprachlichen grammatischen Ausdrücke. Die Übersicht erschien mir nötig, da seit der Gleichstellung der Oberrealschulen die Kenntnis der alten Sprachen auch in akademischen Kreisen nicht mehr allgemein vorausgesetzt werden kann. Zwar sind auch im Text wenigstens bei der ersten Nennung gewöhnlich die deutschen Fachausdrücke neben den fremdsprachlichen angegeben, im allgemeinen habe ich mich aber der üblichen fremdsprachlichen Terminologie bedient, da sie verbreiteter ist und sich durch größere Klarheit und Einheitlichkeit auszeichnet.

Literaturnachweise im Texte habe ich vermieden; nur bei Stellen, die wörtlich, als Zitate, angeführt sind, ist der Name ihres Verfassers in Klammer beigefügt. Die benutzte Literatur findet sich am Schlusse zusammengestellt. Neben den wissenschaftlichen Spezialwerken habe ich auch die Handbücher, die ähnliche Ziele wie meine eigne Arbeit verfolgen, und die ich mit Nutzen eingesehen und verglichen habe, angeführt. Von befreundeter Seite bin ich verschiedentlich in meiner Arbeit gefördert worden, so von den Herren Privatdozent Dr. Alfred Götze-Freiburg und Oberlehrer Dr. Hermann Meltzer-Zwickau durch freundlichst erteilte Auskünfte, von den Herren Oberlehrer Dr. Paul Floßmann-Köln, Oberlehrer Arthur Gundelach-Jüterbog und Oberlehrer Dr. Alfred Kühne-Charlottenburg durch Übernahme je einer Korrektur; für ihre treue Hilfe bin ich ihnen viel schuldig geworden. Am meisten verpflichtet fühle ich mich jedoch meinem Verleger und Oheim, Herrn Hofrat Dr. Hermann Credner-Leipzig, der mir während meiner ganzen dreijährigen Arbeit unermüdlich und aufopferungsvoll mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat. Ihnen allen nochmals an dieser Stelle zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

Brandenburg a. H., Frühjahr 1908.

Karl Credner

Alphabetische Übersicht
der fremdsprachlichen grammatischen Ausdrücke.

Die grammatischen Kunstwörter, wie sie in der heutigen Sprache allgemein üblich sind, stammen zum weitaus größten Teile von den Griechen, und zwar von den alexandrinischen Grammatikern, unter denen namentlich Aristophanes von Byzanz (um 200 v. Chr.) und sein Schüler Aristarchos hervorragen. Aristarch war der Lehrer des Dionysius Thrax, der um 100 v. Chr. auf Rhodos ein grammatisches Schulbuch τέχνη γραμματική (tĕchnē grammatikē) verfaßte. Durch dieses Buch, das den meisten nachfolgenden Grammatiken zugrunde liegt, wurde die griechische Terminologie allgemeines Kulturgut. Remmius Palaemon besorgte im ersten Jahrhundert n. Chr. eine Übersetzung ins Lateinische. Von da gingen die lateinischen Kunstwörter in die Lehrbücher des Donatus (4. Jahrh. n. Chr.) und weiter in den grammatischen Betrieb des Mittelalters und der Neuzeit über. Schon die lateinischen Ausdrücke sind vielfach schlechte Übersetzungen, die wahre Bedeutung läßt sich meist nur aus der griechischen Urform erkennen; darum ist diese bei wichtigen Begriffen auch hier daneben gestellt.

Ablativ, der, lat., der 6. Fall in der indogermanischen Deklination, wörtlich Wegnehmekasus (originale lat. Bildung von auferre).
Abstraktum, das, lat., Wort mit abgezogener, begrifflicher Bedeutung im Gegensatz zu Konkretum.
Adjektiv, das, lat., Eigenschaftswort; übersetzt aus griech. epíthĕtŏn.
Adverb, das, lat., Umstandswort; übersetzt aus griech. ĕpírrhēma.
Adverbiale, das, lat., nähere Bestimmung des Prädikats.
Affrikata, die, lat., Lautverbindung von Verschluß- und Reibelaut derselben Artikulationsstelle.
Akkusativ, der, lat., der 4. Fall in der Deklination, wörtl. Anklagekasus; ungenau übersetzt aus griech. aitiatikḗ, wörtl. Verursachungskasus.
Aktivum, das, lat., Tätigkeitsform in der Konjugation; übersetzt aus griech. ĕnĕrgeia.
Akzent, der, lat., Betonung und Tonzeichen; übersetzt aus griech. prosōdía.
Alphabet, das, griech., Buchstabenfolge, Abc.
Analogie, die, griech., Ähnlichkeit.
Apokope, die, griech., Lautabfall im Wortauslaut.
Apposition, die, lat., substantivisches Attribut im gleichen Kasus wie das Beziehungswort.
Artikel, der, lat., Geschlechtswort; übersetzt aus griech. árthron.
Artikulation, die, lat., Einstellung der Sprachwerkzeuge zum Sprechen, Lautgebung; davon
artikulieren, deutlich aussprechen.
Aspirata, die, lat., Verschlußlaut mit nachfolgendem Hauchlaut; davon
aspirieren, mit Hauchlaut sprechen.
Assimilation, die, lat., Angleichung.
Attribut, das, lat., Beifügung; davon
attributiv, als Attribut.

bilabial, lat., mit beiden Lippen gebildet.

C s. K und Z.

Dativ, der, lat., der 3. Fall in der Deklination, wörtl. Gebekasus; übersetzt aus griech. dŏtikḗ.
Deklination, die, lat., Biegung oder Abwandlung der Nomina.
Dekompositum, das, lat., Zusammensetzung, bei der wenigstens ein Wort wieder eine Zusammensetzung ist.
Demonstrativum, das, lat., hinweisendes Pronomen.
Denominativum, das, lat., Ableitung von einem Nomen.
Dental, der, lat., Zahnlaut.
Deverbativum, das, lat., Ableitung von einem Verb.
Dialekt, der, griech., Mundart.
Diminutivum, das, lat., abgeleitetes Wort, das die Verkleinerung oder Abschwächung eines Begriffes ausdrückt.

Diphthong, der, griech., Lautverbindung zweier Vokale, die zusammen mit einem Exspirationsstoß gesprochen werden; davon
diphthongieren, einen einfachen Vokal in einen Diphthong verwandeln.
Diphthongierung, griech., Verwandlung eines einfachen Vokals in einen Diphthong.
Dualis, der, lat., Zweizahl.
Durativum, das, lat., Verb, das die Dauer eines Geschehens ausdrückt.
dynamischer Akzent, griech. lat. Tonstärke.

Elision, die, lat., Abfall eines auslautenden Vokals vor einem Wort mit Vokalanlaut.
Epithese, die, griech., Anfügung eines Lauts.
Etymologie, die, griech., Wortforschung, Wortbildungslehre.
Explosivlaut, der, lat., Verschlußlaut, bei dem der Verschluß des Ansatzrohrs explosionsartig gelöst wird.
Exspiration, die, lat., Ausstoßen des Luftstromes aus der Lunge, Ausatmen bei der Lautbildung; davon
exspiratorischer Akzent, Bezeichnung der Tonstärke.

Femininum, das, lat., Wort weiblichen Geschlechts.
flexibel, lat., beugungsfähig.
Flexion, die, lat., Wortbiegung; übersetzt aus griech. klísis; davon flektieren, flektierbar usw.
Futurum, das, lat., Zeitform der Zukunft; übersetzt aus griech. mellōn.
Futurum exaktum, das, lat., Zeitform zur Bezeichnung der Vollendung in der Zukunft.

Geminaten, die, lat., Doppellaute; davon
Gemination, die, lat., Lautverdoppelung.
Genitiv, der, lat., der 2. Fall in der Deklination; übersetzt aus griech. gĕnikḗ.
Genus, das, lat., 1. das grammatische Geschlecht in der Deklination. 2. Art und Richtung der Handlung in der Konjugation.
Gerundium, das, lat., der deklinierte Infinitiv.
Gerundivum, das, lat., Partizip des Futurums mit passiver Bedeutung.
Glossar, das, griech., Wörterverzeichnis.
Guttural, der, lat., Hintergaumenlaut.

homonym, griech., lautgleich.

Idiom, das, griech., Mundart.
Idiotikon, das, griech., Wörterbuch einer Mundart.
Imperativ, der, lat., Befehlsform; übersetzt aus griech. prŏstaktikḗ.
Inchoativum, das, lat., Verb, das den Eintritt eines Geschehens ausdrückt.
Indefinitum, das, lat., Zahlwort, dessen Bedeutung einen unbestimmten oder uneingeschränkten Umfang hat.
Indikativ, der, lat., Wirklichkeitsform in der Konjugation; übersetzt aus griech. horistikḗ.
Infinitiv, der, lat., Nennform in der Konjugation; übersetzt aus griech. aparemphatos.
Instrumentalis, der, lat., Fall in der indogermanischen Deklination zur Bezeichnung des Mittels.
Intensivum, das, lat., Wort, das die Verstärkung eines Begriffs ausdrückt.
interdental, lat., zwischen den beiden Zahnreihen gebildet.
Interjektion, die, lat., Empfindungswort.
Interpunktion, die, lat., Setzung der Satzzeichen; davon
interpunktieren, mit Satzzeichen versehen.
Interrogativum, das, lat., Fragewort, Fragepronomen.
intransitiv, lat., keinen Akkusativ regierend (vom Verb).
Inversion, die, lat., Umkehrung der üblichen Wortfolge, Prädikat Subjekt statt Subjekt Prädikat.

Kardinale, das, oder Kardinalzahl, die, lat., Grundzahl.
Kasus, der, lat., Fall in der Deklination; übersetzt aus griech. ptōsis.
Kausativum, das, lat., Verb, das die Hervorrufung eines Vorgangs ausdrückt.
Kollektivum, das, lat., Sammelname, Vielheitswort.
Kolon, das, griech., Doppelpunkt.
Komma, das, griech., Beistrich.
Komparation, die, lat., Steigerung der Adjektive; davon
Komparativ, der, lat., 1. Steigerungsstufe des Adjektivs; übersetzt aus griech. sygkritikŏn.
Komposition, die, lat., Zusammensetzung in der Wortbildung.
Kompositum, das, lat., Zusammengesetztes Wort.
Konditionalsatz, der, lat., Bedingungssatz.
Kongruenz, die, lat., Übereinstimmung der entsprechenden Satzglieder in der Flexion.

Konjugation, die, lat., Biegung der Verben; übersetzt aus griech. syzygía; dazu konjugieren.
Konjunktion, die, lat., Bindewort; übersetzt aus griech. sýndĕsmŏs.
Konjunktiv, der, lat., Möglichkeitsform in der Konjugation.
Konkretum, das, lat., Sach- oder Dingwort, im Gegensatz zu Abstraktum.
Konsekutio temporum, die, lat., Tempusfolge.
konsekutiv, lat., die Folge bezeichnend.
Konsonant, der, lat., Mitlauter; übersetzt aus griech. sýmphōnŏn; davon
Konsonanz, Vorhandensein eines Mitlauts.
Kontraktion, die, lat., Zusammenziehung.
Kurrentschrift, die, lat., fortlaufende, gebundene Schreibschrift.

Labial, der, lat., Lippenlaut.
latinisieren, lat., in lat. Form bringen.
Ligatur, die, lat., Buchstabenverbindung.
Lingual, der, lat., Zungenlaut.
Liquida, die, lat., Schmelzlaut.
Lokativ, der, lat., Fall der indogerm. Deklination zur Bezeichnung des Ortes.

Maskulinum, das, lat., Wort männlichen Geschlechts.
Media, die, lat., weicher stimmhafter Verschlußlaut.
Mediopassivum, das, lat., Medium mit passiver Bedeutung.
Medium, das, lat., Mittelform in der Konjugation zwischen Aktivum und Passivum; übersetzt aus griech. mesotēs.
Metapher, die, griech., Übertragung der Bedeutung; davon
metaphorisch, griech., in übertragener Bedeutung, bildlich.
Metathese, die, griech., Lautversetzung.
Modus, der, lat., Aussageweise.
Multiplikativum, das, lat., Vervielfältigungszahl.
musikalischer Akzent, griech. lat., Bezeichnung der Tonhöhe.

Nasal, der, lat., Nasenlaut.
Negation, die, lat., Verneinung.
Neutrum, das, lat., Wort sächlichen Geschlechts (geschlechtslos, wörtl. keines von beiden, d. h. weder Mask. noch Fem.); übersetzt aus griech. oudĕtĕron.
Nomen, das, lat., deklinierbares Wort; übersetzt aus griech. ónoma.
Nomen agentis, das, lat., Bezeichnung der tätigen Person.
Nominativ, der, lat., der 1. Fall in der Deklination; übersetzt aus griech. ŏnŏmastiké.
Numerale, das, lat., Zahlwort.
Numerus, der, lat., Zahl, Anzahl.

Objekt, das, lat., Ergänzung; davon
objektiv(us), lat., das Objekt bezeichnend.
onomatopoetisch, griech., schallnachahmend.
Ordinale, das, oder Ordinalzahl, die, lat., Ordnungszahl.
Orthographie, die, griech., Rechtschreibung.

Palatal, der, lat., Vordergaumenlaut.
Paradigma, das, griech., Musterbeispiel.
Parenthese, die, griech., Einschaltung.
Partikel, die, lat., nicht beugungsfähiges Wort.
partitiv(us), lat., die Teilung bezeichnend.
Partizip, das, lat., Mittelwort; übersetzt aus griech. mĕtŏché.
Passivum, das, lat., Leideform; übersetzt aus griech. páthos.
patronymisch, griech., den Vatersnamen, die Abstammung anzeigend.
personale, lat., die Person betreffend; substantiviert das Personale, gewöhnlich das Personalpronomen.
Perfektum, das, lat., Zeitform zur Bezeichnung der Vollendung in der Gegenwart; übersetzt aus griech. parakeímenŏn.
Phonetik, die, griech., Lehre von der Erzeugung der Sprachlaute; davon
phonetisch, griech., lautlich, seiner Lautform nach.
Plural, der, lat., Mehrzahl.
Plurale tantum, das, lat., Wort, das nur im Plural vorkommt.
Pluralis majestatis, der, lat., Redeweise Hochgestellter in der Mehrzahl im Pronomen oder Verb.
Plusquamperfektum, das, lat., Zeitform zur Bezeichnung der Vollendung in der Vergangenheit.
Positiv, der, lat., Grundform des Adjektivs im Gegensatz zu den Steigerungsformen.
possessiv(us), lat., besitzanzeigend; davon
Possessivum, das, lat., besitzanzeigendes Pronomen.
Prädikat, das, lat., Satzaussage; davon
prädikativ, lat., als Prädikat.
Prädikatsnomen, das, lat., Nomen als Bestandteil des Prädikats.

Präfix, das, lat., Vorsilbe.
Präposition, die, lat., Verhältniswort; übersetzt aus griech. prŏthĕsis.
Präsens, das, lat., Zeitform der Gegenwart; davon:
Präsens historicum, das, lat., Präs. in der Erzählung.
Präteritopräsens, das, lat., starkes Verb, dessen ursprüngliches Prät. die Bedeutung des Präs. angenommen hat.
Präteritum, das, lat., Zeitform der Vergangenheit.
progressiv, lat., vorschreitend.
Pronomen, das, lat., Fürwort; übersetzt aus griech. antōnymía.
Purist, der, lat., übereifriger Sprachreiniger; davon puristisch, Purismus usw.

Quantität, die, lat., Tonlänge.

Reduplikation, die, lat., Verdopplung oder Wiederholung der Stammsilbe.
reflexiv, lat., zurückbezüglich; substantiviert das Reflexivum, das zurückbezügliche Pronomen.
regressiv, lat., rückläufig.

Semikolon, das, griech., Strichpunkt.
Simplex, das, lat., das einfache Wort im Gegensatz zu Ableitung und Zusammensetzung.
Singular, der, lat., Einzahl.
Singularetantum, das, lat., Wort, das nur im Singular gebraucht wird.
Sonorlaut, der, lat., volltönender Laut.

Spirant, der, lat., Reibelaut.
Subjekt, das, lat., Satzgegenstand.
Substantiv, das, lat., Hauptwort.
Suffix, das, lat., Nachsilbe.
Superlativ, der, lat., 2. Steigerungsstufe des Adjektivs; übersetzt aus griech. hyperthĕtikŏn.
Synkope, die, griech., Lautausfall im Inlaut.
synonym, griech., sinnverwandt.
Syntax, die, griech., die Satzlehre; davon
syntaktisch, die Satzlehre betreffend.

Tempus, das, lat., Zeitform.
Tenuis, der, lat., harter stimmloser Verschlußlaut.
transitiv, lat., ein Objekt im Akkusativ verlangend (vom Verb).

Velar, der, lat., Hintergaumenlaut.
Verb, das, lat., Tätigkeits- oder Zeitwort; übersetzt aus griech. rhēma.
Verbalnomen, das, lat., deklinierbare Verbalform.
Verbum finitum, das, lat., Verbalform, die hinsichtlich des Modus bestimmt ist, im Gegensatz zum Verbalnomen.
Vokal, der, lat., Selbstlauter; übersetzt aus griech. phonéēn.
Vokativ, der, lat., Fall der indogerm. Deklination zur Bezeichnung der Anrede; übersetzt aus griech. klētikḗ.

Zirkumflex, der, lat., Zeichen für die Tonlänge.

Abkürzungen.

A. = Akkusativ	Mask. = Maskulinum
ahd. = althochdeutsch	md. = mitteldeutsch
anglſ. = angelſächſiſch	mhd. = mittelhochdeutsch
anord. = altnordiſch	mnd. = mittelniederdeutsch
D. = Dativ	N. = Nominativ
Du. = Dualis	Neut. = Neutrum
engl. = engliſch	nd. = niederdeutsch
Fem. = Femininum	nhd. = neuhochdeutsch
G. = Genitiv	nnd. = neuniederdeutsch
germ. = germaniſch	Part. = Partizip
got. = gotiſch	Pl. = Plural
griech. = griechiſch	Präſ. = Präſens
hd. = hochdeutſch	Prät. = Präteritum
J. = Inſtrumentalis	ſanskr. = ſanskrit
Ind. = Indikativ	Sg. = Singular
indogerm. = indogermaniſch	urgerm. = urgermaniſch
Inf. = Infinitiv	V. = Vokativ
Konj. = Konjunktiv	vorgerm. = vorgermaniſch
lat. = lateiniſch	vorhiſt. = vorhiſtoriſch

Beſondere Zeichen.

ʒ ahd., mhd. Spirant = ſtimmloſes ſ
þ germ. Spirant = ſtimmloſes engl. th
ƕ gotiſcher labialiſierter Hauchlaut
ə = gemurmeltes e
ë ahd., mhd. kurzes offenes e in betonter Silbe, gleich urgerm. e
* ſteht vor Wortformen, die nur erſchloſſen, nicht überliefert ſind
< = aus
> = zu

Inhalt.

Erster Teil.

Allgemeines.

Zweiter Teil.

Lautlehre.

Erstes Kapitel. Lautbildung.

Zweites Kapitel. Lautschreibung.

Drittes Kapitel. Lautwechsel.

A. Veränderungen in gemeingermanischer Zeit.

B. Zur Geschichte der deutschen Konsonanten.

C. Zur Geschichte der deutschen Vokale.

Dritter Teil.

Wortlehre.

Erstes Kapitel. Wortbildung.

Zweites Kapitel. Wortbiegung.

A. Die Nomina (Deklination).

B. Die Verben (Konjugation).

Vierter Teil.

Satzlehre.

Erstes Kapitel. Satzbildung.

Zweites Kapitel. Satzbestandteile.

Erster Teil.

Allgemeines.

§ 1. Begriff der Sprache.

Unter Sprache im weitesten Sinne versteht man die Kundgebung der Gedanken durch sinnlich wahrnehmbare Zeichen. Sprache in diesem Sinne ist auch die Gebärdensprache. Gewöhnlich aber begreift man unter Sprache die Mitteilung der Gedanken in Worten.

§ 2. Ursprung der Sprache.

Die Sprache ist keine willkürliche Erfindung des Menschen, kein Werk bewußter Absicht, sondern wie Recht, Sitte, Kunst das Erzeugnis einer langen geschichtlichen Entwicklung, über deren Anfänge wir nur Vermutungen haben. Sie entstand aus dem Triebe des Menschen, sich mitzuteilen, sich mit andern Wesen zu verständigen. Einen gewissen Anhalt betreffs des Ursprunges der Sprache liefert die Entwicklung der Sprache bei dem Kinde. Die ersten Keime der menschlichen Sprache waren vermutlich unwillkürliche lautliche Reflexäußerungen von Empfindungen und Gefühlen; aus ihnen entwickelten sich mit Hilfe der Gebärdensprache und der Lautnachahmung die ersten Lautgruppen.

§ 3. Vielheit der Sprachen.

Unter Sprache im konkreten Sinne versteht man die Gesamtheit der Worte, die von einem bestimmten Volke als Mittel zur Verständigung gebraucht werden. Man zählt gegenwärtig über tausend einzelne lebende Sprachen; viele davon sind untereinander verwandt und haben sich aus einer älteren nicht mehr gesprochenen Sprache entwickelt. Es spricht manches dafür, daß letzten Endes alle Sprachen auf eine gemeinsame Ursprache zurückgehen, obwohl anderseits die Möglichkeit nicht völlig zurückgewiesen werden kann, daß gleichzeitig an verschiedenen Punkten

der Erde mehrere Ursprachen unabhängig voneinander entstanden sind, da erfahrungsmäßig kein Zwang für den menschlichen Geist besteht, für einen bestimmten Begriff ein bestimmtes Lautgebilde zu wählen. Jedenfalls ist aber anzunehmen, daß gewisse Laute früher gesprochen wurden als andre, da auch die Sprechfertigkeit sich erst entwickeln und die physiologischen Anlagen ausbilden mußte.

§ 4. Einteilung der Sprachen.

Mit der Erforschung der menschlichen Sprache beschäftigt sich die Sprachwissenschaft.

Von der Wortform ausgehend unterscheidet man nach Wortbau und Wortbiegung gegenwärtig drei Klassen von Sprachen, die ebensoviele Entwicklungsstufen der Sprachbildung bezeichnen:

1. Die einsilbigen oder isolierenden Sprachen, welche aus lauter einsilbigen, an sich nicht veränderlichen Bedeutungslauten oder Wurzeln bestehen; hierher gehören z. B. das Chinesische, das Siamesische usw. Das Chinesische namentlich ist die Sprache, die aller grammatischen Beziehungen entbehrt. Ihm fehlen Deklination und Konjugation, der grammatische Bau wird nur durch die Wortstellung und gewisse Hilfswörter gekennzeichnet. Die Lautgruppe ta z. B. kann groß, Größe, groß sein, groß machen und sehr bedeuten. Was sie in einem gegebenen Falle bedeutet, entscheidet die Wortstellung und der Sinn der ganzen Rede. Wichtig ist auch die Betonung der Wörter. So bedeutet z. B. im Anamitischen ba, im gewöhnlichen ruhigen Tone gesprochen, eine Dame, mit scharfem Akzente den Günstling eines Fürsten, gar nicht betont drei, mit fragendem Ton Ohrfeige.

In dieser Sprachklasse ist die Beziehung der Wörter im Satze lautlich nicht ausgedrückt.

2. Die zusammenfügenden oder agglutinierenden Sprachen, in welchen an die Wurzeln in irgend einer Weise die Beziehungslaute angefügt werden, ohne daß die den Begriff des Wortes enthaltende Wurzel eine Veränderung erfährt. Zweck der Anfügungen ist, die verschiedenen Beziehungen des Wortes im Satze, z. B. den Kasus, den Numerus usw., auszudrücken; so heißt kés (gesprochen kësch) ungarisch „Messer", kés-ek „die Messer" (ek ist Pluralzeichen), kés-ek-nek „den Messern" (nek ist Dativzeichen). Im Jakutischen ist un Genitivzeichen, lar das Zeichen der Mehrzahl: also heißt at-un „des Pferdes",

at-lar-un „der Pferde“. Charakteristisch ist, daß die Wurzel ganz unverändert bleibt und die Bildungs- und Ableitungssilben gewissermaßen angeleimt sind.

Auf dieser Entwicklungsstufe ist vor allem der ural-altaische Sprachstamm, der das Tungusische, Mongolische, Samojedische, Finnische und Türkische umfaßt, stehen geblieben. Ebenso rechnet man dahin die meisten afrikanischen, die australischen und die malaiischen Sprachen.

Gegenüber den isolierenden Sprachen bekunden die agglutinierenden einen wesentlichen Fortschritt dadurch, daß sie die Beziehungen der Wörter im Satze genau auszudrücken vermögen. Auch besteht darüber kein Zweifel, daß sie eine Fortbildung der isolierenden Sprachen sind; denn die angefügten Beziehungslaute sind ursprünglich ebenfalls vollständige Begriffswörter gewesen, die erst allmählich in ihrer Bedeutung sich abschwächten, sich verkürzten und so zu bloßen Bildungssilben wurden. Eine Mittelstellung zwischen den beiden Stufen nehmen die Sprachen der amerikanischen Naturvölker ein. Hier werden alle abhängigen oder minder wichtigen Satzglieder, meist in verkürzter Form, an das den jemaligen Hauptbegriff enthaltende Wort angehängt. Im Odschibwäischen, einem nordamerikanischen Indianeridiom, heißt toto „Milch“, chominabo „Weintraube“, totoccabo „Weintraubenmilch“, d. i. Wein. Ebenso vollzieht sich die Satzbildung. Man nennt diesen Typus den polysynthetischen oder einverleibenden. Er herrscht von Grönland bis Chile; in Europa rechnet dahin das Baskische.

3. Die flektierenden oder wurzelwandelnden Sprachen, bei denen die Wurzel selbst zum Zwecke des Beziehungsausdruckes regelmäßig verändert wird. Das ist z. B. der Fall in der deutschen Sprache: ich binde, ich band, gebunden; gebe, gib; Hof, Höfe usw. (Flexion).

Die flektierenden Sprachen stellen die höchste sprachliche Entwicklung dar. Die Wörter und Wortformen sind durch Abrundung und nachdrucksvolle Kürze ausgezeichnet; zugleich erscheint das, was eine Gedankeneinheit bildet — Wurzel und Beziehungsausdruck derselben — auch lautlich als Einheit. Daneben werden auch noch besondere Beziehungslaute mit der Wurzel zusammengefügt.

Zu dieser Sprachklasse zählen nur zwei Sprachstämme, der indogermanische und der semitische.

§ 5. Der semitische Sprachstamm.

Der semitische Sprachstamm umfaßt die vorderasiatischen Völker zwischen Rotem Meer und iranischem Hochland. Weitaus die Mehrzahl der semitischen Wurzelwörter besteht aus drei Konsonanten, man redet daher auch von einer Dreiteiligkeit der Wurzel oder von einer triliteralen Wurzel; anderseits hat man allerdings nicht ohne Erfolg versucht, eine große Zahl triliteraler Stämme auf biliterale, d. h. zweibuchstabige Wurzeln zurückzuführen. Die Bedeutung der Wurzelwörter hängt an den Konsonanten, die Vokale, die überdies unbeschränkt veränderlich sind, drücken nur die Beziehungen des Wortes aus. So wendet die arabische Sprache die Dreikonsonantengruppe q-t-l für alles an, was sich auf das Vergießen von Menschenblut bezieht; daraus bildet sie qatala, er hat getötet, qutila, er wurde getötet, uqtul, töten usw.

Die meisten der semitischen Sprachen sind ausgestorben, so das Phönikische, Aramäische, Chaldäische, Hebräische usw. Bedeutung besitzt von den lebenden semitischen Sprachen nur noch das Arabische.

§ 6. Der indogermanische Sprachstamm.

Mit dem Namen „Indogermanen" faßt man den großen Sprachstamm zusammen, dessen Vertreter fast ganz Europa, sowie Vorder- und Südasien bevölkern. Durch den Nachweis der Sprachverwandtschaft hat man die Zusammengehörigkeit dieser Völker festgestellt. Der Ausdruck sollte ursprünglich das östlichste und das westlichste der betreffenden Völker, Inder und Germanen, bezeichnen; obwohl in diesem Sinne ungenau, ist er doch in Ermanglung eines besseren Wortes beibehalten worden. Der bisweilen auch gebrauchte Name „Arier" (= der Herr), mit dem die indogermanischen Bewohner Vorderindiens, Persiens und Ostirans sich selbst bezeichneten, ist heute in der Sprachwissenschaft auf die iranischen und indischen Indogermanen beschränkt. Das Urvolk, von dem sich die heutigen Völker und Völkergruppen etwa im 3. Jahrtausend v. Chr. abzuspalten begannen, hatte seine Wohnsitze mutmaßlich im Gebiete der Ostsee; einige Forscher suchen neuerdings die Urheimat in Skandinavien. Der Versuch, die indogermanische Ursprache aus den Tochtersprachen zu rekonstruieren, ist nicht geglückt, nur die Wurzelformen hat man erschlossen. Die Lautform der indogermanischen Wurzel ist sehr frei, in der Regel nur einsilbig; hier gibt es Wurzeln wie i (gehen), da (geben), sta (stehen), vart (sich

drehen, sein, werden) u. ä. Die Vokale waren ursprünglich wohl ebenfalls unbeschränkt veränderlich, sind aber bereits in den ältesten erhaltenen Sprachformen in ihrem Wechsel auf bestimmte und begrenzte Bahnen festgelegt.

Ethnographische Gründe machten längst einen gemeinsamen Ursprung der Indogermanen und Semiten wahrscheinlich, doch ist es erst in jüngster Zeit der Sprachwissenschaft gelungen, diese Urverwandtschaft nachzuweisen.

§ 7. Die Familien des indogermanischen Sprachstammes.

Die heutigen indogermanischen Sprachenfamilien waren ursprünglich nur Mundarten der gemeinsamen indogermanischen Ursprache. Im Laufe der Zeit und unter der Einwirkung veränderter geographischer und politischer Verhältnisse entwickelten sie sich zu besonderen Sprachen, die sich aufs neue in Mundarten und nicht selten sogar wiederum in eine Reihe selbständiger Sprachen auflösten. Sie zerfallen nach ihrem geographischen Verbreitungsgebiet in zwei Gruppen, eine asiatische und eine europäische.

Zur europäischen Gruppe gehören:

1. Die germanische Familie. Diese zählt sechs lebende Sprachen: Deutsch, Englisch, Niederländisch, Dänisch, Schwedisch und Isländisch (näheres vgl. § 8).

2. Die keltische Familie, einst in ganz Westeuropa von der Elbe bis zum Tajo heimisch (die westdeutschen Flußnamen sind beispielsweise keltischen Ursprungs), heute nur noch in Resten auf den britischen Inseln und in der Bretagne. Die Mundarten zerfallen in zwei Zweige, in den irisch-schottischen (Irisch in Irland, Gälisch in Schottland und Manxisch auf der Insel Man) und in den britannischen (Kymrisch in Wales und Bretonisch oder Armorikanisch in der Bretagne).

3. Die italische Familie. Sie war vor der Römerherrschaft in viele Dialekte gespalten. Dann hat das Lateinische alle anderen Zweige der Familie verdrängt; nach seinem Aussterben im Volksmunde erhielt es sich bis in die Neuzeit als europäische Gelehrtensprache und lebt heute noch in den europäischen Tochtersprachen fort. Man zählt deren sieben, die sogenannten romanischen Sprachen: Provenzalisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch, Walachisch (in Rumänien) und Rhäto-Romanisch (in der Südostschweiz).

4. Das Griechische. Es ist uns in seiner Entwicklung vom Altgriechischen bis zum heutigen Neugriechischen durch eine große Reihe wertvoller poetischer und prosaischer Schriftwerke erhalten,

hat frühzeitig eine Gemeinsprache (Schrift- und Umgangssprache) entwickelt und dadurch seinen Dialekten die sprachbildende Kraft genommen.

5. Das Albanesische, nur in stark verdorbenen Resten noch im Westen der Balkanhalbinsel, auf einigen jonischen Inseln und in Süditalien erhalten,[1] die Sprache der alten Illyrier.

6. Die baltische Familie an der Ostsee, in drei Zweigen: das Altpreußische, im 15. Jahrhundert bereits ausgestorben, das Litauische in Ostpreußen und Samogitien und das Lettische in Kurland und Livland.

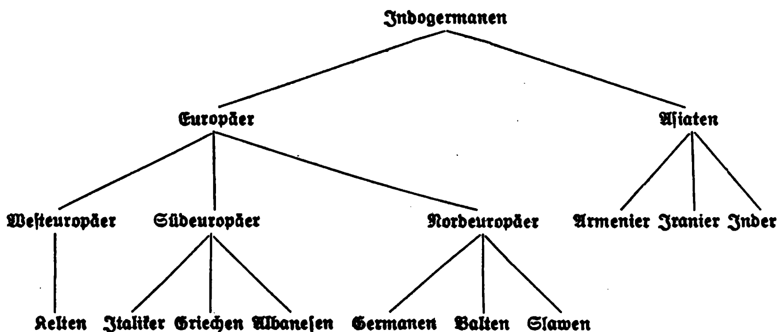
7. Die slawische Familie in zwei großen Zweigen; der südslawische oder südostslawische umfaßt eine Menge heute selbständiger Einzelsprachen wie Bulgarisch, Serbisch, Kroatisch, Slowenisch, Ruthenisch oder Kleinrussisch und das eigentliche Russisch. Den westslawischen Zweig bilden Tschechisch (mit Sorbisch) und Polnisch; zu dem letzteren gehörten auch die ausgestorbenen slawischen Idiome an der Saale und Elbe.

Zur asiatischen Gruppe zählen:

8. Die armenische Familie in Vorderasien.

9. Die iranische Familie in zwei Zweigen: das Altbaktrische oder Zend, in dem die Lehren Zarathustras überliefert sind, ist ausgestorben; erhalten hat sich dagegen das Persische, dessen älteste Denkmäler (Altpersisch) in Keilschrift aufgezeichnet sind.

10. Die indische Familie. Ihr Hauptsitz ist Vorderindien. Ihre älteste Sprachform nennt man Sanskrit, das noch heute den Hindus als Verkehrs- und Gelehrtensprache dient neben den verschiedenen modernen Mundarten, die sich zu eigenartigen Sprachen ausgewachsen haben; eine solche ist z. B. die Sprache der Zigeuner. Im Sanskrit sind uns in den Rigvedaliedern (2. Jahrtausend v. Chr.) die ältesten Sprachdenkmäler des indogermanischen Sprachstammes erhalten.



§ 8. Die germanische Sprachenfamilie.

Die von den germanischen Völkern gesprochenen Sprachen weisen auf eine gemeinsame germanische Grundsprache, das sogenannte Urgermanisch, zurück. Obwohl uns davon nur wenige Worte und einige Eigennamen bei griechischen und römischen Schriftstellern überliefert sind, so kann man doch für die Zeit bis zur germanischen Völkerwanderung von einer urgermanischen Sprache reden. Die Fortschritte der sprachvergleichenden Methode haben eine Rekonstruktion der altgermanischen Sprache möglich gemacht, die sich aus dem indogermanischen Sprachstamm zu einer selbständigen Sprache entwickelt hat. Nach der Lösung vom indogermanischen Urvolk sind die Germanen vermutlich in langsamer Wanderung schließlich an die Ostsee gelangt und haben hier östlich der unteren Elbe im ersten Jahrtausend v. Chr. Wohnsitze genommen. Von hier breitete sie sich dann nach den verschiedenen Richtungen aus. Der Name „Germanen" ist wahrscheinlich keltischen Ursprungs, dem Volk also von seinen westlichen Nachbarn gegeben worden. Die Bedeutung des Wortes ist unsicher. Die bisher versuchten Deutungen (z. B. Nachbarn) haben keine Annahme seitens der Wissenschaft gefunden.

Wie schon das germanische Urvolk wieder in Stämme zerfiel, so die germanische Sprache in Mundarten. Aber erst als die germanischen Stämme von der Ostsee aus sich immer weiter voneinander entfernten, erhielten diese mundartlichen Verschiedenheiten eine größere Bedeutung und die Gelegenheit zu einer ungestörten Sonderentwicklung. Man unterscheidet in der Regel nach geographischen Gesichtspunkten drei germanische Sprachgruppen:

1. Nordgermanisch. Diese Gruppe wird von den skandinavischen Völkern gebildet, welche sich zweifellos am frühesten vom germanischen Hauptstamm absonderten. Ihre Sprache bezeichnet man schlechtweg auch als Nordisch. Dieses zerfällt wiederum in zwei Zweige:

a) Ostnordisch; dahin rechnen Gotländisch, Schwedisch und Dänisch.

b) Westnordisch, vertreten im Norwegischen, von dem sich wieder zwei Ableger gebildet haben, Färöisch und Isländisch. Das Isländische ist besonders für die Kenntnis des Altnordischen wichtig, da außer vielen Sagas die beiden größten altnordischen

Sprachdenkmäler, die ältere und die jüngere Edda, aus dem 12. und 13. Jahrhundert, uns in isländischer Sprache erhalten sind. Das Norwegische ist als Schriftsprache seit dem 15. Jahrhundert von dem Dänischen verdrängt.

2. Ostgermanisch. Unter diesem Namen vereinigt man die Sprache derjenigen Stämme, die sich längs der Oder gen Osten nach der Weichsel hin ausbreiteten. Ihre Hauptvertreter waren die Goten; sie haben uns auch die wichtigste Sprachquelle für die ostgermanische Gruppe geliefert, die gotische Bibelübersetzung, die der westgotische Bischof Wulfila (griech. Ulfilas, † 383 n. Chr.) anfertigte. Dieses Werk ist zugleich das älteste germanische Schriftdenkmal überhaupt. Sonst besitzen wir von den Ostgermanen nur unbedeutende sprachliche Reste, da die hierher gehörigen Sprachen der Vandalen und Burgunden mit ihren Trägern in den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen sind.

Da die Ostgermanen von Skandinavien aus das östliche Deutschland besiedelt haben, hat man geschwankt, ob man das Ostgermanische nicht dem Nordgermanischen und damit den skandinavischen Sprachen zurechnen soll, denn die sprachlichen Übereinstimmungen zwischen beiden überwiegen weit die Unterschiede. Gegenwärtig neigt man dahin, aus praktischen Gründen die Sonderung nach geographischen Gesichtspunkten beizubehalten.

3. Westgermanisch. Die Stämme dieser Gruppe waren um die Zeit von Christi Geburt zwischen Rhein, Donau und Oder ansässig und traten zuerst von allen Germanen in geschichtliche Beziehung zu den Römern, waren daher auch den Römern am besten bekannt. Die Römer (Tacitus, Germania, c. 2) unterschieden bei ihnen drei Zweige, eine Einteilung, die auch sprachlich begründet ist:

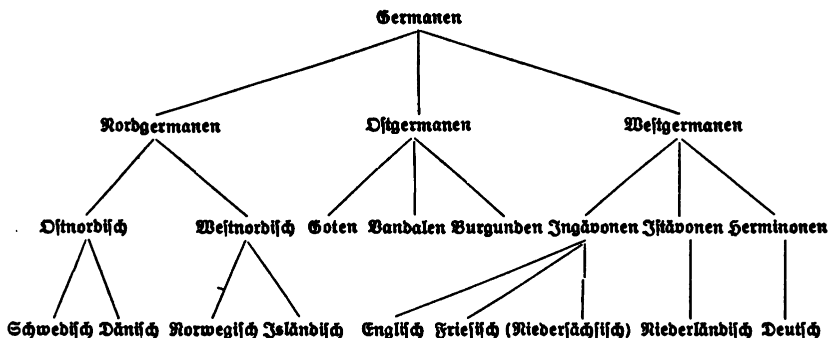
a) Die Ingävonen an der Nordsee. Zu ihnen zählten die Angeln, Sachsen und Jüten einerseits und die Friesen andererseits. Daher faßt man diese Stämme nach ihren sprachlichen Hauptvertretern als Anglo-Friesen zusammen. Die bedeutendste Sprache dieses westgermanischen Zweiges ist das Englische, die Sprache der nach Britannien ausgewanderten Angeln, Sachsen und Jüten. Daneben steht gleichwertig das Friesische, das jedoch im langsamen Absterben begriffen ist; es wird, abgesehen von den friesischen Inseln, nur noch in der holländischen Provinz Westfriesland und in einem kleinen oldenburgischen Gebietsteil gesprochen. Schließlich muß hierher auch das

Niedersächsische gestellt werden, die Sprache derjenigen Sachsen, die nach der Auswanderung der Angelsachsen auf dem Kontinent zurückblieben; doch hat sich diese Sprache nicht rein erhalten, sondern ist schon früh von den im Süden angrenzenden westgermanischen Stämmen beeinflußt und dadurch ihrem ursprünglichen Zweige entfremdet worden.

b) Die *Istävonen* am Rhein. Die Stämme dieser Gruppe schlossen sich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. unter dem Namen *Franken* zusammen. Ein großer Teil davon ließ sich während der Völkerwanderung in Frankreich (daher der Name dieses Landes) nieder und wurde dort romanisiert. Die Mehrzahl der Zurückgebliebenen schloß sich politisch und sprachlich den westgermanischen Nachbarn im Osten und Süden an und bildete jahrhundertelang das Kernvolk des ostfränkischen, später deutschen Reiches. Nur an der Peripherie dieses Reiches, am Niederrhein, hat sich infolge besonderer politischer Vergünstigung eine selbständige fränkische Sprache entwickelt, das *Niederfränkische* oder *Niederländische*.

c) Die *Herminonen* im Binnenland. Hierher gehören die auch Sueven genannten germanischen Stämme, aus denen die *Alamannen*, *Bayern*, *Thüringer* und *Langobarden* hervorgegangen sind. Die letzten haben sich früh abgelöst und sind infolge ihrer Übersiedlung nach Italien (568; daher Lombardei) allmählich romanisiert worden.

Von der westgermanischen Sprachgruppe leitet sich die *deutsche Sprache* ab.



§ 9. Die deutsche Sprache.

Die deutsche Sprache ist heute die Muttersprache von insgesamt etwa 87 Millionen Menschen. Diese verteilen sich auf alle fünf Erdteile. Davon entfallen rund 75 Millionen auf Europa und von diesen wieder 57 Millionen auf das Deutsche Reich.

Der Begriff „deutsch" bezieht sich auf diejenigen westgermanischen Stämme, welche das mittelalterliche deutsche Reich politisch vereinigte. Durch die Lostrennung der Niederlande vom Deutschen Reich hat er später eine Einschränkung erfahren. Das Wort deutsch dient zur Bezeichnung unseres Volkstums etwa seit dem 12. Jahrhundert, als die Kreuzzüge die europäischen Völker miteinander in engere Berührung und damit zum Bewußtsein ihrer völkischen Eigenart brachten. Bis dahin wurden zur Bezeichnung des Volkstums nur die einzelnen Stammesnamen wie Sachsen, Bayern usw. verwandt; da das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht vorhanden war, lag kein Bedürfnis zu einem Gesamtworte vor. Indessen war das Wort deutsch schon lange vor dem 12. Jahrhundert in Gebrauch, nur in engerer und ursprünglicherer Bedeutung. Es begegnet zuerst in der gelehrten Literatur des 8. und 9. Jahrhunderts in der Form theodiscus, mit lateinischer Endung, deutsch theodisk (später diutisc, diutsch), abgeleitet von thiuda (später diota, diet, = Volk), und hieß soviel wie „volksmäßig", zum Volk gehörend. Man gebrauchte es aber zunächst nur zur Bezeichnung der Volkssprache im Gegensatz zur lateinischen Kirchen- und Schriftsprache.

Wie das deutsche Volk Stämme aller drei westgermanischen Zweige, der Ingävonen, Istävonen und Herminonen, in sich vereinigt, so sind auch in seiner Sprache die Mundarten der entsprechenden Stämme bis heute vertreten. Am größten sind die sprachlichen Gegensätze zwischen Süd und Nord; hier gehen die Unterschiede so weit, daß z. B. ein Mecklenburger und ein Tiroler sich nicht verstehen können, wenn jeder seine heimische Mundart spricht. Man teilt daher das deutsche Sprachgebiet in zwei Teile; das im Süden gesprochene Deutsch nennt man Hochdeutsch, das im Norden gesprochene Niederdeutsch. Die Grenze bezeichnet eine Linie, die, von minderwichtigen Ausbiegungen abgesehen, ziemlich gerade von Aachen in nordöstlicher Richtung nach Posen läuft; sie überschreitet den Rhein südlich von Düsseldorf, die Weser nordöstlich von Cassel, die Elbe südlich von Magdeburg, beschreibt zwischen Elbe und Spree eine zungenartige Ausbuchtung nach Südosten, führt südlich von Frankfurt über die Oder und verliert sich dann im polnischen Sprach-

gebiet der Provinz Posen. Nur östlich der Weichsel bei Elbing liegt noch, zur einen Hälfte in West-, zur andern in Ostpreußen, eine hochdeutsche Sprachinsel größeren Umfangs (hochdeutsche Kolonisten des deutschen Ritterordens). Das Niederdeutsche unterscheidet sich besonders dadurch von dem Hochdeutschen, daß es die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung nicht mitgemacht hat (vgl. § 35); das übliche Kennzeichen dafür bildet der sächliche Artikel: hochdeutsch, also südlich der bezeichneten Grenze, heißt er „das“, niederdeutsch, also nördlich, sagt man „dat“.

Das Hochdeutsche überwiegt heute sowohl in seiner räumlichen Ausdehnung wie in der Anzahl seiner Sprachangehörigen beträchtlich. Das Niederdeutsche ist seit Jahrhunderten in beständigem Zurückweichen vor dem Hochdeutschen begriffen; es reichte früher viel weiter nach Süden, noch im 15. Jahrhundert wurde z. B. in Halle niederdeutsch gesprochen. Aber auch im Mittelalter besaß das Hochdeutsche, schon wegen der politischen Vorherrschaft des deutschen Südens, die größere Bedeutung. Vor allem war die hochdeutsche Literatur weit umfangreicher und wertvoller. Daher legt man bei der historischen Gliederung der deutschen Sprache in der Regel nur das Hochdeutsche zugrunde.

Die früheren Entwicklungsstufen der deutschen Sprache kennen wir einmal aus poetischen und prosaischen Denkmälern, zweitens aus Urkunden (seit dem 13. Jahrhundert). Die ältesten schriftlichen Sprachdenkmäler, die sogenannten „Glossen“, stammen aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts, so daß wir also das Werden unsrer Muttersprache durch mehr als ein Jahrtausend verfolgen können. Man teilt diese Zeit in drei Perioden, entsprechend der gewöhnlichen geschichtlichen Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit:

1. Die althochdeutsche (ahd.) Periode. Sie reicht bis 1100. Die Sprache dieser Zeit wird vor allem durch die vollen und verschiedenartigen Vokale in den Endungen charakterisiert, z. B. ahd. fridu = Friede, ahd. boto = Bote, ahd. brannta = brannte.

2. Die mittelhochdeutsche (mhd.) Periode von 1100 bis 1500. Die ahd. vollen Vokale in den Endsilben sind zu tonlosem e abgeschwächt (vgl. § 43).

3. Die neuhochdeutsche (nhd.) Periode, seit ungefähr 1500. Ihr Anfang fällt zusammen mit der Ausbildung einer deutschen Schriftsprache. Als Kennzeichen dient gewöhnlich die Umwandlung der langen mhd. Vokale zu Diphthongen, also î > ei, û > au, iu > eu, z. B. mhd. mîn = mein, mhd. hûs = Haus, mhd.

liute = Leute; ferner die Umwandlung der mhd. Doppellaute zu einfachen Längen, also mhd. ie 〉 ī (geschrieben auch weiter ie), uo 〉 ū, üe 〉 ü, z. B. mhd. liеb = lieb, mhd. guot = gut, mhd. güete = Güte (vgl. § 40).

Dieselbe zeitliche Gliederung, wie bei dem Hochdeutschen, läßt sich auch bei dem Niederdeutschen vornehmen, und man unterscheidet entsprechend Altniederdeutsch (and.), Mittelniederdeutsch (mnd.) und Neuniederdeutsch (nnd.). Dagegen sind die bei den hochdeutschen Perioden als Merkmale angegebenen lautlichen Veränderungen nicht schlechthin übertragbar.

§ 10. Die deutschen Mundarten.

Jede Landschaft, oft schon jeder Ort, weist besondere Spracheigentümlichkeiten auf, durch die ihre Bewohner sich ungewollt von anderen Volksgenossen unterscheiden. Nach den verschiedenen Sprechweisen innerhalb des deutschen Sprachgebiets teilt man dasselbe in Mundarten oder Dialekte ein. Die Grenzen dieser Mundarten lassen sich nicht allgemein feststellen; meist fallen sie mit den Grenzen der alten deutschen Volksstämme zusammen.

Da das hochdeutsche Sprachgebiet in zwei Teile geschieden zu werden pflegt, in Oberdeutsch und Mitteldeutsch, so ergeben sich für die Einteilung der Mundarten drei Hauptgruppen: Oberdeutsch, Mitteldeutsch und Niederdeutsch.

I. Oberdeutsch.

1. Bayerisch (in Bayern und den österreichischen Alpenländern).

2. Alamannisch. Es zerfällt wieder in drei Unterarten; Niederalamannisch in Baden und Elsaß, Hochalamannisch in der Schweiz und Schwäbisch zwischen Lech und Neckar.

II. Mitteldeutsch.

3. Ostfränkisch, am oberen Main, von manchen noch dem Oberdeutschen zugerechnet.

4. Rheinfränkisch, gespalten in Nord- und Südrheinfränkisch; die Mundart umfaßt Deutsch-Lothringen, Rheinpfalz, Nordbaden und Nordwürttemberg, Hessen-Darmstadt und Hessen-Nassau.

5. Mittelfränkisch mit den beiden wichtigen Unterarten: Ripuarisch auf beiden Rheinufern rings um Köln und Moselfränkisch auf beiden Ufern der Mosel und im Westerwald. Zu dieser Mundart gehört auch die Sprache der Siebenbürger Sachsen.

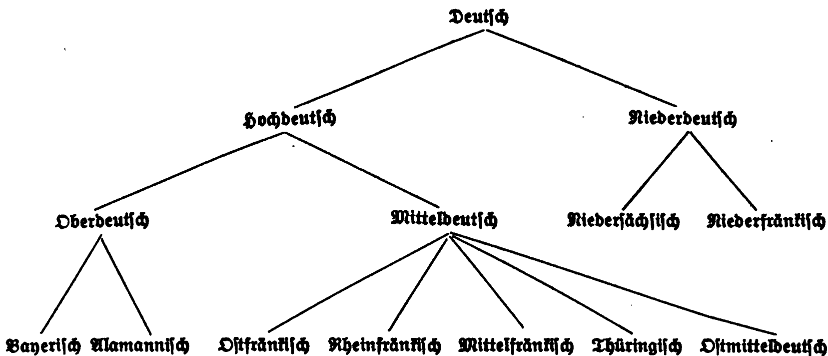
6. Thüringisch im heutigen Thüringen und im Süden der Provinz Sachsen.

7. Ostmitteldeutsch, verschiedene Kolonialmundarten auf ehemals slawischem Boden: Obersächsisch im Königreich Sachsen, in Teilen der Provinz Sachsen und in Nordböhmen, ferner Schlesisch.

III. Niederdeutsch.

8. Niederfränkisch, auf beiden Ufern des Rheins unterhalb von Düsseldorf. Aus dieser Mundart ist das Niederländische hervorgegangen, das in Holland und Belgien sich zu einer selbständigen Schriftsprache entwickelt hat (s. o. S. 9).

9. Niedersächsisch oder Plattdeutsch von der oberen Lippe und Ruhr bis zur Memel; es wird in der Regel in ein ostelbisches und ein westelbisches Platt geschieden.



§ 11. Die Schriftsprache.

In der ahd. Zeit schrieben Dichter und Gelehrte in ihrer Mundart, da es damals noch keine allgemein anerkannte Gemeinsprache gab. Mit dem festeren politischen Zusammenschluß der deutschen Stämme wuchs indessen das Bedürfnis, wenigstens im geschriebenen Deutsch die mundartlichen Verschiedenheiten zu vereinfachen und abzuschleifen. Ein solcher Anlauf läßt sich im 12. Jahrhundert unter der Herrschaft der Staufer nachweisen. In der höfischen Dichtung der deutschen Ritter, im Minnesang, ist bis in den Norden die Sprechart, die dem schriftlichen Ausdruck dient, das Oberdeutsche. Die Heimat dieser oberdeutschen Schriftsprache waren die nördlichen Gebiete des Alamannischen, sowie benachbarte südfränkische Gebiete. Sie hat keine allgemeine Geltung erlangt und

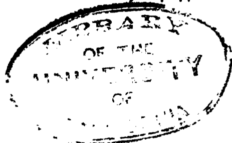
erlosch gegen Ausgang des Mittelalters, wohl im Zusammenhang mit dem Absterben ihres Hauptträgers, des Ritterstandes.

An ihre Stelle trat die **neuhochdeutsche Schriftsprache**, die sich aus ganz anderen Verhältnissen heraus entwickelt und im Laufe der folgenden Jahrhunderte das ganze deutsche Sprachgebiet erobert hat. Sie hat ihren Ursprung in der Sprache, die sich in den Kanzleien ausgebildet hatte. Bis in das 13. Jahrhundert wurden die Urkunden ausschließlich lateinisch abgefaßt. Seit dem Untergang der Staufer und der politischen Beschränkung des Reiches auf das deutsche Sprachgebiet nördlich der Alpen dringt die deutsche Sprache allmählich in die Kanzleien ein. Den ältesten deutschen Urkunden begegnen wir im Südwesten; anfangs sind es zumeist die Städte, die die Muttersprache bevorzugen, langsam folgen die Fürsten und Könige; bereits im 14. Jahrhundert hatte die deutsche Sprache das Übergewicht über die ältere Rivalin erlangt. Alsbald machte sich in den Kanzleien das Bestreben geltend, in allen Schriftstücken eine über der Mundart stehende Sprachform zu beobachten. Die kaiserliche Kanzleisprache wurde vorbildlich. Die kaiserliche Kanzlei hatte unter den Luxemburgern ihren Sitz in Prag. Dementsprechend trug ihre Sprache vorwiegend mitteldeutsches Gepräge unter dem Einfluß des Obersächsischen und der nächst benachbarten kursächsischen Kanzlei; doch wurden gleichzeitig auch viele oberdeutsche, bayerisch-österreichische Eigentümlichkeiten übernommen. Im Gegensatz zu der älteren oberdeutschen Schriftsprache hatte diese **Kanzleisprache** den Vorzug, infolge ihres überwiegend mitteldeutschen Grundbestandes den nördlicheren Mundarten um ein beträchtliches näher zu stehen, ohne sich anderseits den oberdeutschen zu sehr zu entfremden.

Der Übergang zur neuhochdeutschen Schriftsprache vollzog sich, wesentlich gefördert durch **Martin Luthers** Schriften, insbesondere seine Bibelverdeutschung, im 16. und 17. Jahrhundert. Um sich möglichst weit verständlich zu machen, lehnte sich Luther bewußt an die Sprache der Kanzleien an. „Ich brauche," schreibt er, „der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in **eine gewisse** Sprache gezogen." Außerdem erlangte das mitteldeutsche Element dadurch

eine weitere Verstärkung, daß Luther im Wortschatz vielfach auf seine heimische Mundart, das Thüringische, zurückgriff. Da die Lutherbibel in allen Teilen Deutschlands jahrhundertelang die treuesten Leser fand und viele Stücke daraus Wort für Wort auswendig gelernt wurden, so erlangten die darin gebrauchten Sprachformen weiteste Verbreitung. Am schnellsten fand die neue Schriftsprache Anerkennung in Mitteldeutschland, nächstdem, trotz der großen sprachlichen Unterschiede, in Niederdeutschland, da dieses überwiegend protestantisch war; mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist hier die Herrschaft der hochdeutschen Schriftsprache gesichert. Viel langsamer folgten das katholische Süddeutschland und die reformierte Schweiz nach. Hier behaupteten sich bis in das 18. Jahrhundert mundartliche Gegenströmungen. Ihre letzte Vollendung empfing die hochdeutsche Schriftsprache dann durch die klassischen Dichter des 18. Jahrhunderts. Gleichzeitig wurde sie auch auf den beiden Gebieten siegreich, wo sie bisher hinter Fremdsprachen hatte zurückstehen müssen: in der gelehrten Literatur räumte ihr das Lateinische, in der Sprache der Höfe das Französische das lange behauptete Feld. Fortab bildet sie ein unersetzliches und unlösliches Bindemittel für die deutschen Stämme und stärkte ihr Gefühl der Zusammengehörigkeit, bis die Verhältnisse auch für die politische Einigung reif waren. Nur auf einem literarischen Gebiet haben sich die Mundarten neben dem Schriftdeutsch von Anfang bis heute behauptet, in der Dichtung. Sie dienen hier häufig als Mittel einer derben, nicht selten humoristischen Realistik.

Auch heute noch ist die deutsche Schriftsprache nichts in sich Abgeschlossenes oder Fertiges. Wie alle lebenden Sprachen erleidet sie fortgesetzt Veränderungen, wenn auch die Wandlungsfähigkeit durch die Starrheit des Schriftbildes erschwert wird. Namentlich findet ein fortgesetzter Ausgleich zwischen ihr und den Mundarten statt. Während sie sich einerseits an mundartlichem Sprachgut bereichert, drängt sie anderseits die Mundarten immer mehr zurück, indem wenigstens die Gebildeten danach streben, sich auch mündlich möglichst schriftdeutsch auszudrücken, also die Schriftsprache zu einer gesprochenen Sprache zu machen. Das Resultat dieses Bemühens ist ein Mittelding zwischen Schriftsprache und Mundart, das je nach den Umständen bald der einen, bald der anderen näher steht: die sogenannte Umgangssprache. Diese nimmt aus der Schriftsprache vorwiegend die Sprachformen, dagegen aus dem Dialekt die Aussprache der einzelnen Laute sowie Akzent und Quantität, da hierfür die Schriftsprache keinen sichern Anhalt



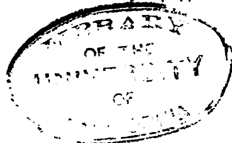
erlosch gegen Ausgang des Mittelalters, wohl im Zusammenhang mit dem Absterben ihres Hauptträgers, des Ritterstandes.

An ihre Stelle trat die neuhochdeutsche Schriftsprache, die sich aus ganz anderen Verhältnissen heraus entwickelt und im Laufe der folgenden Jahrhunderte das ganze deutsche Sprachgebiet erobert hat. Sie hat ihren Ursprung in der Sprache, die sich in den Kanzleien ausgebildet hatte. Bis in das 13. Jahrhundert wurden die Urkunden ausschließlich lateinisch abgefaßt. Seit dem Untergang der Staufer und der politischen Beschränkung des Reiches auf das deutsche Sprachgebiet nördlich der Alpen dringt die deutsche Sprache allmählich in die Kanzleien ein. Den ältesten deutschen Urkunden begegnen wir im Südwesten; anfangs sind es zumeist die Städte, die die Muttersprache bevorzugen, langsam folgen die Fürsten und Könige; bereits im 14. Jahrhundert hatte die deutsche Sprache das Übergewicht über die ältere Rivalin erlangt. Alsbald machte sich in den Kanzleien das Bestreben geltend, in allen Schriftstücken eine über der Mundart stehende Sprachform zu beobachten. Die kaiserliche Kanzleisprache wurde vorbildlich. Die kaiserliche Kanzlei hatte unter den Luxemburgern ihren Sitz in Prag. Dementsprechend trug ihre Sprache vorwiegend mitteldeutsches Gepräge unter dem Einfluß des Obersächsischen und der nächst benachbarten kursächsischen Kanzlei; doch wurden gleichzeitig auch viele oberdeutsche, bayerisch-österreichische Eigentümlichkeiten übernommen. Im Gegensatz zu der älteren oberdeutschen Schriftsprache hatte diese Kanzleisprache den Vorzug, infolge ihres überwiegend mitteldeutschen Grundbestandes den nördlicheren Mundarten um ein beträchtliches näher zu stehen, ohne sich anderseits den oberdeutschen zu sehr zu entfremden.

Der Übergang zur neuhochdeutschen Schriftsprache vollzog sich, wesentlich gefördert durch Martin Luthers Schriften, insbesondere seine Bibelverdeutschung, im 16. und 17. Jahrhundert. Um sich möglichst weit verständlich zu machen, lehnte sich Luther bewußt an die Sprache der Kanzleien an. „Ich brauche," schreibt er, „der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im Römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen." Außerdem erlangte das mitteldeutsche Element dadurch

eine weitere Verstärkung, daß Luther im Wortschatz vielfach auf seine heimische Mundart, das Thüringische, zurückgriff. Da die Lutherbibel in allen Teilen Deutschlands jahrhundertelang die treuesten Leser fand und viele Stücke daraus Wort für Wort auswendig gelernt wurden, so erlangten die darin gebrauchten Sprachformen weiteste Verbreitung. Am schnellsten fand die neue Schriftsprache Anerkennung in Mitteldeutschland, nächstdem, trotz der großen sprachlichen Unterschiede, in Niederdeutschland, da dieses überwiegend protestantisch war; mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist hier die Herrschaft der hochdeutschen Schriftsprache gesichert. Viel langsamer folgten das katholische Süddeutschland und die reformierte Schweiz nach. Hier behaupteten sich bis in das 18. Jahrhundert mundartliche Gegenströmungen. Ihre letzte Vollendung empfing die hochdeutsche Schriftsprache dann durch die klassischen Dichter des 18. Jahrhunderts. Gleichzeitig wurde sie auch auf den beiden Gebieten siegreich, wo sie bisher hinter Fremdsprachen hatte zurückstehen müssen: in der gelehrten Literatur räumte ihr das Lateinische, in der Sprache der Höfe das Französische das lange behauptete Feld. Fortab bildet sie ein unersetzliches und unlösliches Bindemittel für die deutschen Stämme und stärkte ihr Gefühl der Zusammengehörigkeit, bis die Verhältnisse auch für die politische Einigung reif waren. Nur auf einem literarischen Gebiet haben sich die Mundarten neben dem Schriftdeutsch von Anfang bis heute behauptet, in der Dichtung. Sie dienen hier häufig als Mittel einer derben, nicht selten humoristischen Realistik.

Auch heute noch ist die deutsche Schriftsprache nichts in sich Abgeschlossenes oder Fertiges. Wie alle lebenden Sprachen erleidet sie fortgesetzt Veränderungen, wenn auch die Wandlungsfähigkeit durch die Starrheit des Schriftbildes erschwert wird. Namentlich findet ein fortgesetzter Ausgleich zwischen ihr und den Mundarten statt. Während sie sich einerseits an mundartlichem Sprachgut bereichert, drängt sie anderseits die Mundarten immer mehr zurück, indem wenigstens die Gebildeten danach streben, sich auch mündlich möglichst schriftdeutsch auszudrücken, also die Schriftsprache zu einer gesprochenen Sprache zu machen. Das Resultat dieses Bemühens ist ein Mittelding zwischen Schriftsprache und Mundart, das je nach den Umständen bald der einen, bald der anderen näher steht: die sogenannte Umgangssprache. Diese nimmt aus der Schriftsprache vorwiegend die Sprachformen, dagegen aus dem Dialekt die Aussprache der einzelnen Laute sowie Akzent und Quantität, da hierfür die Schriftsprache keinen sichern Anhalt



bietet. Daher wird jede Rede in der Umgangssprache dialektische Färbung tragen und dem Kenner die Heimat des Redenden verraten. Denn die Umgangssprache ist noch weniger als die Schriftsprache etwas Einheitliches, sondern eine in jeder Landschaft anders geartete und anders zusammengesetzte Mischung, die vor der reinen Mundart den Vorzug hat, daß Einheitlichkeit in den Formen und in dem Satzbau herrscht.

Ein Bedürfnis nach Festlegung bestimmter schriftsprachlicher Lautwerte wurde neuerdings in den Kreisen empfunden, die die deutsche Sprache berufsmäßig zum künstlerischen Vortrag anwenden, also namentlich von den Rezitatoren, Deklamatoren, Schauspielern, Predigern u. ä. Das größte Interesse an der einheitlichen Regelung der Aussprache hatte das Theater, da hier oft Personen aus sehr verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets zusammenwirken müssen. Auf Anregung der Theaterleitungen fanden daher 1898 in Berlin Beratungen zwischen den Vertretern des deutschen Bühnenvereins und der deutschen Wissenschaft statt; das Ergebnis war ein Kanon der deutschen Bühnenaussprache, durch den der bisherigen Unsicherheit im kunstmäßigen Vortrag ein Ende gemacht worden ist.

§ 12. Die Schrift.

Bereits vor der Völkerwanderung besaßen die Germanen eine Buchstabenschrift, die sogenannten Runen. Der Name (Rune von ahd. got. rûna = Geheimnis, geheimnisvolle Besprechung, Zauberlied, verwandt mit nhd. „raunen") und die Zeichen der Schrift waren gemeingermanisch. Sie sind um das Jahr 200 n. Chr. nördlich vom Schwarzen Meer bei den Goten entstanden und auf Verkehrswegen zu den verschiedenen germanischen Stämmen gelangt. Von dem römischen Schriftsteller Tacitus (Germania, c. 10), der im ersten Jahrhundert n. Chr. lebte, wird uns berichtet, daß von den Germanen in Buchenstäbchen eingeritzte Zeichen (notae) zum Zauber gebraucht wurden. Die Schriftrunen waren damals noch nicht bekannt. Das älteste Alphabet bestand aus 24 Zeichen oder Buchstaben (ahd. buohstap = Buchenstab, der zum Einritzen der einzelnen Laute bestimmt war). Jedes Zeichen hatte einen Namen. Später ist das gemeingermanische Alphabet von den Angelsachsen erweitert und von den Skandinaviern vereinfacht worden. Nach den ersten sechs Buchstaben war das Runenalphabet auch Futhark genannt; die folgende Übersicht gibt das älteste nordische Alphabet (um 400 n. Chr.) mit einigen späteren Abweichungen:

1. f	ᚠ	9. h	ᚺ	17. t	ᛏ
2. u	ᚢ (ᚢ)	10. n	ᚾ	18. b	ᛒ (ᛒ)
3. th	ᚦ (ᚦ)	11. i	ᛁ	19. ẹ	ᛖ
4. a	ᚨ	12. j	ᛃ (ᛃ)	20. m	ᛗ (ᛗ ᛗ)
5. r	ᚱ (ᚱ)	13. e	ᛇ (ᛇ)	21. l	ᛚ
6. k	ᚲ (ᚲ)	14. p	ᛈ (ᛈ)	22. ng	ᛜ
7. g	ᚷ	15. z	ᛉ	23. o	ᛟ
8. w	ᚹ	16. s	ᛊ (ᛋ)	24. d	ᛞ (ᛞ)

Das Schreibmaterial bildeten hölzerne Stäbe oder Tafeln, in welche die Buchstaben eingeritzt wurden (germ. Wurzel writ, ahd. rizzan, nhd. reißen, daher englisch noch heute write = schreiben). Die ältesten Runendenkmäler sind auf Metall; Runeninschriften auf Stein finden sich als Gedenksteine nur in Skandinavien. Die Runen waren nicht einheimischen Ursprungs, sondern sind durch Nachahmung aus dem griechischen Alphabet und dem lateinischen Alphabet der Kaiserzeit, den sogenannten Majuskeln, entstanden. Diese Umbildung vollzog sich nicht zufällig, sondern läßt sich mit Sicherheit aus der Eigenart des hölzernen Beschreibstoffes und der dadurch bedingten veränderten Schreibweise erklären. So wurden z. B. der Holzfaserung wegen die wagerechten Striche und die Rundungen beseitigt (H zu ᚺ, S zu ᛊ und ᛋ usw.; vgl. oben). Die Skandinavier, bei denen sich der Gebrauch der Runen am längsten erhalten hat, hatten das Runenalphabet seit dem neunten Jahrhundert verkürzt, indem sie sich mit 16 Zeichen begnügten, haben ihm aber später wieder sieben neue Sproßformen, die sog. „punktierten Runen" zugefügt; umgekehrt haben die Angelsachsen die Anzahl der Zeichen um acht vermehrt, um alle Laute ihrer Sprache eindeutig wiederzugeben.

Bei den Westgoten (im heutigen Bulgarien) entstand im 4. Jahrhundert eine Buchschrift, die gotische Schrift, deren Zeichen unter Beibehaltung einiger Buchstaben aus dem Runenalphabet zumeist dem griechischen Alphabet entnommen sind. (Siehe Seite 8.)

Mit dem Vordringen des Christentums traten an Stelle der Runen allmählich lateinische Schriftzeichen. Im übrigen ist der Sieg der lateinischen Schrift über die Runen zugleich der Sieg einer höher entwickelten Technik; an die Stelle des Holzes trat das Pergament, an die Stelle des ritzenden Stichels Feder und Tinte. Doch blieb in Deutschland die neue Schreibkunst (schreiben < lat. scribere) lange Zeit auf die gelehrten kirchlichen Kreise (die Mönche) beschränkt.

Die Bücherschrift war in ganz Westeuropa seit dem 9. Jahrhundert die sogenannte Karolingische Minuskel, ein Alphabet aus lateinischen kleinen Buchstaben mit gerundeten geschmackvollen Formen, das von den Angelsachsen nach dem Festlande gebracht worden war und hier besonders durch die Schreibstube des Angelsachsen Alkuin, des gelehrten Freundes Karls des Großen, verbreitet worden ist. Mit dem 12. Jahrhundert trat dann eine Wandlung ein; der Schriftcharakter veränderte sich, an Stelle der runden lateinischen Schrift trat eine verschnörkelte mit scharf gebrochenen Ecken. Diese war im 15. Jahrhundert, als Gutenberg († 1468) den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfand, in den geschriebenen Büchern üblich. Gutenberg ahmte sie nach und andre Drucker folgten ihm darin. Diese Schrift erhielt den Namen Fraktur. In Italien war man im 14. Jahrhundert unter dem Einfluß der Renaissance wieder zur runden lateinischen Schrift zurückgekehrt und wandte diese unter dem Namen Antiqua auch bei der Einführung des Buchdruckes an. Die beiden Schriftarten entwickelten sich selbständig nebeneinander. Die Gutenbergische Fraktur ist die Mutter unserer heutigen sog. deutschen Druckschrift, die auch noch bei andern Völkern, z. B. den Slawen, Dänen und Finnen, in Gebrauch ist. Die Antiqua wurde von fast allen westeuropäischen Völkern angenommen und macht heute auch in Deutschland mehr und mehr Fortschritte. Von beiden Schriftarten gibt es zahlreiche Unterarten; von der Antiqua als der gerade stehenden lateinischen Schrift zweigte sich schon frühzeitig die oben nach rechts geneigte oder liegende Schrift, die sog. Kursiv, ab (seit 1501). Eine Mittelform zwischen Antiqua und Fraktur, der Fraktur aber näher verwandt, ist die Schwabacher Schrift.

Unsere heutige Schreibschrift nennt man Kurrentschrift, weil die Buchstaben eines Wortes untereinander fortlaufend verbunden sind (von lat. currere = laufen), während die mittelalterliche Schreibschrift sie meist nur eng aneinander rückte, wie heute im Druck, und höchstens einzelne Buchstaben gelegentlich verband. Die regelmäßige fortlaufende Verbindung ist erst seit dem Ausgang des Mittelalters üblich und ermöglicht ein schnelleres Schreiben. Entsprechend den beiden Hauptarten der Druckschrift unterscheidet man auch zwei verschiedene Arten von Schreibschrift, die lateinische entsprechend der Antiqua und die deutsche entsprechend der Fraktur.

Die 27 einfachen Zeichen unserer Schrift (a-z; ſ und s) heißen das Alphabet, nach dem griechischen Namen der beiden ersten Buchstaben a(lpha) und b(eta). Wir unterscheiden ein doppeltes Alphabet, eins der großen und eins der kleinen Buchstaben, die wir beide neben-

einander gebrauchen. Jedes Zeichen bedeutet einen Laut. Wenn wir ein Wort schreiben wollen, müssen wir es erst in seine Laute zerlegen. Daher nennt man diese Schrift Lautschrift. Die italischen Völker haben die Zeichen ihrer Lautschrift von den Griechen, diese wieder von den Phönikern entlehnt, die als deren Erfinder gelten. Sie benutzten zunächst die Bilderschrift, die Hieroglyphen, die von den Ägyptern fast 4000 Jahre lang zu Aufzeichnungen verwandt wurden, und schufen daraus durch fortschreitende Vereinfachung ein Alphabet von 22 Buchstaben, das von rechts nach links geschrieben wurde. Alle europäischen Lautschriften gehen auf die phönikische Erfindung zurück. Dagegen bedienen sich verschiedene Völker, z. B. die Chinesen, einer Wortschrift, in der jedes einzelne Schriftzeichen ein Wort darstellt, andre wie die Japaner, einer Silbenschrift.

Obgleich die von uns angewandte Lautschrift sehr praktisch und vollkommen ist, hat sie doch noch gar manche Mängel. Vor allem reichen ihre 27 Zeichen nicht für alle in unserer Sprache vorhandenen Laute, geschweige denn überhaupt für alle Laute aus. Es fehlen Zeichen selbst für ziemlich häufig vorkommende Laute; in einigen Fällen hat man sich mit Buchstabenverbindungen geholfen, z. B. ch, sch, sz, in andern durch Hinzufügung neuer Zeichen wie bei ä, ö und ü. Daneben stehen wieder mehrere Zeichen für ein und denselben deutschen Laut, so daß mancher Laut doppelt und dreifach vorhanden ist; gleichwertig sind z. B. v und f, ferner k, q und c (vor a und o). Ja, es finden sich sogar einfache Zeichen für Lautverbindungen wie z = c (vor e und i) = ts, ferner x = ks. Die Schrift ist eben auch so wenig wie die Sprache ein Ergebnis planmäßigen Nachdenkens, sondern allmählich aus den Bedürfnissen des praktischen Lebens heraus entstanden.

§ 13. Die deutsche Sprachforschung vor dem 19. Jahrhundert.

Lange bevor man von einer wissenschaftlichen Behandlung der deutschen Sprache, einer germanistischen Wissenschaft, reden kann, beginnt bereits die Betrachtung und Erforschung der deutschen Sprache. Nur waren die zur Verfügung stehenden Hilfsmittel viel zu dürftig, als daß sie zu einer klaren Erkenntnis hätten führen können, und sodann wurden die lediglich auf Erkenntnis gerichteten Bestrebungen weit in den Hintergrund gedrängt von jenen, die den praktischen Bedürfnissen des Alltags dienen und nicht Gesetze finden, sondern Regeln formulieren wollten. So sind diese älteren Gram-

matiken, ähnlich unsern heutigen Schulgrammatiken, fast durchgehends regulativ: sie suchen die Spracherscheinungen nicht zu erklären, sondern nur zur bessern Sprachbeherrschung unter eine Regel zu bringen.

Als im wesentlichen regulativ, also als eine Summe von Vorschriften, müssen wir uns wohl auch die grammatica patrii sermonis vorstellen, die Karl der Große nach dem Zeugnis seines Biographen Einhard (Vita Caroli c. 20) anzulegen angeordnet hat. Während des Mittelalters scheint kein Bedürfnis nach einem derartigen Werke vorhanden gewesen zu sein; der nächste uns erhaltene Versuch stammt aus dem 16. Jahrhundert, aus der Zeit der Reformation und des Humanismus. Durch diese beiden Mächte wurde das Geistesleben in Deutschland mächtig erregt. Zudem schuf die eben erfundene Buchdruckerkunst billigen Lesestoff. Die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, und zwar in deutscher Sprache, wurde in weiten Kreisen bis in die Bauernstuben hinein als erstrebenswertes Bildungsziel empfunden und von den Reformatoren geradezu gefordert. So entstanden eine ganze Reihe Hilfsbücher, meist für den Selbstunterricht. Das wichtigste war „Ein Teütsche Grammatica“ (um 1534) von Valentin Ickelsamer aus Rothenburg a. T. Bezeichnend ist der Untertitel: „Darausz einer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum Teutschen lesen vnd desselben Orthographia mangel vnd überfluß, auch anderm vil mehr, zu wissen gehört. Auch etwas von der rechten art vnnd Etymologia der Teütschen sprach vnd wörter, vnd wie man die Teütschen wörter in jre silben theylen, vnd zusamen Buchstaben soll.“ Abgesehen von dem etymologischen Abschnitt war das Ganze nicht viel mehr als eine Anleitung zum Lesen und Rechtschreiben.

Eine systematische Behandlung der deutschen Sprache bot zum ersten Male das Buch des Straßburger Notars Albert Oelinger: „Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu institutio verae Germanicae linguae“ (1574). Es war aus einem ganz anderen Bedürfnis erwachsen, als Unterlage für den Unterricht, den der Verfasser einigen Ausländern, französischen Edelleuten, erteilt hatte. Das Buch behandelt die deutsche Grammatik in lateinischer Sprache ganz nach dem Muster der antiken, bespricht zuerst die Buchstaben und deren Aussprache, dann die einzelnen Redeteile, gibt hierauf eine kurze Syntax und eine noch kürzere Prosodie. In vieler Beziehung wörtlich mit dem Werk Oelingers stimmt eine kurz vorher erschienene Grammatik überein: „Teütsch Grammatick oder

Sprach-Kunst usw. per Laurentium Albertum Ostrofrancum" (1573). Es scheint, daß Albertus die Arbeit Oelingers irgendwie benutzt hat, doch hat er auch manches Besondere, was als sein Eigentum gelten muß. Weit größeres Ansehen als diese beiden Bücher erlangte die „Grammatica Germanicae linguae M. Johannis Claji Hirtzbergensis: Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta" (1578). Clajus schloß sich, wie schon der Titel sagt, eng an Luther an, dessen Sprache ihm die Richtschnur wurde. Obwohl seine Leistung sonst in manchem hinter der seiner beiden Vorgänger zurückstand, z. B. ordnete er die Verben nur nach ihren Endsilben auf en, ben, den usw., so fand seine Grammatik doch Eingang in den Schulen und wurde noch im 18. Jahrhundert neu aufgelegt.

Die erste gründliche Darstellung der deutschen Grammatik in deutscher Sprache stammt von Johannes Kromayer: „Deutsche Grammatica, Zum newen Methodo, der Jugend zum besten, zugerichtet für die Weimarische Schuel usw." (1618). Der Bruch mit der lateinischen Sprache im Unterricht war eine Wirkung der pädagogischen Bestrebungen Wolfgang Ratkes (Ratichius), der der deutschen Sprache eine größere Bedeutung im Unterricht zu sichern suchte. In ähnlicher Richtung wirkten die deutschen Sprachgesellschaften, die damals nach italienischem Muster gestiftet wurden. Der Arbeit Kromayers folgten eine Reihe ähnlicher Werke; beachtenswert wegen ihrer Vollständigkeit ist darunter die „Teutsche Sprachkunst" (1641) des Braunschweigers Justus Georg Schottelius (1612—1676), eines Mannes, der sich mit Liebe und Gründlichkeit dem Studium der deutschen Sprache widmete. Sein Hauptwerk, in das er auch die Sprachkunst mit aufnahm, ist die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache" (1663). Ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und von Hause Jurist, begnügte er sich nicht mit den üblichen Äußerlichkeiten, sondern suchte wirklich in den Bau der Sprache einzudringen. Er studierte die ältere deutsche Literatur, soweit sie veröffentlicht oder ihm zugänglich war; bereits lagen Otfried (1571 hrsg. v. Flacius Illyricus) und das Annolied (1639 hrsg. v. Opitz) vollständig, Notker, die Minnesänger und die gotischen Sprachreste in Bruchstücken vor, während die gotischen Evangelien des Wulfila erst 1665 in authentischer Ausgabe von dem Holländer Franciscus Junius erschienen. Zwar sind Schottels historische Studien weniger den grammatischen als den lexikalischen Teilen seines Werkes zu gute gekommen; immerhin zeigt er z. B. in der Einteilung der Verben sichtliche Fortschritte gegenüber seinen Vorgängern. Er unterscheidet zwei Konjugationen: „die gleichfließende (regularis) und

matiken, ähnlich unsern heutigen Schulgrammatiken, fast durchgehends **regulativ**: sie suchen die Spracherscheinungen nicht zu erklären, sondern nur zur bessern Sprachbeherrschung unter eine Regel zu bringen.

Als im wesentlichen regulativ, also als eine Summe von Vorschriften, müssen wir uns wohl auch die grammatica patrii sermonis vorstellen, die **Karl der Große** nach dem Zeugnis seines Biographen Einhard (Vita Caroli c. 20) anzulegen angeordnet hat. Während des Mittelalters scheint kein Bedürfnis nach einem derartigen Werke vorhanden gewesen zu sein; der nächste uns erhaltene Versuch stammt aus dem 16. Jahrhundert, aus der Zeit der Reformation und des Humanismus. Durch diese beiden Mächte wurde das Geistesleben in Deutschland mächtig erregt. Zudem schuf die eben erfundene Buchdruckerkunst billigen Lesestoff. Die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, und zwar in deutscher Sprache, wurde in weiten Kreisen bis in die Bauernstuben hinein als erstrebenswertes Bildungsziel empfunden und von den Reformatoren geradezu gefordert. So entstanden eine ganze Reihe Hilfsbücher, meist für den Selbstunterricht. Das wichtigste war „Ein Teütsche Grammatica“ (um 1534) von **Valentin Ickelsamer** aus Rothenburg a. T. Bezeichnend ist der Untertitel: „Darausz einer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum Teutschen lesen vnd desselben Orthographia mangel vnd überfluß, auch anderm vil mehr, zu wissen gehört. Auch etwas von der rechten art vnnd Etymologia der Teütschen sprach vnd wörter, vnd wie man die Teütschen wörter in jre silben theylen, vnd zusamen Buchstaben soll.“ Abgesehen von dem etymologischen Abschnitt war das Ganze nicht viel mehr als eine Anleitung zum Lesen und Rechtschreiben.

Eine systematische Behandlung der deutschen Sprache bot zum ersten Male das Buch des Straßburger Notars **Albert Oelinger**: „Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu institutio verae Germanicae linguae“ (1574). Es war aus einem ganz anderen Bedürfnis erwachsen, als Unterlage für den Unterricht, den der Verfasser einigen Ausländern, französischen Edelleuten, erteilt hatte. Das Buch behandelt die deutsche Grammatik in lateinischer Sprache ganz nach dem Muster der antiken, bespricht zuerst die Buchstaben und deren Aussprache, dann die einzelnen Redeteile, gibt hierauf eine kurze Syntax und eine noch kürzere Prosodie. In vieler Beziehung wörtlich mit dem Werk Oelingers stimmt eine kurz vorher erschienene Grammatik überein: „Teütsch Grammatick oder

Sprach-Kunst usw. per Laurentium Albertum Ostrofrancum" (1573). Es scheint, daß Albertus die Arbeit Oelingers irgendwie benutzt hat, doch hat er auch manches Besondere, was als sein Eigentum gelten muß. Weit größeres Ansehen als diese beiden Bücher erlangte die „Grammatica Germanicae linguae M. Johannis Claji Hirtzbergensis: Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta" (1578). Clajus schloß sich, wie schon der Titel sagt, eng an Luther an, dessen Sprache ihm die Richtschnur wurde. Obwohl seine Leistung sonst in manchem hinter der seiner beiden Vorgänger zurückstand, z. B. ordnete er die Verben nur nach ihren Endsilben auf en, ben, den usw., so fand seine Grammatik doch Eingang in den Schulen und wurde noch im 18. Jahrhundert neu aufgelegt.

Die erste gründliche Darstellung der deutschen Grammatik in deutscher Sprache stammt von Johannes Kromayer: „Deutsche Grammatica, Zum newen Methodo, der Jugend zum besten, zugerichtet für die Weimarische Schuel usw." (1618). Der Bruch mit der lateinischen Sprache im Unterricht war eine Wirkung der pädagogischen Bestrebungen Wolfgang Ratkes (Ratichius), der der deutschen Sprache eine größere Bedeutung im Unterricht zu sichern suchte. In ähnlicher Richtung wirkten die deutschen Sprachgesellschaften, die damals nach italienischem Muster gestiftet wurden. Der Arbeit Kromayers folgten eine Reihe ähnlicher Werke; beachtenswert wegen ihrer Vollständigkeit ist darunter die „Teutsche Sprachkunst" (1641) des Braunschweigers Justus Georg Schottelius (1612—1676), eines Mannes, der sich mit Liebe und Gründlichkeit dem Studium der deutschen Sprache widmete. Sein Hauptwerk, in das er auch die Sprachkunst mit aufnahm, ist die „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache" (1663). Ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und von Hause Jurist, begnügte er sich nicht mit den üblichen Äußerlichkeiten, sondern suchte wirklich in den Bau der Sprache einzudringen. Er studierte die ältere deutsche Literatur, soweit sie veröffentlicht oder ihm zugänglich war; bereits lagen Otfried (1571 hrsg. v. Flacius Illyricus) und das Annolied (1639 hrsg. v. Opitz) vollständig, Notker, die Minnesänger und die gotischen Sprachreste in Bruchstücken vor, während die gotischen Evangelien des Wulfila erst 1665 in authentischer Ausgabe von dem Holländer Franciscus Junius erschienen. Zwar sind Schottels historische Studien weniger den grammatischen als den lexikalischen Teilen seines Werkes zu gute gekommen; immerhin zeigt er z. B. in der Einteilung der Verben sichtliche Fortschritte gegenüber seinen Vorgängern. Er unterscheidet zwei Konjugationen: „die gleichfließende (regularis) und

die ungleichfließende (irregularis) oder die ordentliche und unordentliche"; die ungleich fließende entsprach etwa unserer starken Konjugation. An Gelehrsamkeit fehlte es auch dem Kieler Professor Daniel Georg Morhof nicht, der in seinem „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie" (1682) eine Sprach- und Literaturgeschichte geben wollte. Er hat bereits die Arbeiten des Franz Junius benutzt, zeigt aber wenig Kritik und weniger Gründlichkeit als Schottelius. Gegenüber diesen gelehrten Werken verfolgte Joh. Bödiker mit seiner Grammatik „Grundsätze der deutschen Sprache im Reden und Schreiben" (1690) wieder mehr praktische Zwecke. Als Schulbuch gedacht, gibt sie die Regeln in kurzen und bündigen Sätzen und hat die Festsetzung der deutschen Schriftsprache erheblich gefördert. Sehr wenig glücklich ist Bödiker dagegen in seinen historischen Konstruktionen, indem er u. a. eine sprachliche Abhängigkeit des Deutschen vom Hebräischen annimmt.

In der Folgezeit wirkte dann vor allem Leibniz anregend, der wie Schottel der deutschen Sprache ein vaterländisches Interesse entgegenbrachte, ohne jedoch mit einem selbständigen sprachlichen Werke hervorzutreten. Er betonte in verschiedenen Schriften die Bedeutung der älteren Sprache und der Mundarten für die Erkenntnis und empfahl die Etymologie und Sprachvergleichung als wichtige Hilfsmittel der sprachhistorischen Forschung. Seine Gedanken setzte zum Teil sein Schüler Joh. Georg Eckhart in die Tat um, der sein Interesse vor allem der Etymologie zuwandte und in einem groß angelegten Werke „Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi" (1711) offenbarte; es sollte nur die Vorarbeit zu einem Lexicon etymologicum sein, das aber nicht erschienen ist. Dagegen erschienen bald darauf einige andere bedeutende lexikalische Arbeiten. Das „Glossarium Teutonicum" (1728) von Elias Frick u. a., als dritter Band von Schilters Textsammlung Thesaurus antiquitatum Teutonicarum, ist grammatikalisch noch sehr verworren, aber wegen seiner reichlichen Berücksichtigung der ahd. Literatur lange Zeit unentbehrlich gewesen; das Glossarium Germanicum Joh. Georg Wachters (1737) war dagegen vorwiegend etymologisch und berücksichtigte sämtliche germanische Dialekte überhaupt. Durch mehrere deutsche Wörterbücher hat sich der Breslauer Arzt Christ. Ernst Steinbach verdient gemacht; er war auch der erste, der in einer kleinen Grammatik „Kurtze und gründliche Anweisung zur deutschen Sprache" (1724) die Annahme unregelmäßiger Verben verwarf und diese vielmehr in Klassen zu ordnen versuchte. Von Leibniz persönlich angeregt war noch der Berliner Schulmann und

Rektor des grauen Klosters Johann Leonhard Frisch. Er veranstaltete eine verbesserte Ausgabe des Bödikerschen Buches und verfaßte selbst ein ausgezeichnetes „Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch“ (1741), das sprachlich bis in das 15. Jahrhundert zurückgriff und reichliches Material, teilweise mit Belegstellen, beibrachte.

Viel bedeutender sind die Ergebnisse, welche die historische Sprachforschung um diese Zeit in zwei anderen europäischen Ländern aufweist. In England kam der Theolog George Hickes, angeregt durch die Arbeiten des Junius, zuerst zu einer vergleichenden Behandlung der germanischen Sprachen, die er in seinem Werke Antiquae literaturae Septentrionalis libri duo (1705) veröffentlichte. Durch die Arbeiten von Hickes wurde wieder der Niederländer Lambert ten Kate so weit gefördert, daß er als erster in Europa eine an wissenschaftliche Erkenntnis streifende Einsicht in den Bau der germanischen Sprachen gewann und darin als nächster Vorgänger Jacob Grimms gelten muß. In seinem Hauptwerke „Aenleiding tot de kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Spraeke“ (1723) brach er mit der bisherigen Auffassung von den starken oder unregelmäßigen Verben und versuchte auf Grund des Ablauts eine Einteilung dieser Verben für alle germanischen Sprachen insgesamt.

Das folgende Zeitalter der Aufklärung war den sprachhistorischen Forschungen nicht günstig. Man sah auf das Mittelalter mitleidig herab und glaubte, wie hinsichtlich der anderen geistigen Gebiete, so auch in der Sprache längst auf einer viel höheren Stufe der Vollkommenheit zu stehen. So hat diese Periode weniger als die vorausgegangenen in der historischen Erkenntnis der Sprache geleistet und nahezu alles an eine regulative Behandlung gesetzt. Dieser Geist verkörpert sich in zwei Männern, die mit ihren Erfolgen alle früheren Grammatiker in den Schatten gestellt haben, Gottsched und Adelung. Der Leipziger Professor Johann Christoph Gottsched (1700—1766), am bekanntesten durch seine kritische Tätigkeit auf dem Gebiete der schönen Literatur, erblickte seine eigentliche Aufgabe in der grammatischen Regelung und Festsetzung der deutschen Schriftsprache zum praktischen literarischen Gebrauch. Sein Hauptwerk ist die „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst“ (1748); später erschien davon ein Auszug als „Kern der deutschen Sprachkunst“ (1753). Beide Bücher erlebten zahlreiche Auflagen; sie zeigen weniger Gründlichkeit und Eigenart als Klarheit und leichte Faßlichkeit in den Regeln. Zugrundegelegt ist die Sprache der Gebildeten in Obersachsen und der „besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts“. Dagegen erkennt Gottsched die

Sprache der älteren Literatur, selbst die Luthers, nicht mehr als mustergiltig an. Auch nachdem sein literarischer Ruhm längst verblaßt war, standen seine grammatischen Arbeiten noch in Ansehen und wurden erst durch die Bücher Adelungs verdrängt. Mit Adelung erreicht die regulative Grammatik den Gipfelpunkt; gleiches Ansehen hat sie weder vorher noch nachher wieder genossen. Der Pommer Johann Christoph Adelung (geboren 1732 in Spantekow bei Anklam, gestorben 1806 als Oberbibliothekar in Dresden) hat die Bahnen Gottscheds weiter verfolgt und stimmt mit seinem Vorgänger in den Zielen nahezu völlig überein, übertrifft ihn aber an Vielseitigkeit des Wissens. Auch rein äußerlich ist er nur der Fortsetzer und Vollender des von Gottsched begonnenen Regelwerks. Ein Buchhändler forderte ihn auf, das von Gottsched geplante, aber nicht mehr ausgeführte deutsche Wörterbuch auszuarbeiten. So entstand als sein erstes größeres sprachliches Werk der „Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart" (1774—1786). Das Buch fand beifällige Aufnahme und schuf ihm ein gewaltiges Ansehen, so daß ihn der preußische Minister v. Zedlitz aufforderte, eine deutsche Grammatik für die preußischen Schulen zu schreiben. Das Ergebnis war die „Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen" (1781). Im folgenden Jahre ergänzte er dann dieses schon verhältnismäßig umfängliche Buch noch durch sein „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache zur Erläuterung der deutschen Sprachlehre für Schulen" (1782). Obwohl durchaus nicht ohne sprachhistorische Kenntnisse, war er doch von einer historischen Würdigung und Behandlung der Sprache weit entfernt. Mit gleicher Geringschätzung sah er auf die ältere Sprache wie auf die Mundarten herab und suchte alles Volkstümliche, alle „niedrigen", unedlen Wörter und Wendungen, auszumerzen. Sein Ziel war Klarheit und Wohlanständigkeit. Als Sohn der Aufklärung sah er auch in der Geschichte der Sprache eine Entwicklung von verworrenen zu klaren Begriffen wirksam und suchte diese für sein Teil zu fördern. Sein bestes Rüstzeug war die große logische Schärfe seines Verstandes. Durch die Empfehlung von leitender Stelle erhielten seine Bücher einen außerordentlich großen Wirkungskreis. Seine Regeln gingen in zahlreiche andere Schulgrammatiken über und sind bis heute in der Literatur dieser Art vielfach getreulich erhalten. Mittelbar beruht unsere gegenwärtige regulative Grammatik in Flexion und Syntax, besonders in der Starrheit der Konstruktionsweise, noch immer auf Adelungs Vorschriften.

Neben den Erfolgen der regulativen Grammatik erscheinen die Früchte der rein gelehrten Untersuchungen in diesem Zeitraum nur gering. Die Anregungen Leibnizens wirkten auf dem Gebiete der Wortforschung weiter und ließen vor allem eine Reihe dialektischer Wörterbücher entstehen: Idioticon Hamburgense von Michael Richey (1743); Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuches (1767 f.) u. ä. Durch historische Forschungen einen Namen gemacht hat sich der schwäbische Pfarrer Friedrich Karl Fulda. In seinen zahlreichen Büchern, besonders in der Preisschrift „Über die zween Hauptdialekte der teutschen Sprache" (1773) und in der „Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter" (1776) zeigt er eine höhere Wertschätzung sowohl der Mundarten wie der älteren Sprache; jedoch ist auch er von einer objektiven historischen Behandlung weit entfernt und jagt willkürlichen Ideen und Spekulationen nach. Eine regulative Grammatik hat er, mehr vom oberdeutschen Standpunkt aus, in den „Grundregeln der teutschen Sprache" (1778) gegeben.

§ 14. Die Entstehung und Entwicklung der deutschen Sprachwissenschaft.

Die Romantik überwand die Aufklärung, indem sie das Unzureichende der nüchternen Verstandestätigkeit dartat und für die andern seelischen Kräfte, das Gemüt, die Phantasie, daneben die Gleichberechtigung verlangte; damit fiel auch die Vorstellung von einer gleichmäßig vorwärts schreitenden, stetig wachsenden geistigen Entwicklung. Gerade die Geisteskräfte, die sich jetzt neuer Wertschätzung erfreuten, glaubte man in der älteren Zeit in reicherem Maße als in der Gegenwart zu finden; dadurch wurde die Bahn frei für eine bessere Erkenntnis der Vergangenheit. So wurzelt auch die deutsche Sprachwissenschaft mit ihrer historischen Seite in der Romantik.

Die neuen Ideen stammen von Herder, der sich ganz besonders auch mit dem Ursprung und der Entwicklung der Sprache beschäftigte; er erkannte als erster, daß die Sprache nichts Willkürliches, keine einmalige Schöpfung, sondern etwas mit Notwendigkeit aus der menschlichen Natur heraus Gewordenes sei („Über den Ursprung der Sprache", 1772). Er verglich den Entwicklungsgang der Sprache mit den Lebensaltern des Menschen. Dieser Vergleich war schief, aber insofern fruchtbar, als dadurch auf die einzelnen Entwicklungsstufen neues Licht fiel und jede als eine in ihrer Art vollkommene Ausprägung der vorhandenen Kräfte erschien. In gleicher Weise wurden die verschiedenen Sprachen überhaupt

und in ihrem Verhältnis zueinander aufgefaßt; man erkannte, daß jede völkisch bedingt und in ihrer besonderen Art wertvoll war. Dadurch wurde das Sprachstudium gefördert und der Boden für die Sprachvergleichung vorbereitet. Einer der bekanntesten unter den als „Romantische Schule" zusammengefaßten Schriftstellern, Friedrich Schlegel, gab den unmittelbaren Anlaß dazu durch sein Werk „Über die Sprache und Weisheit der Indier" (1808), worin er die Verwandtschaft des Sanskrit mit den anderen indogermanischen Sprachen aus der Übereinstimmung in den Wurzeln und im flexivischen Bau folgerte. Von Schlegel angeregt, wurde der Philolog Franz Bopp der Begründer der vergleichenden (indogermanischen) Sprachwissenschaft; mit dem Rüstzeug der Philologie ging er den Andeutungen Schlegels nach und gab einen methodisch ausgeführten Vergleich in seiner Schrift „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache" (1816). Zu ähnlichen Ergebnissen kam gleichzeitig völlig unabhängig der Däne Rasmus Kristian Rask, der, vom Altnordischen ausgehend, vor allem sich mit dem Studium der germanischen Sprachen beschäftigte und von tiefgehendem Einfluß auf den Begründer der historischen Behandlung der Grammatik, auf Jacob Grimm, gewesen ist.

Die Brüder oder Gebrüder Grimm (letzteren Ausdruck brauchten sie selbst), Jacob und Wilhelm Grimm, wurzeln mit ihren Anfängen ganz in der romantischen Literaturbewegung und ihrem gefühlsmäßigen Überschwang. Erst durch eindringende philologische Kleinarbeit haben sie sich zur Erkenntnis hindurchgerungen; doch bestand ihre Größe immer mehr in der Intuitionskraft und in der Großzügigkeit der Ideen, als in der logischen Schärfe der Einzelerkenntnis. Nicht auf das Individuelle, sondern auf das Typische war ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Für die deutsche Sprachwissenschaft ist vornehmlich der ältere der beiden, Jacob Grimm, geboren am 4. Januar 1785 in Hanau, gestorben 20. Sept. 1863 in Berlin, bahnbrechend geworden. Seine „Deutsche Grammatik" (1819 ff.) gilt noch heute, obwohl in der Deutung der Spracherscheinungen bereits veraltet, als das grundlegende Werk der deutschen Sprachwissenschaft. Denn sie gab unter Benutzung der Vorarbeiten von ten Kate, Fulda und Rask zum ersten Male einen vollständigen Überblick über das gesamte germanische Sprachgebiet. Die Veröffentlichung des ganzen Werkes hat sich lange hingezogen; der vierte und letzte Teil, der die Syntax behandelt, erschien 1837, doch ist er insofern nicht vollständig, als nur der einfache Satz darin zur Darstellung gelangt ist.

Die Grundlegung der deutschen Sprachwissenschaft fällt in eine Zeit, da das deutsche Nationalgefühl durch die Napoleonischen Kriege eben neu erwacht und außerordentlich erregt war. Die Erforschung der deutschen Vergangenheit auch in sprachlicher Hinsicht wurde in gewissem Sinne als eine Ehrenpflicht der Nation empfunden, und es stellten sich viele Kräfte in den Dienst der jungen Wissenschaft. Als eine Ergänzung Jacob Grimms kann man den Bayern Johann Andreas Schmeller bezeichnen, der vor allem den von Grimm weniger beachteten Mundarten seine Aufmerksamkeit widmete. Seine Hauptwerke sind „Die Mundarten Bayerns grammatikalisch dargestellt" (1821) und das „Bayerische Wörterbuch" (1824 ff.), die für ähnliche Arbeiten vorbildlich wurden. Besonders gefördert wurde die Sprachwissenschaft durch Textausgaben, die in diesem Zeitraum veröffentlicht wurden; die Schriften aller hervorragenderen deutschen Schriftsteller des Mittelalters erschienen in kritischen Ausgaben und boten der Sprachforschung ein reiches Material. Unter den Mitarbeitern Grimms sind vor allem Lachmann, Haupt, Müllenhoff, Weinhold, Holtzmann, Pfeiffer, Bartsch und Zarncke zu nennen. Von Grimms eigenen Arbeiten waren der Sprachforschung im besonderen noch die „Geschichte der deutschen Sprache" (1848) und das von ihm gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm begonnene, großangelegte „Deutsche Wörterbuch" (1852 ff.) gewidmet. Das von hervorragenden Germanisten, wie Rudolf Hildebrand († 1894), Lexer, M. Heyne, fortgesetzte Wörterbuch ist bis heute noch unvollendet. Beide Werke stehen jedoch in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft hinter der „Deutschen Grammatik" zurück. Diese hielt die folgenden Jahrzehnte die gesamte germanistische Wissenschaft in ihrem Banne. Grimms Aufstellungen wurden wohl in Einzelheiten verbessert und ergänzt, aber im allgemeinen blieb es bei dem bisher Erreichten; neue Wege wurden weder gesucht noch gefunden.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts änderte sich das. Neue Antriebe, die von verschiedenen Seiten ausgingen, wirkten zusammen zu einer wesentlichen Erweiterung der bisherigen Methoden und Erkenntnisse. Seit Herder war den psychischen Vorgängen bei der Sprechtätigkeit nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, bis Wilhelm von Humboldt mit seiner Abhandlung „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" (1836) diese Frage aufs neue in Fluß brachte. Eingehende Forschungen hat ihnen dann der Psycholog Heymann Steinthal gewidmet: „Der Ursprung der Sprache" (1851); „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" (1860) u. ä. Seine Ergebnisse, von der Sprachwissen-

schaft erst zweifelnd und mit Mißtrauen betrachtet, wurden allmählich anerkannt und von Hermann Paul in seinen grundlegenden „Principien der Sprachgeschichte“ (1880) zum Ausbau der neuen methodischen Grundsätze verarbeitet. In neuester Zeit hat Wilhelm Wundt die Ideen Steinthals weiterentwickelt („Völkerpsychologie“, Band 1, 1900).

Noch wichtiger wurden zunächst die Forschungen, die man bezüglich der physiologischen Bedingungen der Sprechtätigkeit anstellte. Die Grimmsche Schule hatte sich wenig darum gekümmert. Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Laute lieferte zuerst der Wiener Physiolog Ernst Brücke in seinem Buche „Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute“ (1856). Ihre Resultate wurden von Wilhelm Scherer auf die ältere deutsche Sprache angewandt, indem er den Lautwert der überlieferten Schriftzeichen festzustellen strebte. Sein geistvolles Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ (1868, 3. Aufl. 1890) gab den unmittelbaren Anstoß zu einer gründlichen Nachprüfung aller bisherigen sprachwissenschaftlichen Ergebnisse. Gleichzeitig war auch von englischen und nordischen Forschern der Lautphysiologie eine gründliche Beachtung geschenkt worden. Durch sie wurde Eduard Sievers angeregt, der seine Forschungen in den „Grundzügen der Lautphysiologie zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen“ (1876) niederlegte (neubearbeitet 1881 als „Grundzüge der Phonetik“). Die phonetischen Studien wurden gleich fruchtbar für die lebenden Mundarten wie für die älteren Sprachzustände. Die deutsche und die indogermanische Sprachwissenschaft erfuhren dadurch eine Reihe überraschender Aufschlüsse. Zahlreiche neue Lautgesetze wurden gefunden, zugleich wuchs die Erkenntnis von der strengen Konsequenz der Lautgesetze, indem die Anzahl der Ausnahmen und Durchbrechungen immer mehr zusammenschrumpfte. Die Erforschung der germanischen Sprachen förderten außer den schon Genannten besonders noch Behaghel, Braune, Brenner, Burdach, Sophus Bugge, Erdmann, Kluge, Kögel, Roethe, Siebs, W. Streitberg, Verner, Viëtor, Wilmanns u. a. Bezeichnenderweise war es auch in diesem Zeitabschnitte nächst der im Vordergrund stehenden Lautlehre vor allem die Wortlehre, der sich die Aufmerksamkeit der Forscher zuwandte, während die Satzlehre auch diesmal dahinter zurückblieb.

Der vergleichenden Sprachforschung hat zuerst August Schleicher die Wiederherstellung der indogermanischen Ursprache

als Ziel gesteckt in seinem „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" (1861). Zwar zeigte sich bald, daß dies Ziel schwerlich jemals gänzlich zu erreichen ist, trotzdem wirkt die Aufgabe bis heute höchst fördernd als Idealprinzip.

Die praktischen Zwecken dienende Grammatik verhielt sich gegenüber den Ergebnissen der Forschung lange Zeit ablehnend und beharrte auf einem ausschließlich regulativen Standpunkt. Besonderen Einfluß gewann in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der praktische Arzt Karl Ferd. Becker († 1849), der in zahlreichen grammatischen Schriften den logischen Standpunkt im Gegensatz zum historischen der Wissenschaft mit großer Schärfe durchführte und die Sprache als einen streng logischen Organismus darzutun bemüht war. Historische Erkenntnis paarte mit maßvoller Regelgebung K. W. L. Heyse in seinem „Ausführlichen Lehrbuch der deutschen Sprache" (1838 ff.). Seitdem hat die Berücksichtigung der historischen Verhältnisse auch in der Schulgrammatik Fortschritte gemacht. Wie groß indessen auch heute noch die Macht der regulativen Grammatik ist, wie sehr sich ihr selbst die Gebildeten beugen, hat schlagend der große Erfolg von Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten" (1891) bewiesen, worin eine starke Persönlichkeit, gestützt auf ein ausgeprägtes Stilgefühl, sich zum Gesetzgeber gegenüber der Masse aufwarf; Wustmanns Kritik an den einzelnen Spracherscheinungen ist zwar häufig schief und unzutreffend, doch hat er sich verdient gemacht dadurch, daß er die Natürlichkeit und Einfachheit der gesprochenen Sprache gegenüber dem gespreizten Zeitungs- und Aktenstil hervorhob. Daneben haben maßvolle Sprachführer, die ihre Aufgabe mit Berücksichtigung der historischen Verhältnisse und ohne Vergewaltigung der Sprache zu lösen suchten, wie Theodor Matthias mit seinem gediegenen Werke „Sprachleben und Sprachschäden" (1892), weniger Beachtung gefunden.

Zweiter Teil.

Lautlehre.

Erstes Kapitel.

Lautbildung.

§ 15. Die Erzeugung der Laute.

Das Verständigungsmittel für das menschliche Gemeinschaftsleben, die Sprache, setzt sich aus Lauten zusammen. Die Laute sind die einfachsten Elemente der Sprache. Die Lehre von der Bildung, der besonderen Art und dem Verhältnis der Laute zueinander heißt Phonetik oder Lautphysiologie; deren Geschichte siehe § 14.

Um einen Laut zu erzeugen, sind notwendig: der durch die Lungen erzeugte Atmungsstrom, eine schallbildende Hemmung desselben im Kehlkopf oder dessen Ansatzrohr durch Verschluß oder Verengung, sowie ein durch dieses Ansatzrohr gebildeter Resonanzraum, der dem Schall eine bestimmte Färbung gibt.

Für gewöhnlich, während der ruhigen Atmung, gleitet der aus den Lungen kommende Luftstrom ungehemmt und geräuschlos durch Kehlkopf und Ansatzrohr; die Lautwerkzeuge befinden sich in Ruhelage. Wenn ich sprechen will, muß ich die Lautwerkzeuge erst dazu einstellen; diese Einstellung nennt man Artikulation.

Die Ausatmung (Exspiration) läßt sich beschleunigen oder verlangsamen, verstärken oder schwächen. Nach der Stärke des Luftstromes unterscheidet man starke, schwache und gemurmelte Laute: Vollstimme, Flüsterstimme, Murmelstimme.

§ 16. Die Einteilung der Laute.

Die in der menschlichen Sprache verwendeten Laute heißen Sprachlaute, die in einer bestimmten Sprache vorkommenden Laute bilden deren Lautbestand.

Die einzelnen Sprachlaute werden in der Schrift durch Buchstaben, deren Gesamtheit das Alphabet bildet, bezeichnet. Die Anordnung der Buchstaben in den europäischen Sprachen stammt von den Phönikern (vgl. oben § 12, S. 19).

Herkömmlich teilt man die Laute in Selbstlauter oder Vokale (a, ä, e, i, o, ö, u, ü) und Mitlauter oder Konsonanten (b, c, d,

f, g, h, j, k, l, m, n, p, q, r, s, t, v, w, x, z) ein; die deutschen Bezeichnungen sind lediglich Übersetzungen der lateinischen, und diese wieder, wie fast alle lateinischen grammatischen Kunstwörter, Übersetzungen aus dem Griechischen: Vokale aus Phoneénta, Konsonanten aus Symphona. Die Einteilung rührt von den alexandrinischen Grammatikern her. Für die moderne Forschung erwies sie sich nicht mehr als ausreichend. Nach der Art und Weise, wie die einzelnen Laute hervorgebracht werden, hat man verschiedene neue Einteilungen vorgenommen.

1. Nach dem Verhalten der Stimmbänder unterscheidet man:

a) stimmlose Laute oder Laute mit ganz geöffneter Stimmritze,

b) stimmhafte Laute oder Laute mit zum Tönen verengter Stimmritze,

c) geflüsterte Laute oder Laute mit zum Flüstern verengter Stimmritze,

d) Kehlkopfverschlußlaute.

2. Nach der verschiedenen Art der Einstellung der Lautwerkzeuge ergibt sich folgende Anordnung:

a) Öffnungslaute, d. h. Laute, bei denen das Ansatzrohr eine obere Öffnung (der Nasen- oder Mundhöhle) zeigt, entweder ohne schallbildende Enge im Ansatzrohr (Sonorlaute: a, e, i, o, u, m, n, ng) oder mit schallbildender Enge (Spiranten oder Reibelaute: f, s, ch, sch),

b) Verschluß- oder Explosivlaute (p, t, k, c, d, g). Mund- und Nasenhöhle sind zunächst verschlossen; daher wird bei der Exspiration die Luft im Mundraum zusammengedrückt, so daß bei Aufhebung des Verschlusses ein explosionsartiges Geräusch entsteht.

3. Nach dem Ort der Einstellung, der Artikulationsstelle (Lippen, Zunge oder Zähne und Gaumen), unterscheidet man:

a) Lippenlaute (labiales) b, p, f, m.

b) Zahn- oder Zungenlaute (dentales oder linguales) d, t, s, sch, n.

c) Gaumenlaute g, k, ch, j; diese zerfallen wieder in Vordergaumenlaute (palatales) und Hintergaumenlaute (gutturales oder velares). Doch herrscht hier namentlich bezüglich der beiden letzten Gruppen in der Abgrenzung und Namengebung noch ein gewisses Schwanken.

In der Regel ordnet man die Sprachlaute nach ihrem Gesamteindruck auf das Gehör in zwei Gruppen:

a) *Sonorlaute* (Stimmtonlaute). Diese sind nur hörbar bei zum Tönen verengerter Stimmritze, wobei immer zugleich ein durch die rhythmische Schwingung der Stimmbänder hervorgebrachter Stimmton erzeugt wird: a, e, i, o, u, n, m, ng, r, l.

b) *Geräuschlaute*. Bei ihrer Bildung sind die Stimmbänder unbeteiligt; sie sind auch ohne Stimme, also bei geöffneter Stimmritze hörbar: s, sch, f, ch, j, k, g, p, b, t, d.

Diese Einteilung in *Sonor*- und *Geräuschlaute* ist wissenschaftlich der aus dem Altertum übernommenen Einteilung in Vokale und Konsonanten vorzuziehen.

§ 17. Die Lautverbindungen.

Die gesprochene Rede gliedert sich für unser Ohr in verschieden große Teile. Die größeren Stücke nennt man herkömmlich *Sätze*. Als Sätze bezeichnet man solche Teile der Rede, die sich in ihrer zeitlichen Folge deutlich voneinander abheben und zugleich selbständigen Bedeutungswert besitzen. Ein Satz kann also auch sehr kurz sein und aus einem Wort bestehen, z. B. nimm! ja! u. ä. Die *Wörter* als solche sind streng genommen keine phonetischen Unterteile der Rede, da der Sprechende sehr häufig mehrere in eine Lautmasse verschleift; man kann sie daher nur als sprachlich-logische Unterteile des Satzinhalts betrachten (vgl. § 44).

Die Wörter bestehen aus *Silben*. Unter Silbe versteht man die Lautreihe, die in einem Stimmabsatz ausgesprochen wird. Man unterscheidet nach der Art der Exspiration Druck- und Schallsilben. Die *Drucksilben* entstehen willkürlich, durch Minderung oder Verstärkung des Druckes bei der Exspiration. Ein in gleichmäßiger Schallfülle lang ausgehaltenes a macht z. B. trotz der Länge den Eindruck *einer* Silbe, ebenso wenn ich die Schallstärke allmählich anschwellen (<) oder allmählich abnehmen lasse (>); sobald dagegen die Schallstärke zunächst abnimmt und dann wieder ansteigt (><), habe ich den Eindruck von zwei Silben, z. B. ><ah! als Ausruf des Staunens (gewöhnlich geschrieben Aah!) oder ><so? in der erstaunten Frage. Am deutlichsten ist der Eindruck der Zweisilbigkeit natürlich, wenn ich für kurze Zeit die Exspiration ganz aussetze, z. B. ha — ha! Den Augenblick der geringsten Schallstärke zwischen zwei Drucksilben nennt man Druckgrenze.

Die Schallsilben entstehen unwillkürlich, infolge der Dämpfung, welche einzelne Laute im Ansatzrohr erfahren; die Grenze der Schallsilben nennt man Schallgrenze. Die Schallfülle der Laute ist sehr verschieden; a ist bei gleicher Druckstärke viel lauter als s oder m, daher zerlegt sich die Schallmasse asa oder ama in zwei Schallsilben, weil die beiden gleichstarken Laute a durch einen lautschwächeren, s oder m, getrennt werden. Die Mehrzahl der Sprachen kennt bei mehrsilbigen Wörtern sowohl eine Druck- als eine Schallgrenze. In den germanischen Sprachen jedoch und zumal im Deutschen gibt es zahlreiche mehrsilbige Wörter, die ohne Druckgrenze, nur mit Schallgrenze, gesprochen werden, wie alle (Schallgrenze im l-Laut), fasse (Schallgrenze im s-Laut) u. ä.

In mehrsilbigen Sätzen werden nicht alle Silben gleich stark gesprochen. Die schwächer gesprochenen pflegen sich einer stärker gesprochenen Silbe unterzuordnen. Die auf diese Weise entstehenden Silbengruppen heißen Sprechtakte, z. B.:

Wírst du | mórgen | wíeder kommen?

Er kómmt | erst spáter.

In der Regel vereinigen sich mehrere Wörter zu einem Sprechtakt.

Nicht zu verwechseln mit den phonetischen Silben oder Sprechsilben sind die sogenannten Sprachsilben. Sprachsilben nennt man die silbischen Bestandteile, in die ein Wort seiner etymologischen Bedeutung nach zerfällt. Man unterscheidet hier wieder Stamm- oder Wurzelsilben und Bildungssilben, z. B. be-schreib-en; be und en sind Bildungssilben, schreib ist Stammsilbe. Je nachdem die Bildungssilbe vor oder nach der Stammsilbe steht, heißt sie Vorsilbe (Präfix) oder Nachsilbe (Suffix), doch wird das Wort Silbe in diesem Falle sehr oft in erweiterter Bedeutung auch von jetzt unsilbischen Wortbestandteilen, die ehemals silbisch waren, gebraucht, z. B. beschreibt; Stammsilbe schreib, Bildungssilben be und t.

Eine Silbe kann aus einem Sprachlaut (a) oder aus mehreren (rain) bestehen. In den mehrlautigen Silben übertönt der schallkräftigste Laut die andern; er ist der Schallträger der Silbe, daher nennt man ihn silbenbildend oder silbisch und die anderen Laute unsilbisch. So ist z. B. in rain a silbisch, r, i und n sind unsilbisch. Nach der Stellung des Lautes in der Silbe oder im Worte spricht man von Anlaut, Inlaut oder Auslaut.

§ 18. Die Sonorlaute.

Die Sonorlaute zerfallen herkömmlich in drei Klassen, die Vokale, die Liquidä und die Nasale.

1. Die Vokale sind reine Stimmlaute. Ihre Verschiedenheit entsteht durch die verschiedenartige Einwirkung des Mundraumes, insbesondere der Zunge und der Lippen, auf den im Kehlkopf erzeugten Laut. Die Tätigkeit der Zunge ist besonders wichtig. Je nach der Lage des Zungenrückens unterscheidet man in der deutschen Sprache:

a) hintere oder velare Vokale; der hintere Zungenrücken erhöht sich gegen die Rachenwand hin: a, o, u.

b) vordere oder palatale Vokale; der Zungenrücken wölbt sich gegen den vorderen oder harten Gaumen: i, e, ä, ö, ü.

Jeder Vokal kann, je nach der Anspannung der Zunge, gespannt oder nichtgespannt, je nach der größeren oder geringeren Weite der Mundöffnung offen oder geschlossen gesprochen werden.

In der Regel hat jede Silbe nur einen Vokal, da dieser der silbische Laut zu sein pflegt. Doch können auch zwei Vokale eine so enge Verbindung miteinander eingehen, daß sie zusammen nur eine Silbe bilden, also mit demselben Exspirationsstoß gesprochen werden. Derartige Lautverbindungen nennt man Diphthonge. Immer ist dann einer von den beiden Vokalen silbisch, der andere unsilbisch. Steht der silbische Vokal voran, so spricht man von fallenden Diphthongen, z. B. nhd. ai und au. Folgt der silbische Vokal nach, so heißt der Doppellaut ein steigender Diphthong, z. B. ió, uó.

2. Die Liquidä. Unter diesem Namen faßt man die r- und l-Laute zusammen, soweit sie sonor sind, d. h. mit Stimmlaut gesprochen werden müssen, um gehört zu werden.

Die r-Laute oder Zitterlaute umfassen vier völlig verschiedene Arten: a) das Zungenspitzen-r, gerollt oder ungerollt, b) das zerebrale r, ungerollt, mit zurückgebogener Zungenspitze, c) das Zäpfchen-r oder uvulare r, d) das knarrende Kehlkopf-r.

Die l-Laute entstehen dadurch, daß die Zungenspitze die Mundhöhle nach vorn absperrt, während sich die mittlere Zunge seitlich von den Kiefern abhebt. Die dadurch hervorgebrachte Ausflußöffnung des Schalles kann einseitig oder auch doppelseitig sein.

Außer den sonoren r gibt es auch spirantische; diese gehören in die Klasse der Geräuschlaute.

3. Die Nasale. Diese entstehen durch eine Absperrung des

Mundkanals unter gleichzeitiger Öffnung des Nasenraums für den entweichenden Luftstrom. Auch sie sind ohne Stimme nicht hörbar. Man unterscheidet drei nasale Laute: m, mit Verschluß des Mundraums durch die Lippen (labial); n, mit Absperrung der Mundhöhle durch die Zunge, indem sich die Zungenspitze gegen den Zahndamm drückt (dental), und ng durch Verschluß des Gaumens (palatal oder velar).

§ 19. Die Geräuschlaute.

Die beiden Hauptgruppen der Geräuschlaute sind die Spiranten und die Explosivlaute (vgl. § 16, 2).

1. Die Spiranten oder Reibelaute:

a) labiale: f, v und w;

b) dentale: hierher gehören die verschiedenen s-Laute, also s, sz, sch (phonetisch geschrieben š), englisch th (wenn stimmlos, phonetisch geschrieben mit der Rune þ, stimmhaft đ);

c) palatale: j, ch (in ich);

d) velare oder gutturale: ch (in ach);

Die spirantischen r-Laute (vgl. § 18, 2) würden den Gruppen b) und d) zuzuzählen sein.

2. Explosivlaute oder Verschlußlaute. Man teilt sie, je nachdem sie stimmhaft gesprochen werden können oder nicht, in mediae (stimmhafte) und tenues (stimmlose) ein. Diese althergebrachte Einteilung deckt sich gleichzeitig ungefähr mit den Stärkeunterschieden in der Exspiration; die tenues haben starke, die mediae schwächere Exspiration. Die tenues werden auch als Sprenglaute, die mediae als Lösungslaute bezeichnet. Man unterscheidet also

a) tenues oder stimmlose Verschlußlaute:
p (labial),
t (dental),
k (velar oder guttural);

b) mediae oder stimmhafte:
b (labial),
d (dental),
g (velar oder guttural).

Eine besondere Art der Verschlußlaute sind die Aspiraten; sie sind aus den reinen Verschlußlauten dadurch entstanden, daß sich zwischen die Aufhebung des Verschlusses und den folgenden Laut noch ein h ähnlicher Hauch einschob, so regelmäßig im Bühnendeutschen bei p, t, k, die phonetisch als Aspiraten ph, th und kh zu schreiben wären. Im Indogermanischen waren auch die aspirierten Mediae bh, dh, gh vorhanden.

Das h steht außerhalb der üblichen Lautgruppen. Es ist nur eine besondere Art des Vokaleinsatzes, ein gehauchter Einsatz, der allerdings von einem leisen Reibungsgeräusch in der Stimmritze begleitet sein kann und dann den Spiranten oder Reibungslauten nahekommt.

Die nicht seltene Verbindung von Verschlußlaut mit folgendem Spiranten derselben Artikulationsstelle nennt man Affrikata, also: pf, ts (= z) und kch.

§ 20. Lauttafel.

Einteilung der Laute nach der Artikulationsstelle des Ansatzrohrs	Vokale	Konsonanten								
		Liquidae	Nasale	Explosive		Spiranten		Aspiraten		Affrikaten
				Tenuis	Media	stimmlos	stimmhaft	Tenuis	Media	
Labiale (Lippenlaute)			m	p	b	f (v)	w	ph	bh	pf
Dentale (Zahn-) oder Linguale (Zungenlaute)		r, l	n	t	d	s þ sch	s ð	th	dh	ts (z)
Palatale (Vordergaumenlaute)	i, e ä, ü, ö					ch (ich)	j			
Velare oder Gutturale (Hintergaumenlaute)	a, o, u	r	ng	k	g	ch (ach)		kh	gh	kch
	Sonore			Geräuschlaute						

§ 21. Akzent und Quantität.

Die Sprachlaute sind in der Rede dreifach gegeneinander abgestuft, nach Tonstärke, Tonhöhe und Tonlänge. Die ersten beiden faßt man unter dem Namen Akzent zusammen, die Tonlänge nennt man auch Quantität.

1. Der Akzent. Das Wort stammt aus dem Lateinischen (wörtlich „das Hinzugesungene") und bezeichnet in der antiken Grammatik nur die Abstufung nach der Tonhöhe, die in der Schrift nicht selten durch besondre Zeichen (Akzente) ausgedrückt wurde, z. B. regelmäßig im Griechischen. Heute versteht man unter Akzent Tonhöhe und Tonstärke und denkt dabei vornehmlich an die Tonstärke, ohne sie in den modernen Sprachen gewöhnlich besonders zu

bezeichnen. Man hat danach also zwei vollständig verschiedene Arten des Akzents zu unterscheiden: den exspiratorischen oder dynamischen als Ausdruck der Tonstärke und den musikalischen oder tonischen als Ausdruck der Tonhöhe. Nach dem dynamischen Akzent zerfallen die Silben in betonte und unbetonte Silben. Die betonten Silben können wieder einen Haupt- oder einen Nebenton tragen, d. h. stark oder schwächer betont sein: in kómme ist kóm betont, me unbetont; in Háusvàter trägt Háus Hauptton, và Nebenton, ter ist unbetont. Bei dem musikalischen Akzent unterscheidet man Silben mit steigendem Tone (/), z. B. ja? in fragendem Sinne; Silben mit fallendem Tone (\) z. B. ja in der gewöhnlichen Bejahung; Silben mit steigend-fallendem Tone (∧), wie ja in ironischem Sinne; und Silben mit fallend-steigendem Tone (∨), wie zorniges ja.

Entsprechend dem Silbenakzent unterscheidet man ferner einen Wort- und einen Satzakzent in der gleichen Abstufung nach Tonstärke und Tonhöhe (vgl. § 62 und 91).

2. Die Quantität. Die Tonlänge ist schwer meßbar. In der Regel achten wir nur auf die Länge der Vokale und unterscheiden lange und kurze Vokale, sowie dementsprechend lange und kurze Silben, ohne die Dauer der in der Silbe folgenden Konsonanten oder nichtsilbischen Laute zu berücksichtigen. In diesem Falle heißt lang eigentlich nur soviel wie dehnbar (z. B. fāhl, kām) und kurz soviel wie nicht dehnbar (Făll, Kămm).

Zweites Kapitel.

Lautschreibung.

§ 22. Schreibung und Lautwert im Gotischen.

In den heutigen Textausgaben der gotischen Sprachdenkmäler werden die von Wulfila verwandten gotischen Schriftzeichen nicht dargestellt, sondern sind durch lateinische ersetzt. Diese reichen indessen nicht ganz für die gotischen Laute aus; dem Lateinischen fehlen zwei im Gotisch vorhandene Laute, für die daher auch in der lateinischen Schrift keine entsprechende Bezeichnung sich findet: þ und ƕ. Das alte Runenzeichen þ bedeutet einen interdentalen harten Spiranten, gleich dem englischen stimmlosen th; bisweilen wird es auch wirklich als th geschrieben, z. B. þiuda (thiuda), das Volk; ƕ bezeichnet wahrscheinlich eine besondere Art des h, eine sehr enge Verbindung des Hauchlauts mit labialem Spiranten, z. B. ƕar, wo.

Der Lautwert der lateinischen Zeichen selbst ist wiederum für das Gotische vielfach anders als in unserer heutigen Sprache. Bei den **Vokalen** wird die Länge immer durch Zirkumflex (^) ausgedrückt, so daß also alle Vokale, die keinen Zirkumflex tragen, kurz zu sprechen sind. Die Diphthonge sind ai (= ei), au und iu (= i + u, fallend, also íu). Daneben gibt es noch eine Reihe Scheindiphthonge, die mit zwei Buchstaben geschrieben werden, aber einfachen Lautwert haben; ei ist immer langes i (ī) z. B. skeinan (= scheinen), lies skīnan; ai, vor h, ƕ und r, sowie in der Reduplikation ist kurzes e (ĕ), es wird zum Unterschied vom Diphthong ai gewöhnlich durch Akzent über dem i kenntlich gemacht (aí), z. B. staírno (= Stern), lies stĕrno; dieselbe Aussprache hat ai in den Wörtern aíþþau (oder) und waíla (wohl); au vor h und r ist kurzes o (ŏ) und zum Unterschied vom Diphthong au meist durch Akzent über dem u (aú) kenntlich gemacht, z. B. saúrgan (= sorgen), lies sŏrgan.

Bei den Konsonanten ist die Bestimmung der ursprünglichen Aussprache schwieriger. Abweichend ist ohne Zweifel der Lautwert von gotisch h und z. Das h ähnelte im Inlaut und Auslaut unserm hochdeutschen Reibelaut ch, z. B. nahts (= Nacht), lies nachts. z steht nur im Inlaut und ist ein weicher stimmhafter dentaler Spirant, etwa wie unser s in lesen, z. B. batiza (= besser), lies batisa. gg entspricht nhd. ng.

§ 23. Die Schreibweise in den ahd. Sprachdenkmälern.

Im Ahd. wurde von vornherein das lateinische Alphabet zu den Aufzeichnungen benutzt. Bei der Niederschrift des Gesprochenen war man zunächst ganz auf das Gehör angewiesen; das bereitete häufig große Schwierigkeiten und führte zu beträchtlichen Abweichungen in den verschiedenen Dialektgebieten. Zudem stimmte der eigentliche Lautwert der lateinischen Schriftzeichen häufig nur annähernd und nicht völlig mit der deutschen Aussprache überein. Charakteristisch ist die Klage **Otfrieds** (Ad Liutbertum): „Wie diese barbarische Sprache noch der Geschmeidigkeit und Zucht ermangelt und nicht gewöhnt ist, sich von dem Zügel einer kunstvollen grammatischen Regel lenken zu lassen, so ist auch bei vielen Wörtern die Schreibung schwierig, teils wegen der Häufung der Zeichen (literarum congeries), teils wegen ihres noch nicht sicher ermittelten Lautwertes (incognita sonoritas)". Die gelegentlichen Versuche, neue Zeichen zwecks einer genaueren Schreibung einzuführen, z. B. đ für den Spiranten þ (th), konnten sich nicht durch-

setzen. Die größte Vollkommenheit in der phonetischen Schreibweise hat ein St. Gallener Mönch Notker Labeo († 1022) erreicht. Er entwickelte für seinen alamannischen Dialekt ein besonderes Schreibsystem, das längere Zeit bei den oberdeutschen klösterlichen Schreibern nachwirkte. In den modernen Textausgaben ist die alte phonetische Schreibung der Handschriften tunlichst beibehalten, doch hat man den Untersuchungen Rechnung getragen, durch die für jeden Dialekt der Lautwert des einzelnen Zeichens festgestellt wurde, und dementsprechend die vorhandenen Schwankungen geregelt.

Wie im Gotischen werden die langen Vokale in den Texten durch Zirkumflex kenntlich gemacht. Bei dem e (ĕ) wird in der Schrift bei den Stammsilben meist geschieden zwischen germanischem oder Brechungs-e (§ 31) und jüngerem Umlauts-e (§ 39). Das erste, mit ë bezeichnet, wurde offen, das andere, einfach e (auch ẹ) geschrieben, wurde geschlossen gesprochen. Die Qualität der übrigen Vokale ist annähernd dieselbe wie im Nhd. Dem Ahd. eigentümlich sind die Diphthonge io, iu, ie und uo. Doppel-u (uu) bedeutet nicht Vokal, sondern einen bilabialen Spiranten, ähnlich engl. w. Auch einfaches u hat vor Vokalen nicht selten diesen Lautwert, daneben wechselt es auch mit f in der Vertretung unseres heutigen v.

Unter den Konsonanten zeigen abweichende Aussprache vornehmlich h, ph, th und z. h bezeichnet im Auslaut und vor Konsonanten den velaren Spiranten ch, z. B. sprah, naht. In der Verdoppelung zwischen Vokalen steht dafür hh, z. B. mahhen, zeihhen. Die Schreibung ph ist die gewöhnliche für die Affrikata pf, z. B. phlëgan, lies pflegan. th ist der dentale Spirant, der im Gotischen durch die Rune þ ausgedrückt wurde (= engl. stimmlosem th), z. B. thiuda, bruother. z hat doppelten Lautwert; einmal ist es Affrikata wie im Nhd., z. B. zwei, herza; außerdem hat es noch die Geltung eines stimmlosen interdentalen Spiranten, wie unser sz in gießen, z. B. saz, lâzan u. ä. Gewöhnlich wird es bei dem zweiten Gebrauch durch eine besondere Schreibung (ȥ) von der üblichen Affrikata unterschieden. Der gleiche Zwiespalt findet sich auch in der Verdoppelung (zz und ȥȥ), z. B. sizzan (sitzen) und rîȥȥan (reißen).

§ 24. Die Eigentümlichkeiten der mhd. Orthographie.

In der mhd. Zeit ist die Schreibung wie im Ahd. rein phonetisch. Gegenüber der regellosen und ungenauen Schreibweise der Handschriften hat sich in den modernen Textausgaben eine bestimmte Art von phonetischer Orthographie herausgebildet.

Bei den Vokalen a, e, i, o, u wird die Länge durch Zirkumflex angegeben; bei kurzem e unterscheidet man wie im Ahd. Brechungs-ë vom Umlauts-e. Dagegen haben die durch Umlaut entstandenen Vokale eine eigentümliche Bezeichnung der Länge in der Ligatur, beziehungsweise in der diphthongischen Schreibung: neben den Kürzen e, ö und ü stehen als Längen æ, œ und iu (= ū). Reine Diphthonge sind dagegen ei, ou, öu (= eu), ie, uo und üe.

Von den Konsonanten zeigen h, ph und z denselben Lautwert wie im Ahd. (vgl. § 23); ahd. th ist infolge der zweiten Lautverschiebung (§ 35, 3) mhd. geschwunden und durch d ersetzt. In der Verdoppelung jedoch weicht die mhd. Schreibweise bei den genannten Konsonanten von der ahd. ab; statt ahd. hh steht mhd. ch, z. B. machen, zeichen; dem ahd. zz entspricht tz, z. B. sitzen, dem ahd. ʒʒ einfaches ʒ, z. B. riʒen (ahd. riʒʒan, nhd. reißen). Der gutturale Spirant wird mhd. regelmäßig ch geschrieben zwischen Vokalen zum Unterschied vom Hauchlaut, z. B. machen, aber sehen, und im Auslaut, z. B. hoch. Sonst steht für ch regelmäßig h, also nach dem Vokal der Silbe, z. B. naht (lies nacht), siht (lies sicht) u. ä. Gesprochen wurde der Spirant oberdeutsch immer velar, wie unser ch in ach; die abweichende nhd. Aussprache nach e, i, ä, ö und ü (palatal) tritt zuerst in dem mitteldeutschen Dialektgebiet auf und wird erst nhd. allgemeiner.

k und c bezeichnen in den mhd. Texten den gleichen Laut, doch ist k auf den Silbenanlaut, c auf den Silbenauslaut beschränkt, z. B. kunst, denken, neben danc, sancte (= senkte); die Verdoppelung ist ck.

f und v wechseln willkürlich im Anlaute vor r, l, u, ü, iu, uo und üe, also vunden neben funden, für neben vür, vrëch neben frëch u. ä. f steht regelmäßig vor t und s und im Auslaut, sowie im Inlaut, wenn es altem germanischem (gotisch-niederdeutschem) p entspricht (§ 35), z. B. gift, niftel, torf, traf, trëffen (< germ. Wurzel *drep, and. drepan) usw. v steht gewöhnlich im Anlaut vor a, o, e und i, sowie im Inlaut, z. B. vinde, vor, hoves u. ä. Daher wechseln, namentlich in der Deklination, f und v nicht selten regelmäßig innerhalb eines Wortes, z. B. hof, hoves; Ursache war vermutlich eine verschiedene Stärke der Exspiration, indem f den stärkeren, v den schwächeren Laut bezeichnete. Ein ähnlicher Wechsel aus phonetischen Gründen fand bei den Verschlußlauten statt; man schreibt mhd. tages, aber tac, lîbes, aber lîp, kleides, aber kleit, da im Auslaut nur Tenuis gesprochen wird.

§ 25. Unsere nhd. Rechtschreibung und ihre Mängel.

Unsere nhd. Lautschreibung, wie sie durch Übereinkommen als die „rechte“ festgestellt worden ist und als Rechtschreibung in den Schulen dem heranwachsenden Geschlechte überliefert wird, unterscheidet sich von der ahd. und mhd., abgesehen von der größeren Einheitlichkeit, besonders dadurch, daß das phonetische Prinzip nicht mehr ausschließlich maßgebend ist. Allerdings gilt noch der phonetische Grundsatz: Es wird jeder Laut so geschrieben, wie er bei richtiger und deutlicher Aussprache gehört wird. Aber diese phonetische Grundlage hat sich mannigfache Ausnahmen und Durchbrechungen gefallen lassen müssen.

Vor allem haben sich etymologische Einflüsse geltend gemacht, und man sucht die überlieferten Stammformen eines Wortes auch da in der Schreibung beizubehalten, wo die Aussprache eine Abweichung erfährt. So schreibt man Tag — Tages, Leib — Leibes, Kleid — Kleides, um beidemal die übliche Stammform zu wahren, obwohl die Schreibung Tac, Leip, Kleit, entsprechend dem mhd. Gebrauch (vgl. § 24) phonetisch richtig wäre, da wir im Auslaut keine Media sprechen. Umgekehrt scheiden wir in der Schrift hallt und halt, faßt und fast, wallt und Wald, Häute und heute, obwohl hier die Aussprache gleich ist, weil wir die Verschiedenheit des Wortstammes deutlich machen und dadurch wieder die Auffindung der Bedeutung erleichtern wollen. Aus demselben Grunde werden Wörter, die zwar nicht verwandt, aber lautlich völlig zusammengefallen sind, und bei denen gar keine Anlehnung an verwandte Stämme mehr möglich ist, künstlich in der Rechtschreibung geschieden, nur um die Verschiedenheit des Begriffsinhalts anzudeuten, z. B. Leib und Laib, Mohr und Moor, Ferse und Verse u. ä. Ja, sogar ein und dasselbe Wort, das im Laufe der Zeit zwei weit auseinanderliegende Bedeutungen erhalten hat, wird so in der Schrift gespalten und in zwei neue, scheinbar unverwandte Wörter zerlegt, z. B.

mhd. stat <
- nhd. Statt = Ort und Stelle
- nhd. Stadt = größere Ansiedlung

mhd. wider <
- nhd. wider = gegen, entgegen
- nhd. wieder = zurück, wiederum.

Schließlich haben auch Zufall und Willkür ihren Anteil an unsrer Rechtschreibung. Wenn wir heute dir, mir, wir, aber ihr,

hier, vier schreiben, so ist das eine Sprachlaune, die sich nur zum Teil historisch erklären, aber kaum rechtfertigen läßt. Ähnlich steht es mit blähen, mähen, nähen und säen, mit Heu (von hauen) und Bräu (von brauen) usw. Vielfach haben sich Einflüsse und Regeln gekreuzt, Mißverständnisse und Irrtümer haben sich eingeschlichen, auch die Rechtschreibung ist etwas Gewordenes.

Sehr treffend hat Brenner (Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung, S. 1) die Schwierigkeiten gekennzeichnet, die jeder genauen Lautschreibung im Wege stehen: „Eine Rechtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes ist weder im Deutschen noch in irgendeiner anderen Sprache je erreicht worden, noch je erreichbar. Sie würde zweierlei voraussetzen: erstens, daß ein ganzes Volk (oder eine Sprachgemeinschaft) über alle Einzelheiten der Schriftzeichen bis ins kleinste hinein einig wäre; zweitens, daß die Laute der Sprache genau erkannt und ein völlig entsprechender Ausdruck durch Buchstaben dafür gefunden wäre, daß jeder Änderung der Aussprache eine angemessene Änderung der Schrift folge. Völlige Einheit der Aussprache, auch nur der obersten Volksschichten, ist kaum zu verwirklichen; und wenn durch Übereinkommen eine solche zustande käme, so würde sie im Leben kaum Bedeutung erlangen; höchstens auf der Bühne; und wenn sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit, allen Gebildeten geläufig geworden sein sollte, wäre sie von keinem Bestand, da die Sprache nie still steht. In kurzen Zwischenräumen müßte sie immer wieder nachgeprüft, müßten Schwankungen geregelt werden."

§ 26. Die Anfänge der nhd. Rechtschreibung.

Bereits in der mhd. Zeit scheint die Schreibung früh hinter der lebendigen Sprachentwicklung zurückgeblieben zu sein, wie besonders die vielfach mangelhafte Darstellung des Umlauts in den Handschriften zeigt. Die Schwierigkeiten wuchsen mit den großen Lautveränderungen gegen Ausgang der Periode (§ 40). Dazu kamen bald allerhand Schreiberunsitten. Das Schreiben, in der älteren Zeit ausschließlich nebenamtlich von den Klerikern betrieben, war allmählich ein gutbezahltes Handwerk geworden. Die Schreiber wurden nach Seiten bezahlt und suchten durch Häufung der Buchstaben die Seitenzahl zu vergrößern; daneben leitete sie wohl auch das Bestreben, die graphische Wortgestalt zu „verschönern". So kam es, daß schließlich jedes Wort mit möglichst viel Buchstaben geschrieben wurde, ohne Rücksicht auf die Anzahl der wirklich vorhandenen Laute, z. B. Walldt, offtt, unnd u. ä. Aus den gleichen Ursachen

nahm die Zahl der großen Anfangsbuchstaben, die in den mittelalterlichen Handschriften nur Zierate an besonders wichtigen Stellen, wie dem Buch- und Kapitelanfang, gewesen waren, außerordentlich überhand; schließlich hing es ganz vom Belieben des Schreibenden ab, ob er ein Wort mit großen oder kleinen Anfangsbuchstaben schreiben wollte.

Diese Schreibverwilderung fanden die ersten Drucker des 15. Jahrhunderts vor und übernahmen sie daher auch in ihre Buchdrucke. Sie dauerte bis tief hinein in das 16. Jahrhundert. Luther selbst fühlte die Mangelhaftigkeit seiner Schreibweise sehr wohl und war auf Besserung bedacht: „Im korrigieren, meint er, muß ich oft selbs ändern, was ich in meiner Handschrift hab übersehen und unrecht gemacht, daß auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist.“ Dennoch findet man bei ihm oft ein und dasselbe Wort kurz hintereinander auf drei verschiedene Weisen geschrieben, z. B. vil, viel, vihl; ferner begegnet man Formen wie dorfften, opffern, yhn, nodt, gutt u. ä. In der Anwendung großer Buchstaben herrscht noch die größte Regellosigkeit; er schreibt: „Sie werden deine Söhne und Töchter fressen, Sie werden deine schafe und rinder verschlingen“ usw. Die Schwierigkeit bestand darin: woher mit einem Male die orthographischen Regeln nehmen? Da kamen die deutschen Grammatiker den Druckern zu Hilfe. Indem Valentin Ickelsamer (Ein Teütsche Grammatica, 1534, vgl. oben § 13, S. 20) verlangte, man zerlege die Wörter in ihre Bestandteile und prüfe diese genau auf ihren Laut, und indem Fabian Frangk (Teutscher Sprach Art und Eigenschafft, 1531) lehrte: Schreibe, wie du sprichst! verlor sich allmählich wenigstens die Unsitte der unsinnigen Konsonantenhäufungen, und man kehrte langsam zu einer natürlicheren, mehr phonetischen Schreibweise zurück. Gleichzeitig stieg die Sicherheit in der Lautgebung mit der wachsenden Herrschaft der mitteldeutschen Sprachformen. Schriftsprache und Rechtschreibung stützten sich gegenseitig.

Immerhin zeigt auch das 17. Jahrhundert noch einen argen Zustand der Verwirrung. Die großen Buchstaben, gegen die als erster Johann Kolroß (Enchiridion, 1530) geeifert hatte, genossen noch lange eine regellose Verwendung. Kolroß hatte sie auf den Anfang des Satzes, die Eigennamen und den Namen Gottes beschränken wollen; er fand aber wenig Verständnis, und mit dem 17. Jahrhundert bürgerte sich, von den Schulmännern gefördert, der Brauch ein, alle Substantive groß zu schreiben, was dann unter Gottscheds Autorität allgemeine Regel wurde.

§ 27. Die orthographischen Gesetzgeber des 18. Jahrhunderts.

Am Anfange des 18. Jahrhunderts (1728) erschien von Hieronymus Freyer in Halle eine „Anleitung zur teutschen Orthographie". Diese Arbeit ist so recht aus einem praktischen Bedürfnis hervorgegangen; Freyer hatte nämlich vom Direktor der hallischen Schulanstalten, A. H. Francke, den Auftrag erhalten, „etwas aufzusetzen, worauf die Jugend von ihren sämtlichen Vorgesetzten gewiesen werden könne". Sie genoß als die Freyersche oder Hallische Orthographie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in weiten Teilen Deutschlands hohes Ansehen und diente in vielen Schulen als Richtschnur. Nach seinem eigenen Geständnis hatte sich Freyer bemüht, „die gantze Anweisung auf einen gewissen Grund zu setzen und doch den eingeführten usum scribendi soviel nur immer möglich, nicht nur beyzubehalten, sondern demselben auch durch gute Gründe, insonderheit aber durch eine hinlängliche Analogie hie und da aufzuhelfen". Auffällig erscheint uns heute an seiner Schreibweise die Verdoppelung der Konsonanten auch nach langen Vokalen, Diphthongen und anderen Konsonanten (z. B. ruffe, Täuffer, wircken, Hertz).

Als der eigentliche Begründer der im wesentlichen bis auf unsre Zeit geltenden deutschen Orthographie ist Johann Christoph Gottsched (vgl. auch § 13, S. 23) anzusehen. Mit dem Erscheinen seiner Deutschen Sprachkunst (1748) tritt ein Wendepunkt in der Geschichte der Orthographie ein, und es ist ein unleugbares Verdienst des viel geschmähten Mannes, daß er die besten Schreibweisen seiner Zeit sammelte, diese auf bestimmte Regeln stützte und zu einem Systeme vereinigte, dem er vermöge seines allgewaltigen Einflusses und durch die Entschiedenheit, mit der er seine Gesetze aufstellte, allgemeine Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen wußte. Von seinen Grundsätzen, über welchen das bis heute fortbestehende Schreibgebäude errichtet ist, war das Fundamentalprinzip die alte Regel: „Schreibe, wie du sprichst!", oder wie Gottsched es ausdrückt: „Schreib jede Silbe mit solchen Buchstaben, die du in der guten Aussprache deutlich hörest."

Indes erwies sich dieser Grundsatz bei der großen Verschiedenheit, die bezüglich der Aussprache des schriftgemäßen Hochdeutschs in den verschiedenen Teilen Deutschlands bestand, als nicht ausreichend. Der nächste Notanker, nach dem man griff, war die Etymologie; auf sie baut denn auch Gottsched die zweite seiner acht Hauptregeln: „Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern

eigen sind, müssen in allen abgeleiteten beibehalten werden." Ein wie gefährliches Feld aber die Etymologie für unsere alten Sprachmeister war, wird man aus den Beispielen erkennen, die Gottsched seiner Regel beigibt: „Weil also Fessel von fassen, das Heucheln von hauchen, das Schmeicheln von schmauchen, der Knebelbart vom Knabenbarte, das Spritzen vom Sprühen herkommt, so kann und soll man Fässel, häucheln, schmäucheln, Knäbelbart, sprützen usw. schreiben." Von den grammatischen Verhältnissen der älteren Sprache und ihrer Lautentwicklung hatten diese Grammatiker noch keine Ahnung.

Andre Regeln verlangen Berücksichtigung des seit undenklichen Zeiten eingeführten allgemeinen Gebrauchs und Berücksichtigung der Analogie. Allein trotz der von Gottsched aufgestellten Grundsätze blieb für den einzelnen Fall die Möglichkeit bestehen, daß keine der Vorschriften zur Entscheidung ausreichte, während anderseits der Schreibende ebenso häufig im Zweifel sein konnte, welcher von den aufgestellten Grundsätzen jedesmal maßgebend sei. Gottscheds großes Verdienst besteht darin, daß er den bis auf den heutigen Tag von fast niemandem angefochtenen Vorschriften Geltung verschaffte, nach langem Vokal und nach einem Konsonanten den folgenden Konsonanten nur einfach, nach kurzem Vokal den folgenden Mitlaut doppelt zu schreiben. Ebenso hat er die Schreibung der drei s-Zeichen s, ss, sz in der noch heute üblichen Weise geregelt, ohne damit allerdings den historischen oder auch nur den phonetischen Verhältnissen gerecht zu werden (vgl. § 37). Dagegen hat die Anwendung des sogenannten Schluß-s (s), das seit dem 14. Jahrhundert in der Schrift üblich wurde, noch im 19. Jahrhundert wiederholt geschwankt. Einen schlechten Dienst leistete Gottsched der Orthographie, indem er dem schon früher vertretenen Grundsatz, Worte mit verschiedener Bedeutung trotz gleicher Lautform verschieden zu schreiben (z. B. Lied und Lid), zu großem Ansehen verhalf.

Seinen vollständigen innern Ausbau und äußern Verputz hat Gottscheds orthographisches Lehrgebäude durch Johann Christoph Adelung (vgl. auch § 13, S. 23 f.) erhalten. Adelung ließ das Prinzip der Analogie ganz fallen; das der Etymologie und des allgemeinen Gebrauchs beschränkte er, suchte dagegen den Hauptsatz: Schreibe, wie du sprichst! näher zu bestimmen, damit er in allen Fällen sicher leiten könne. Dieser Hauptsatz lautet nach ihm vollständig also: „Man schreibe das Deutsche mit den eingeführten Schriftzeichen, so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Ge-

§ 18. Die Sonorlaute.

Die Sonorlaute zerfallen herkömmlich in drei Klassen, die Vokale, die Liquidä und die Nasale.

1. Die Vokale sind reine Stimmlaute. Ihre Verschiedenheit entsteht durch die verschiedenartige Einwirkung des Mundraumes, insbesondere der Zunge und der Lippen, auf den im Kehlkopf erzeugten Laut. Die Tätigkeit der Zunge ist besonders wichtig. Je nach der Lage des Zungenrückens unterscheidet man in der deutschen Sprache:

a) hintere oder velare Vokale; der hintere Zungenrücken erhöht sich gegen die Rachenwand hin: a, o, u.

b) vordere oder palatale Vokale; der Zungenrücken wölbt sich gegen den vorderen oder harten Gaumen: i, e, ä, ö, ü.

Jeder Vokal kann, je nach der Anspannung der Zunge, gespannt oder nichtgespannt, je nach der größeren oder geringeren Weite der Mundöffnung offen oder geschlossen gesprochen werden.

In der Regel hat jede Silbe nur einen Vokal, da dieser der silbische Laut zu sein pflegt. Doch können auch zwei Vokale eine so enge Verbindung miteinander eingehen, daß sie zusammen nur eine Silbe bilden, also mit demselben Exspirationsstoß gesprochen werden. Derartige Lautverbindungen nennt man Diphthonge. Immer ist dann einer von den beiden Vokalen silbisch, der andere unsilbisch. Steht der silbische Vokal voran, so spricht man von fallenden Diphthongen, z. B. nhd. ai und au. Folgt der silbische Vokal nach, so heißt der Doppellaut ein steigender Diphthong, z. B. ió, uó.

2. Die Liquidä. Unter diesem Namen faßt man die r- und l-Laute zusammen, soweit sie sonor sind, d. h. mit Stimmlaut gesprochen werden müssen, um gehört zu werden.

Die r-Laute oder Zitterlaute umfassen vier völlig verschiedene Arten: a) das Zungenspitzen-r, gerollt oder ungerollt, b) das zerebrale r, ungerollt, mit zurückgebogener Zungenspitze, c) das Zäpfchen-r oder uvulare r, d) das knarrende Kehlkopf-r.

Die l-Laute entstehen dadurch, daß die Zungenspitze die Mundhöhle nach vorn absperrt, während sich die mittlere Zunge seitlich von den Kiefern abhebt. Die dadurch hervorgebrachte Ausflußöffnung des Schalles kann einseitig oder auch doppelseitig sein.

Außer den sonoren r gibt es auch spirantische; diese gehören in die Klasse der Geräuschlaute.

3. Die Nasale. Diese entstehen durch eine Absperrung des

Mundkanals unter gleichzeitiger Öffnung des Nasenraums für den entweichenden Luftstrom. Auch sie sind ohne Stimme nicht hörbar. Man unterscheidet drei nasale Laute: m, mit Verschluß des Mundraums durch die Lippen (labial); n, mit Absperrung der Mundhöhle durch die Zunge, indem sich die Zungenspitze gegen den Zahndamm drückt (dental), und ng durch Verschluß des Gaumens (palatal oder velar).

§ 19. Die Geräuschlaute.

Die beiden Hauptgruppen der Geräuschlaute sind die Spiranten und die Explosivlaute (vgl. § 16, 2).

1. Die Spiranten oder Reibelaute:

a) labiale: f, v und w;

b) dentale: hierher gehören die verschiedenen s-Laute, also s, sz, sch (phonetisch geschrieben š), englisch th (wenn stimmlos, phonetisch geschrieben mit der Rune þ, stimmhaft đ);

c) palatale: j, ch (in ich);

d) velare oder gutturale: ch (in ach);

Die spirantischen r-Laute (vgl. § 18, 2) würden den Gruppen b) und d) zuzuzählen sein.

2. Explosivlaute oder Verschlußlaute. Man teilt sie, je nachdem sie stimmhaft gesprochen werden können oder nicht, in mediae (stimmhafte) und tenues (stimmlose) ein. Diese althergebrachte Einteilung deckt sich gleichzeitig ungefähr mit den Stärkeunterschieden in der Exspiration; die tenues haben starke, die mediae schwächere Exspiration. Die tenues werden auch als Sprenglaute, die mediae als Lösungslaute bezeichnet. Man unterscheidet also

a) tenues oder stimmlose Verschlußlaute:
p (labial),
t (dental),
k (velar oder guttural);

b) mediae oder stimmhafte:
b (labial),
d (dental),
g (velar oder guttural).

Eine besondere Art der Verschlußlaute sind die Aspiraten; sie sind aus den reinen Verschlußlauten dadurch entstanden, daß sich zwischen die Aufhebung des Verschlusses und den folgenden Laut noch ein h ähnlicher Hauch einschob, so regelmäßig im Bühnendeutschen bei p, t, k, die phonetisch als Aspiraten ph, th und kh zu schreiben wären. Im Indogermanischen waren auch die aspirierten Mediae bh, dh, gh vorhanden.

Das h steht außerhalb der üblichen Lautgruppen. Es ist nur eine besondere Art des Vokaleinsatzes, ein gehauchter Einsatz, der allerdings von einem leisen Reibungsgeräusch in der Stimmritze begleitet sein kann und dann den Spiranten oder Reibungslauten nahekommt.

Die nicht seltene Verbindung von Verschlußlaut mit folgendem Spiranten derselben Artikulationsstelle nennt man Affrikata, also: pf, ts (= z) und kch.

§ 20. Lauttafel.

Einteilung der Laute nach der Artikulationsstelle des Ansatzrohrs	Vokale	Konsonanten								
		Liquidae	Nasale	Explosive		Spiranten		Aspiraten		Affrikaten
				Tenuis	Media	stimmlos	stimmhaft	Tenuis	Media	
Labiale (Lippenlaute)			m	p	b	f (v)	w	ph	bh	pf
Dentale (Zahn-) oder Linguale (Zungenlaute)		r, l	n	t	d	s þ sch	s đ	th	dh	ts (z)
Palatale (Vorder-gaumenlaute)	i, e ä, ü, ö					ch(ich)	j			
Velare oder Gutturale (Hinter-gaumenlaute)	a, o, u	r	ng	k	g	ch(ach)		kh	gh	kch
	Sonore			Geräuschlaute						

§ 21. Akzent und Quantität.

Die Sprachlaute sind in der Rede dreifach gegeneinander abgestuft, nach Tonstärke, Tonhöhe und Tonlänge. Die ersten beiden faßt man unter dem Namen Akzent zusammen, die Tonlänge nennt man auch Quantität.

1. Der Akzent. Das Wort stammt aus dem Lateinischen (wörtlich „das Hinzugesungene") und bezeichnet in der antiken Grammatik nur die Abstufung nach der Tonhöhe, die in der Schrift nicht selten durch besondre Zeichen (Akzente) ausgedrückt wurde, z. B. regelmäßig im Griechischen. Heute versteht man unter Akzent Tonhöhe und Tonstärke und denkt dabei vornehmlich an die Tonstärke, ohne sie in den modernen Sprachen gewöhnlich besonders zu

bezeichnen. Man hat danach also zwei vollständig verschiedene Arten des Akzents zu unterscheiden: den exspiratorischen oder dynamischen als Ausdruck der Tonstärke und den musikalischen oder tonischen als Ausdruck der Tonhöhe. Nach dem dynamischen Akzent zerfallen die Silben in betonte und unbetonte Silben. Die betonten Silben können wieder einen Haupt- oder einen Nebenton tragen, d. h. stark oder schwächer betont sein: in kómme ist kóm betont, me unbetont; in Háusvàter trägt Háus Hauptton, và Nebenton, ter ist unbetont. Bei dem musikalischen Akzent unterscheidet man Silben mit steigendem Tone (/), z. B. ja? in fragendem Sinne; Silben mit fallendem Tone (\) z. B. ja in der gewöhnlichen Bejahung; Silben mit steigend-fallendem Tone (/\), wie ja in ironischem Sinne; und Silben mit fallend-steigendem Tone (\/), wie zorniges ja.

Entsprechend dem Silbenakzent unterscheidet man ferner einen Wort- und einen Satzakzent in der gleichen Abstufung nach Tonstärke und Tonhöhe (vgl. § 62 und 91).

2. Die Quantität. Die Tonlänge ist schwer meßbar. In der Regel achten wir nur auf die Länge der Vokale und unterscheiden lange und kurze Vokale, sowie dementsprechend lange und kurze Silben, ohne die Dauer der in der Silbe folgenden Konsonanten oder nichtsilbischen Laute zu berücksichtigen. In diesem Falle heißt lang eigentlich nur soviel wie dehnbar (z. B. fāhl, kām) und kurz soviel wie nicht dehnbar (Făll, Kămm).

Zweites Kapitel.

Lautschreibung.

§ 22. Schreibung und Lautwert im Gotischen.

In den heutigen Textausgaben der gotischen Sprachdenkmäler werden die von Wulfila verwandten gotischen Schriftzeichen nicht dargestellt, sondern sind durch lateinische ersetzt. Diese reichen indessen nicht ganz für die gotischen Laute aus; dem Lateinischen fehlen zwei im Gotisch vorhandene Laute, für die daher auch in der lateinischen Schrift keine entsprechende Bezeichnung sich findet: þ und ƕ. Das alte Runenzeichen þ bedeutet einen interdentalen harten Spiranten, gleich dem englischen stimmlosen th; bisweilen wird es auch wirklich als th geschrieben, z. B. þiuda (thiuda), das Volk; ƕ bezeichnet wahrscheinlich eine besondere Art des h, eine sehr enge Verbindung des Hauchlauts mit labialem Spiranten, z. B. ƕar, wo.

Der Lautwert der lateinischen Zeichen selbst ist wiederum für das Gotische vielfach anders als in unserer heutigen Sprache. Bei den **Vokalen** wird die Länge immer durch Zirkumflex (^) ausgedrückt, so daß also alle Vokale, die keinen Zirkumflex tragen, kurz zu sprechen sind. Die Diphthonge sind ai (= ei), au und iu (= i + u, fallend, also íu). Daneben gibt es noch eine Reihe Scheindiphthonge, die mit zwei Buchstaben geschrieben werden, aber einfachen Lautwert haben; ei ist immer langes i (ī) z. B. skeinan (= scheinen), lies skīnan; ai, vor h, ƕ und r, sowie in der Reduplikation ist kurzes e (ĕ), es wird zum Unterschied vom Diphthong ai gewöhnlich durch Akzent über dem i kenntlich gemacht (aí), z. B. staírno (= Stern), lies stĕrno; dieselbe Aussprache hat ai in den Wörtern aíþþau (oder) und waíla (wohl); au vor h und r ist kurzes o (ŏ) und zum Unterschied vom Diphthong au meist durch Akzent über dem u (aú) kenntlich gemacht, z. B. saúrgan (= sorgen), lies sŏrgan.

Bei den Konsonanten ist die Bestimmung der ursprünglichen Aussprache schwieriger. Abweichend ist ohne Zweifel der Lautwert von gotisch h und z. Das h ähnelte im Inlaut und Auslaut unserm hochdeutschen Reibelaut ch, z. B. nahts (= Nacht), lies nachts. z steht nur im Inlaut und ist ein weicher stimmhafter dentaler Spirant, etwa wie unser s in lesen, z. B. batiza (= besser), lies batisa. gg entspricht nhd. ng.

§ 23. Die Schreibweise in den ahd. Sprachdenkmälern.

Im Ahd. wurde von vornherein das lateinische Alphabet zu den Aufzeichnungen benutzt. Bei der Niederschrift des Gesprochenen war man zunächst ganz auf das Gehör angewiesen; das bereitete häufig große Schwierigkeiten und führte zu beträchtlichen Abweichungen in den verschiedenen Dialektgebieten. Zudem stimmte der eigentliche Lautwert der lateinischen Schriftzeichen häufig nur annähernd und nicht völlig mit der deutschen Aussprache überein. Charakteristisch ist die Klage **Otfrieds** (Ad Liutbertum): „Wie diese barbarische Sprache noch der Geschmeidigkeit und Zucht ermangelt und nicht gewöhnt ist, sich von dem Zügel einer kunstvollen grammatischen Regel lenken zu lassen, so ist auch bei vielen Wörtern die Schreibung schwierig, teils wegen der Häufung der Zeichen (literarum congeries), teils wegen ihres noch nicht sicher ermittelten Lautwertes (incognita sonoritas)". Die gelegentlichen Versuche, neue Zeichen zwecks einer genaueren Schreibung einzuführen, z. B. đ für den Spiranten þ (th), konnten sich nicht durch-

setzen. Die größte Vollkommenheit in der phonetischen Schreibweise hat ein St. Gallener Mönch Notker Labeo († 1022) erreicht. Er entwickelte für seinen alamannischen Dialekt ein besonderes Schreibsystem, das längere Zeit bei den oberdeutschen klösterlichen Schreibern nachwirkte. In den modernen Textausgaben ist die alte phonetische Schreibung der Handschriften tunlichst beibehalten, doch hat man den Untersuchungen Rechnung getragen, durch die für jeden Dialekt der Lautwert des einzelnen Zeichens festgestellt wurde, und dementsprechend die vorhandenen Schwankungen geregelt.

Wie im Gotischen werden die langen Vokale in den Texten durch Zirkumflex kenntlich gemacht. Bei dem e (ĕ) wird in der Schrift bei den Stammsilben meist geschieden zwischen germanischem oder Brechungs-e (§ 31) und jüngerem Umlauts-e (§ 39). Das erste, mit ë bezeichnet, wurde offen, das andere, einfach e (auch ẹ) geschrieben, wurde geschlossen gesprochen. Die Qualität der übrigen Vokale ist annähernd dieselbe wie im Nhd. Dem Ahd. eigentümlich sind die Diphthonge io, iu, ie und uo. Doppel-u (uu) bedeutet nicht Vokal, sondern einen bilabialen Spiranten, ähnlich engl. w. Auch einfaches u hat vor Vokalen nicht selten diesen Lautwert, daneben wechselt es auch mit f in der Vertretung unseres heutigen v.

Unter den Konsonanten zeigen abweichende Aussprache vornehmlich h, ph, th und z. h bezeichnet im Auslaut und vor Konsonanten den velaren Spiranten ch, z. B. sprah, naht. In der Verdoppelung zwischen Vokalen steht dafür hh, z. B. mahhen, zeihhen. Die Schreibung ph ist die gewöhnliche für die Affrikata pf, z. B. phlëgan, lies pflegan. th ist der dentale Spirant, der im Gotischen durch die Rune þ ausgedrückt wurde (= engl. stimmlosem th), z. B. thiuda, bruother. z hat doppelten Lautwert; einmal ist es Affrikata wie im Nhd., z. B. zwei, herza; außerdem hat es noch die Geltung eines stimmlosen interdentalen Spiranten, wie unser sz in gießen, z. B. saz, lâzan u. ä. Gewöhnlich wird es bei dem zweiten Gebrauch durch eine besondere Schreibung (ʒ) von der üblichen Affrikata unterschieden. Der gleiche Zwiespalt findet sich auch in der Verdoppelung (zz und ʒʒ), z. B. sizzan (sitzen) und riʒʒan (reißen).

§ 24. Die Eigentümlichkeiten der mhd. Orthographie.

In der mhd. Zeit ist die Schreibung wie im Ahd. rein phonetisch. Gegenüber der regellosen und ungenauen Schreibweise der Handschriften hat sich in den modernen Textausgaben eine bestimmte Art von phonetischer Orthographie herausgebildet.

Bei den Vokalen a, e, i, o, u wird die Länge durch Zirkumflex angegeben; bei kurzem e unterscheidet man wie im Ahd. Brechungs-ë vom Umlauts-e. Dagegen haben die durch Umlaut entstandenen Vokale eine eigentümliche Bezeichnung der Länge in der Ligatur, beziehungsweise in der diphthongischen Schreibung: neben den Kürzen e, ö und ü stehen als Längen æ, œ und iu (= ǖ). Reine Diphthonge sind dagegen ei, ou, öu (= eu), ie, uo und üe.

Von den Konsonanten zeigen h, ph und z denselben Lautwert wie im Ahd. (vgl. § 23); ahd. th ist infolge der zweiten Lautverschiebung (§ 35, 3) mhd. geschwunden und durch d ersetzt. In der Verdoppelung jedoch weicht die mhd. Schreibweise bei den genannten Konsonanten von der ahd. ab; statt ahd. hh steht mhd. ch, z. B. machen, zeichen; dem ahd. zz entspricht tz, z. B. sitzen, dem ahd. ʒʒ einfaches ʒ, z. B. rîʒen (ahd. rîʒʒan, nhd. reißen). Der gutturale Spirant wird mhd. regelmäßig ch geschrieben zwischen Vokalen zum Unterschied vom Hauchlaut, z. B. machen, aber sehen, und im Auslaut, z. B. hoch. Sonst steht für ch regelmäßig h, also nach dem Vokal der Silbe, z. B. naht (lies nacht), siht (lies sicht) u. ä. Gesprochen wurde der Spirant oberdeutsch immer velar, wie unser ch in ach; die abweichende nhd. Aussprache nach e, i, ä, ö und ü (palatal) tritt zuerst in dem mitteldeutschen Dialektgebiet auf und wird erst nhd. allgemeiner.

k und c bezeichnen in den mhd. Texten den gleichen Laut, doch ist k auf den Silbenanlaut, c auf den Silbenauslaut beschränkt, z. B. kunst, denken, neben danc, sancte (= senkte); die Verdoppelung ist ck.

f und v wechseln willkürlich im Anlaute vor r, l, u, ü, iu, uo und üe, also vunden neben funden, für neben vür, vrëch neben frëch u. ä. f steht regelmäßig vor t und s und im Auslaut, sowie im Inlaut, wenn es altem germanischem (gotisch-niederdeutschem) p entspricht (§ 35), z. B. gift, niftel, torf, traf, trëffen (< germ. Wurzel *drep, and. drepan) usw. v steht gewöhnlich im Anlaut vor a, o, e und i, sowie im Inlaut, z. B. vinde, vor, hoves u. ä. Daher wechseln, namentlich in der Deklination, f und v nicht selten regelmäßig innerhalb eines Wortes, z. B. hof, hoves; Ursache war vermutlich eine verschiedene Stärke der Exspiration, indem f den stärkeren, v den schwächeren Laut bezeichnete. Ein ähnlicher Wechsel aus phonetischen Gründen fand bei den Verschlußlauten statt; man schreibt mhd. tages, aber tac, lîbes, aber lîp, kleides, aber kleit, da im Auslaut nur Tenuis gesprochen wird.

§ 25. Unsere nhd. Rechtschreibung und ihre Mängel.

Unsere nhd. Lautschreibung, wie sie durch Übereinkommen als die „rechte“ festgestellt worden ist und als Rechtschreibung in den Schulen dem heranwachsenden Geschlechte überliefert wird, unterscheidet sich von der ahd. und mhd., abgesehen von der größeren Einheitlichkeit, besonders dadurch, daß das phonetische Prinzip nicht mehr ausschließlich maßgebend ist. Allerdings gilt noch der phonetische Grundsatz: Es wird jeder Laut so geschrieben, wie er bei richtiger und deutlicher Aussprache gehört wird. Aber diese phonetische Grundlage hat sich mannigfache Ausnahmen und Durchbrechungen gefallen lassen müssen.

Vor allem haben sich etymologische Einflüsse geltend gemacht, und man sucht die überlieferten Stammformen eines Wortes auch da in der Schreibung beizubehalten, wo die Aussprache eine Abweichung erfährt. So schreibt man Tag — Tages, Leib — Leibes, Kleid — Kleides, um beidemal die übliche Stammform zu wahren, obwohl die Schreibung Tac, Leip, Kleit, entsprechend dem mhd. Gebrauch (vgl. § 24) phonetisch richtig wäre, da wir im Auslaut keine Media sprechen. Umgekehrt scheiden wir in der Schrift hallt und halt, faßt und fast, wallt und Wald, Häute und heute, obwohl hier die Aussprache gleich ist, weil wir die Verschiedenheit des Wortstammes deutlich machen und dadurch wieder die Auffindung der Bedeutung erleichtern wollen. Aus demselben Grunde werden Wörter, die zwar nicht verwandt, aber lautlich völlig zusammengefallen sind, und bei denen gar keine Anlehnung an verwandte Stämme mehr möglich ist, künstlich in der Rechtschreibung geschieden, nur um die Verschiedenheit des Begriffsinhalts anzudeuten, z. B. Leib und Laib, Mohr und Moor, Ferse und Verse u. ä. Ja, sogar ein und dasselbe Wort, das im Laufe der Zeit zwei weit auseinanderliegende Bedeutungen erhalten hat, wird so in der Schrift gespalten und in zwei neue, scheinbar unverwandte Wörter zerlegt, z. B.

mhd. stat < nhd. Statt = Ort und Stelle; nhd. Stadt = größere Ansiedlung

mhd. wider < nhd. wider = gegen, entgegen; nhd. wieder = zurück, wiederum.

Schließlich haben auch Zufall und Willkür ihren Anteil an unsrer Rechtschreibung. Wenn wir heute dir, mir, wir, aber ihr,

hier, vier schreiben, so ist das eine Sprachlaune, die sich nur zum Teil historisch erklären, aber kaum rechtfertigen läßt. Ähnlich steht es mit blähen, mähen, nähen und säen, mit Heu (von hauen) und Bräu (von brauen) usw. Vielfach haben sich Einflüsse und Regeln gekreuzt, Mißverständnisse und Irrtümer haben sich eingeschlichen, auch die Rechtschreibung ist etwas Gewordenes.

Sehr treffend hat Brenner (Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung, S. 1) die Schwierigkeiten gekennzeichnet, die jeder genauen Lautschreibung im Wege stehen: „Eine Rechtschreibung im eigentlichen Sinne des Wortes ist weder im Deutschen noch in irgendeiner anderen Sprache je erreicht worden, noch je erreichbar. Sie würde zweierlei voraussetzen: erstens, daß ein ganzes Volk (oder eine Sprachgemeinschaft) über alle Einzelheiten der Schriftzeichen bis ins kleinste hinein einig wäre; zweitens, daß die Laute der Sprache genau erkannt und ein völlig entsprechender Ausdruck durch Buchstaben dafür gefunden wäre, daß jeder Änderung der Aussprache eine angemessene Änderung der Schrift folge. Völlige Einheit der Aussprache, auch nur der obersten Volksschichten, ist kaum zu verwirklichen; und wenn durch Übereinkommen eine solche zustande käme, so würde sie im Leben kaum Bedeutung erlangen; höchstens auf der Bühne; und wenn sie, gegen alle Wahrscheinlichkeit, allen Gebildeten geläufig geworden sein sollte, wäre sie von keinem Bestand, da die Sprache nie still steht. In kurzen Zwischenräumen müßte sie immer wieder nachgeprüft, müßten Schwankungen geregelt werden."

§ 26. Die Anfänge der nhd. Rechtschreibung.

Bereits in der mhd. Zeit scheint die Schreibung früh hinter der lebendigen Sprachentwicklung zurückgeblieben zu sein, wie besonders die vielfach mangelhafte Darstellung des Umlauts in den Handschriften zeigt. Die Schwierigkeiten wuchsen mit den großen Lautveränderungen gegen Ausgang der Periode (§ 40). Dazu kamen bald allerhand Schreiberunsitten. Das Schreiben, in der älteren Zeit ausschließlich nebenamtlich von den Klerikern betrieben, war allmählich ein gutbezahltes Handwerk geworden. Die Schreiber wurden nach Seiten bezahlt und suchten durch Häufung der Buchstaben die Seitenzahl zu vergrößern; daneben leitete sie wohl auch das Bestreben, die graphische Wortgestalt zu „verschönern". So kam es, daß schließlich jedes Wort mit möglichst viel Buchstaben geschrieben wurde, ohne Rücksicht auf die Anzahl der wirklich vorhandenen Laute, z. B. Walldt, offtt, unnd u. ä. Aus den gleichen Ursachen

nahm die Zahl der großen Anfangsbuchstaben, die in den mittelalterlichen Handschriften nur Zierate an besonders wichtigen Stellen, wie dem Buch- und Kapitelanfang, gewesen waren, außerordentlich überhand; schließlich hing es ganz vom Belieben des Schreibenden ab, ob er ein Wort mit großen oder kleinen Anfangsbuchstaben schreiben wollte.

Diese Schreibverwilderung fanden die ersten Drucker des 15. Jahrhunderts vor und übernahmen sie daher auch in ihre Buchdrucke. Sie dauerte bis tief hinein in das 16. Jahrhundert. Luther selbst fühlte die Mangelhaftigkeit seiner Schreibweise sehr wohl und war auf Besserung bedacht: „Im korrigieren, meint er, muß ich oft selbs ändern, was ich in meiner Handschrift hab übersehen und unrecht gemacht, daß auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist.“ Dennoch findet man bei ihm oft ein und dasselbe Wort kurz hintereinander auf drei verschiedene Weisen geschrieben, z. B. vil, viel, vihl; ferner begegnet man Formen wie dorfften, opffern, yhn, nodt, gutt u. ä. In der Anwendung großer Buchstaben herrscht noch die größte Regellosigkeit; er schreibt: „Sie werden deine Söhne und Töchter fressen, Sie werden deine schafe und rinder verschlingen“ usw. Die Schwierigkeit bestand darin: woher mit einem Male die orthographischen Regeln nehmen? Da kamen die deutschen Grammatiker den Druckern zu Hilfe. Indem Valentin Ickelsamer (Ein Teütsche Grammatica, 1534, vgl. oben § 13, S. 20) verlangte, man zerlege die Wörter in ihre Bestandteile und prüfe diese genau auf ihren Laut, und indem Fabian Frangk (Teutscher Sprach Art und Eigenschafft, 1531) lehrte: Schreibe, wie du sprichst! verlor sich allmählich wenigstens die Unsitte der unsinnigen Konsonantenhäufungen, und man kehrte langsam zu einer natürlicheren, mehr phonetischen Schreibweise zurück. Gleichzeitig stieg die Sicherheit in der Lautgebung mit der wachsenden Herrschaft der mitteldeutschen Sprachformen. Schriftsprache und Rechtschreibung stützten sich gegenseitig.

Immerhin zeigt auch das 17. Jahrhundert noch einen argen Zustand der Verwirrung. Die großen Buchstaben, gegen die als erster Johann Kolroß (Enchiridion, 1530) geeifert hatte, genossen noch lange eine regellose Verwendung. Kolroß hatte sie auf den Anfang des Satzes, die Eigennamen und den Namen Gottes beschränken wollen; er fand aber wenig Verständnis, und mit dem 17. Jahrhundert bürgerte sich, von den Schulmännern gefördert, der Brauch ein, alle Substantive groß zu schreiben, was dann unter Gottscheds Autorität allgemeine Regel wurde.

§ 27. Die orthographischen Gesetzgeber des 18. Jahrhunderts.

Am Anfange des 18. Jahrhunderts (1728) erschien von Hieronymus Freyer in Halle eine „Anleitung zur teutschen Orthographie". Diese Arbeit ist so recht aus einem praktischen Bedürfnis hervorgegangen; Freyer hatte nämlich vom Direktor der hallischen Schulanstalten, A. H. Francke, den Auftrag erhalten, „etwas aufzusetzen, worauf die Jugend von ihren sämtlichen Vorgesetzten gewiesen werden könne". Sie genoß als die Freyersche oder Hallische Orthographie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in weiten Teilen Deutschlands hohes Ansehen und diente in vielen Schulen als Richtschnur. Nach seinem eigenen Geständnis hatte sich Freyer bemüht, „die gantze Anweisung auf einen gewissen Grund zu setzen und doch den eingeführten usum scribendi soviel nur immer möglich, nicht nur beyzubehalten, sondern demselben auch durch gute Gründe, insonderheit aber durch eine hinlängliche Analogie hie und da aufzuhelfen". Auffällig erscheint uns heute an seiner Schreibweise die Verdoppelung der Konsonanten auch nach langen Vokalen, Diphthongen und anderen Konsonanten (z. B. ruffe, Täuffer, wircken, Hertz).

Als der eigentliche Begründer der im wesentlichen bis auf unsre Zeit geltenden deutschen Orthographie ist Johann Christoph Gottsched (vgl. auch § 13, S. 23) anzusehen. Mit dem Erscheinen seiner Deutschen Sprachkunst (1748) tritt ein Wendepunkt in der Geschichte der Orthographie ein, und es ist ein unleugbares Verdienst des viel geschmähten Mannes, daß er die besten Schreibweisen seiner Zeit sammelte, diese auf bestimmte Regeln stützte und zu einem Systeme vereinigte, dem er vermöge seines allgewaltigen Einflusses und durch die Entschiedenheit, mit der er seine Gesetze aufstellte, allgemeine Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen wußte. Von seinen Grundsätzen, über welchen das bis heute fortbestehende Schreibgebäude errichtet ist, war das Fundamentalprinzip die alte Regel: „Schreibe, wie du sprichst!", oder wie Gottsched es ausdrückt: „Schreib jede Silbe mit solchen Buchstaben, die du in der guten Aussprache deutlich hörest."

Indes erwies sich dieser Grundsatz bei der großen Verschiedenheit, die bezüglich der Aussprache des schriftgemäßen Hochdeutschs in den verschiedenen Teilen Deutschlands bestand, als nicht ausreichend. Der nächste Notanker, nach dem man griff, war die Etymologie; auf sie baut denn auch Gottsched die zweite seiner acht Hauptregeln: „Alle Stammbuchstaben, die den Wurzelwörtern

eigen sind, müssen in allen abgeleiteten beibehalten werden." Ein wie gefährliches Feld aber die Etymologie für unsere alten Sprachmeister war, wird man aus den Beispielen erkennen, die Gottsched seiner Regel beigibt: „Weil also Fessel von fassen, das Heucheln von hauchen, das Schmeicheln von schmauchen, der Knebelbart vom Knabenbarte, das Spritzen vom Sprühen herkommt, so kann und soll man Fässel, häucheln, schmäucheln, Knäbelbart, sprützen usw. schreiben." Von den grammatischen Verhältnissen der älteren Sprache und ihrer Lautentwicklung hatten diese Grammatiker noch keine Ahnung.

Andre Regeln verlangen Berücksichtigung des seit undenklichen Zeiten eingeführten allgemeinen Gebrauchs und Berücksichtigung der Analogie. Allein trotz der von Gottsched aufgestellten Grundsätze blieb für den einzelnen Fall die Möglichkeit bestehen, daß keine der Vorschriften zur Entscheidung ausreichte, während anderseits der Schreibende ebenso häufig im Zweifel sein konnte, welcher von den aufgestellten Grundsätzen jedesmal maßgebend sei. Gottscheds großes Verdienst besteht darin, daß er den bis auf den heutigen Tag von fast niemandem angefochtenen Vorschriften Geltung verschaffte, nach langem Vokal und nach einem Konsonanten den folgenden Konsonanten nur einfach, nach kurzem Vokal den folgenden Mitlaut doppelt zu schreiben. Ebenso hat er die Schreibung der drei s-Zeichen s, ss, sz in der noch heute üblichen Weise geregelt, ohne damit allerdings den historischen oder auch nur den phonetischen Verhältnissen gerecht zu werden (vgl. § 37). Dagegen hat die Anwendung des sogenannten Schluß-s (s), das seit dem 14. Jahrhundert in der Schrift üblich wurde, noch im 19. Jahrhundert wiederholt geschwankt. Einen schlechten Dienst leistete Gottsched der Orthographie, indem er dem schon früher vertretenen Grundsatz, Worte mit verschiedener Bedeutung trotz gleicher Lautform verschieden zu schreiben (z. B. Lied und Lid), zu großem Ansehen verhalf.

Seinen vollständigen innern Ausbau und äußern Verputz hat Gottscheds orthographisches Lehrgebäude durch Johann Christoph Adelung (vgl. auch § 13, S. 23 f.) erhalten. Adelung ließ das Prinzip der Analogie ganz fallen; das der Etymologie und des allgemeinen Gebrauchs beschränkte er, suchte dagegen den Hauptsatz: Schreibe, wie du sprichst! näher zu bestimmen, damit er in allen Fällen sicher leiten könne. Dieser Hauptsatz lautet nach ihm vollständig also: „Man schreibe das Deutsche mit den eingeführten Schriftzeichen, so wie man spricht, der allgemeinen besten Aussprache gemäß, mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Ge-

brauchs.“ Mit dieser näheren Bestimmung des phonetischen Hauptsatzes hat Adelung das Fundamentalgesetz für die Schreibung des Nhd. festgestellt, und indem er demselben als Stütze beifügte: „mit Beobachtung der erweislichen nächsten Abstammung und des allgemeinen Gebrauchs“, in folgerichtiger und umsichtiger Anwendung seiner Grundsätze endlich den bisherigen Schwankungen Halt und Stillstand geboten.

Was den Freyer, Gottsched und Adelung bei ihren orthographischen Bestrebungen zum Erfolge verhalf, waren einmal äußere Umstände, nicht zum wenigsten das gleichzeitige mächtige Aufblühen der deutschen Literatur und ihre schließlich klassische Entfaltung. Aber anderseits war der Erfolg auch im Wesen und Sprachempfinden dieser Männer selbst begründet, indem sie mit kluger Mäßigung und bewußt an die bestehenden Zustände anknüpften und wenige, einfache, durchsichtige Forderungen und Regeln aufstellten, diese aber mit Energie vertraten. Das unterscheidet sie z. B. von einem Manne wie Klopstock, der die Entwicklung der letzten Jahrhunderte mit Gewalt durchbrechen und eine verstandesmäßige, lediglich auf Sparsamkeitsrücksichten beruhende Rechtschreibung durchgeführt wissen wollte (Gelehrtenrepublik, 1773), damit aber trotz seines Ansehens nur ein allgemeines Schütteln des Kopfes erregte.

§ 28. Die Entwicklung der Rechtschreibung in den letzten hundert Jahren.

Durch die orthographischen Gesetzgeber des 18. Jahrhunderts war die deutsche Rechtschreibung wiederum auf eine wesentlich phonetische Grundlage, allerdings mit starkem historischem Einschlag, unter weitgehender Berücksichtigung der etymologischen Zusammenhänge, gestellt worden. An diesen Verhältnissen hat man im Verlauf des 19. Jahrhunderts wiederholt zu rütteln versucht und bald das historische, bald das phonetische Element nachdrücklicher betont; aber alle diese meist mit großer Leidenschaft verfochtenen Bestrebungen sind erfolglos geblieben, die Entwicklung ist bis heute auf dem von Gottsched und Adelung vorgeschriebenen Wege weitergeschritten.

Eine Zeitlang schien es allerdings, als sollte eine Verschiebung zugunsten einer mehr historischen Schreibung stattfinden. Das Studium des deutschen Altertums, das vor allem durch den großen Germanisten Jacob Grimm um die Mitte des Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatte (vgl. § 14, S. 26),

brachte die schweren Mängel, die unsrer Rechtschreibung in historischer Beziehung anhaften, erst recht zum Bewußtsein.

Ohne es zu wollen und zu beabsichtigen, deckte die historische Grammatik an der bisherigen Schreibung eine große Zahl von Fehlern und Gebrechen auf. Hierdurch wurde der alte Damm der Autorität eingerissen, der Glaube an die Vollkommenheit des Herkömmlichen erschüttert, und je länger, je mehr verbreitete sich die Überzeugung, daß die Aufrechterhaltung der alten Schreibweise auf die Dauer eine Unmöglichkeit sei. Grimm selbst hat die Konsequenzen seiner Lehren für die deutsche Rechtschreibung nicht gezogen, obwohl er mit der bestehenden Orthographie unzufrieden war. Er wollte wohl Neuerungen und Vereinfachungen, aber er sah ein, daß „verjährte Mißgriffe“ sich nicht so leicht entfernen lassen. Für wünschenswert und ausführbar hielt Grimm folgende Reformen: Verbannung der dehnenden „h“ und „ie“, Beibehaltung der organischen; Verwerfung der Vokalverdoppelung; Einschränkung der Konsonantenverdoppelung nach kurzem Vokal; Entfernung der großen Anfangsbuchstaben im Satze, abgesehen von den Eigennamen; ausschließliche Verwendung der lateinischen Schrift. Was ihm dabei vorschwebte, war ein Doppeltes: einmal galt es den Lautbestand der älteren Sprache, namentlich des Mhd., soweit er erhalten war, auch in der Schrift wiederherzustellen und damit das historisch Zusammengehörige besser kenntlich zu machen; gleichzeitig damit sollte die Schrift von dem unnützen Ballast vieler inzwischen eingeschleppter Konsonanten befreit und so vereinfacht werden. Dabei übersah Grimm jedoch, daß eine Vereinfachung nicht immer eine Erleichterung ist, daß durch eine historische, vereinfachte Schreibung zahlreiche, mühsam erreichte Schreibregeln wiederum durchbrochen werden mußten, so, wenn er empfahl, dem Mhd. entsprechend vil, stilt, zil mit einfachem i statt ie zu schreiben, dagegen ziehen, fliehen, bier, weil hier das nhd. ie auf dem mhd. Diphthong ie beruhte. Die gleiche Unregelmäßigkeit mußte entstehen durch den Wegfall der dehnenden h: es sollte geschrieben werden son, lon, aber mohn, weil es mhd. mâhen geheißen hatte und hier das h also altererbt war. So kam es, daß die nach Grimms Grundsätzen von seinen Anhängern reformierte und gereinigte Rechtschreibung wohl in germanistischen Büchern und Zeitschriften in die Tat umgesetzt wurde und sich da, allerdings in stetem Rückgange, bis in die letzte Zeit hinein erhalten hat, daß aber das große literarische Publikum die von der Philologie empfohlene Reform ablehnte. Zwar fehlte es dieser nicht an begeisterten Vorkämpfern. Besonders warb ihr der Germanist

Karl Weinhold durch einen Aufsatz in der Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien (1852) in Schulkreisen Freunde; doch wurden seine Ausführungen alsbald durch den Erlanger Germanisten Rudolf v. Raumer (1815—1876) widerlegt (Zeitschrift f. d. österr. Gymnasien 1855 ff. u. a.), der den phonetischen Fundamentalsatz: Schreibe, wie du sprichst! wieder an die Spitze stellte und zur Anerkennung des bestehenden „historisch-phonetischen" Schreibgebrauchs mahnte.

Raumer war es auch, der zuerst mit Nachdruck auf den Wert einer einheitlichen Rechtschreibung hinwies: „Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue, keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft." Von einer einheitlichen deutschen Rechtschreibung war man allerdings noch weit entfernt; selbst innerhalb der einzelnen deutschen Staaten herrschte noch große Unsicherheit und Verschiedenheit, und die einzelnen Schulen genossen darin eine ziemliche Freiheit. Nur zögernd entschloß man sich seitens der Regierungen zu einem planmäßigen Vorgehen. Den Anfang machte Hannover 1854, das sich mit seinen „Regeln" ganz auf den Boden der historischen Schule stellte. 1861 folgte Württemberg. In Leipzig (1857) und Berlin (1871) wurden Vereinbarungen unter den Lehrern der städtischen Schulen getroffen, die zwar der amtlichen Autorisierung entbehrten, aber doch viel Nachfolge fanden. Nach der Errichtung des Reiches machte Preußen den Versuch, die Regelung durch das Reich herbeizuführen, indem es 1876 Vertreter der deutschen Regierungen zu einer orthographischen Konferenz nach Berlin berief und dieser einen noch von Rudolf v. Raumer ausgearbeiteten Entwurf zur Beratung vorlegte. Die Konferenz blieb zwar insofern ergebnislos, als eine reichsgesetzliche Regelung nicht zustande kam, aber der Geist der Konferenz wirkte in den alsbald erlassenen Regelbüchern der Einzelstaaten nach (Bayern 1879; Preußen 1880, die sogenannte Puttkamersche Rechtschreibung nach dem Kultusminister v. Puttkamer; Sachsen 1882 usw.). Die Zersplitterung wurde dadurch zunächst freilich eher größer als kleiner, da sehr viele, namentlich die Mehrzahl der Behörden, die „neue" Orthographie nicht annahmen; aber die Schule, und damit das heranwachsende Geschlecht, hatte doch in allen Staaten eine wenigstens annähernd gleiche Richtschnur. Die letzte Regelung erfolgte dann durch die Berliner Junikonferenz von 1901. Sie brachte einen Fortschritt einmal in der Richtung ausgleichender Vereinfachung, indem unter

andern die Verbindung th in deutschen Wörten durchgängig durch t ersetzt wurde; vor allem aber führte sie endlich zu einer Einigung der deutschen Bundesstaaten, denen sich weiterhin im wesentlichen Österreich und die Schweiz anschlossen.

Nicht befriedigt blieb eine Gruppe, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stetig an Einfluß gewonnen hatte, die reinen **Phonetiker**, die in gewissem Sinne den Gegenpol zu den Historikern Grimmscher Richtung darstellen und die Schreibung möglichst ganz auf phonetische Grundlage gestellt wissen wollen. Ihr Grundsatz ist: Jedem Laut **ein** Zeichen und jedem Zeichen **ein** Laut („algemeiner ferein für fereinfahte rehtšreibung"). Das Verständnis für diese Richtung hat besonders die Stenographie befördert. Das von der wissenschaftlichen Phonetik für ihre Zwecke ausgebildete Schreibsystem ist für die Praxis des Alltags nicht verwendbar, dagegen dürfte der Zukunft allerdings eine maßvolle Weiterentwicklung der Rechtschreibung auf phonetischer Grundlage vorbehalten sein.

Drittes Kapitel.
Lautwechsel.

§ 29. Lautwandel und Analogiebildung.

Seit die Sprache dem Menschen als etwas Fertiges von den Eltern überliefert wird, vollzieht sich das Sprechenlernen durch Nachahmung. Sowohl bei dem Sprechenlernen wie auch bei jeder späteren Sprechtätigkeit suchen wir die einzelnen Lautfolgen in **der** Form nachzuahmen und wiederzugeben, wie sie uns überliefert sind. Aber alle Nachahmung ist unvollkommen, und fortgesetzt schleichen sich Fehler ein, von denen zwar die Mehrzahl alsbald wieder ausgemerzt wird, von denen aber doch einige mehr oder weniger langsam sich allmählich der Sprachüberlieferung einfügen. So entstehen die Lautveränderungen, die man mit dem Namen **Lautwechsel** bezeichnet; dieser Name will nur das Ergebnis aussprechen, daß an Stelle eines Lautes ein anderer getreten ist.

In der Regel dauert es eine geraume Zeit, bis ein Laut von einem andern verdrängt wird, und es findet ein langsamer Übergang statt; diesen Vorgang nennt man **Lautwandel**. Man versteht darunter die unmerkliche und unbewußte Verschiebung der Artikulationsbewegungen, die teils innerhalb der Sprechweise eines einzelnen, teils bei der Übertragung der Sprachlaute von einer Person auf die andere stattfindet. Ein Lautwandel pflegt sich unter gleichen Bedingungen und zur selben Zeit gleichmäßig und

stetig zu vollziehen; daher nennt man die auf diese Weise zustande gekommenen sprachlichen Veränderungen, also das fertige Resultat, lautgesetzlich. Lautgesetze sind ausnahmslos wie die Naturgesetze, aber insofern von diesen verschieden, daß sie nicht angeben, was immer unter gewissen gegebenen Bedingungen geschehen wird, sondern was einmal unter gewissen gegebenen Bedingungen geschehen ist. Sie konstatieren nur eine vollzogene sprachliche Tatsache, einen durch Lautwandel geschehenen Lautwechsel.

Wenn alle lautlichen Veränderungen auf lautgesetzlichem Wege, durch Lautwandel, zustande kämen, so ließen sich bei vollständiger Kenntnis aller Lautgesetze die älteren Sprachformen leicht und mechanisch wiederherstellen. Aber die Lautformen verändern sich gleichzeitig noch auf verschiedene andre Weise. Da ist vor allem der sogenannte springende Lautwechsel, für den sich keine bestimmten Regeln aufstellen lassen. Ein häufiges Beispiel dafür bieten die Metathesen oder Lautversetzungen, indem zwei Laute ihre Stellung vertauschen, wie bersten < mhd. brësten.

Ebensowenig lassen sich diejenigen lautlichen Veränderungen in Regeln fassen, die im Gefolge von Analogiebildungen eingedrungen sind. Die Analogiebildung ist ein Fehlgreifen in der Sprachform, indem diese infolge mangelnden Gedächtnisses einer andern ähnlichen Form nachgebildet wird. Man unterscheidet zwei große Gruppen:

1. Die stoffliche Analogiebildung. Hier vollzieht sich die Ausgleichung zwischen verschiedenen Formen eines und desselben Wortes oder zwischen verschiedenen, aber etymologisch verwandten Wörtern. So ist in vielen Mundarten die zweite und dritte Person des Praesens Sg. bei den starken Verben analog der ersten Person ausgeglichen: „er stoßt" statt „er stößt" nach dem Muster von ich stoße. Ähnlich dialektisch „höcher" statt „höher" nach dem Muster von hoch.

2. Die formale Analogiebildung. Da betrifft die Ausgleichung die Funktionselemente sprachlich nicht verwandter Wörter. So hat sich das Präteritum frug von fragen statt fragte eingebürgert nach Analogie der Präterita schlug, trug u. ä.; ebenso hat der umgelautete Plural Bäume (von Baum) die ältere umlautlose Form verdrängt nach dem Vorbild Gäste (von Gast), Schläge (von Schlag), Würfe (von Wurf) u. a.

Die Analogiebildung bewirkt gerade das Gegenteil des Lautwandels; dieser differenziert die Lautgebilde, jene vereinfacht sie. Im folgenden soll nur eine Übersicht über die wichtigsten auf Lautwandel beruhenden Lautgesetze und über einige andere charakteristische Formen des Lautwechsels gegeben werden, durch welche die lautliche Entwicklung der deutschen Sprache bestimmt worden ist.

A. Veränderungen in gemeingermanischer Zeit.

§ 30. Der Ablaut.

In den verschiedenen indogermanischen Sprachen, besonders in den germanischen, macht sich in gewissen Grenzen ein regelmäßiger Wechsel der Vokale bemerkbar. Diese Erscheinung hat man Ablaut genannt und nachgewiesen, daß derselbe bereits in der indogermanischen Ursprache vorhanden war. Er beherrschte da das ganze Vokalsystem in allen Teilen des Wortes, in den Wurzel-, wie in den Bildungssilben, und war eine Folge des Akzents, indem der Vokal in der stark betonten Silbe anders als in schwach oder unbetonten Silben gesprochen wurde. Die verschiedenen Vokale, die innerhalb einer Wurzel miteinander zu wechseln pflegen, nennt man Stufen und ordnet diese wieder je nach ihrem Wechsel in Reihen. Die Zahl der Stufen in den einzelnen Reihen ist nicht ganz sicher. Die Abstufung war zweierlei Art:

a) qualitativer Ablaut: Es wechseln Vokale mit verschiedener Artikulation. Am häufigsten war hier indogermanisch die Reihe ĕ, ŏ.

griech. λέγω — λόγος (lĕgo — lŏgos)
τίθημι — θωμός (títhēmi — thōmós).

b) quantitativer Ablaut: Kürzen werden gedehnt und Längen gekürzt, ja es werden Kürzen bis zum völligen Vokalausfall geschwächt:

griech. πατήρ — πατέρα — πατρός (patḗr — patĕ́ra — patrós).

Qualitativer und quantitativer Ablaut pflegen sich häufig zu einer Ablautsreihe zu verbinden.

Die Folge der Stufen innerhalb der einzelnen Reihe ist willkürlich und bei den Grammatikern verschieden, dagegen ist ihre Anwendung in den einzelnen Wortformen an feste Regeln gebunden. Als Normalstufe sieht man gewöhnlich den Vokal des Präsens an, und da es sechs verschiedene Präsensvokale gab, so nimmt man sechs indogermanische Reihen an:

ĕ,	ŏ,	—,	die ĕ-Reihe
ŏ,	ō,	—,	„ ŏ- „
ă,	ā,	—,	„ ă- „
ē,	ō,	ə,	„ ē- „
ō,	ə,	—,	„ ō- „
ā,	ō,	ə,	„ ā- „

(Der Strich bezeichnet Vokalausfall, ə den bis zur Murmelstimme abgeschwächten Vokal e, etwa wie e in haben.)

Von diesen Reihen verschwindet die Mehrzahl im Germanischen, und die erste, die ĕ-Reihe, erlangt über die erhaltenen Reste der andern das entschiedene Übergewicht. Sie spaltet sich durch Hinzutritt anderer Laute wieder in eine Anzahl neuer Reihen. Ebenso erfährt der Ablaut im Germanischen insofern eine Beschränkung, als er nicht mehr gleichmäßig auf allen sprachlichen Gebieten angewandt wird, sondern vorwiegend nur noch auf einem, auf diesem aber mit der größten Regelmäßigkeit, in der Tempusbildung der starken Verben. Man unterscheidet hier wiederum sechs Reihen:

î, ai, i, i
eu, au, u, u
e, a, u, u
e, a, ê, u
e, a, ê, e
a, ô, ô, a.

Die Vierzahl der Stufen erklärt sich aus den vier Stammformen (vgl. § 78). Die fünf ersten germanischen Reihen werden auf die indogermanische ĕ-Reihe zurückgeführt und teils durch den im Germanischen eingetretenen Lautwandel, teils durch Hinzutritt neuer Vokale erklärt. Die sechste Reihe beruht auf dem lautlichen Zusammenfall der indogermanischen a- und o-Reihen im Germanischen.

§ 31. Die Brechung.

Im Germanischen haben vornehmlich zwei Vokale eine Einbuße erlitten, e und u; e ist unter gewissen Umständen zu i, u zu o geworden. Man nennt diesen Lautwechsel nach Jacob Grimm Brechung, obwohl die Auffassung von dem Vorgange selbst seit Grimm eine ganz andere geworden ist.

1. Vor einem i oder j der Folgesilbe wurde e in allen germanischen Sprachen zu i:

lat. medius, griech. *μέσος* (mĕsos), ahd. mitti, got. midjis, nhd. mitte
lat. sedeo, griech. *ἕζομαι* (hĕzomai), urgerm. * sittjan, ahd. sizzan, [got. sitan, nhd. sitzen.

Dagegen blieb e erhalten im Germanischen, wenn in der folgenden Silbe ein a stand. Infolgedessen findet sich nicht selten in demselben Stamm heute noch ein Wechsel zwischen i und e:

Herde < ahd. hërta   Hirte < ahd. hirti;
geben < ahd. gëban; (er) gibt < ahd. (er) gibit
Erde < ahd. ërda;   irden < ahd. irdîn.

Besonders häufig zeigt sich diese Brechung im Präsens des starken Verbs (messen — mißt, lesen — liest, sprechen — spricht u. v. a.).

Ebenso wurde im Germanischen e > i, wenn ein Nasal mit noch einem andern Konsonanten folgte, z. B.:

spinnen < ahd. spinnen; got. spinnan; anord. spinna; < vorgerm.*spen

Wind < ahd. wint; got. winds; < vorgerm. * wendo (lat. ventus).

Im Ahd. wurde später e oft auch noch vor einem u der Folgesilbe zu i:

sieben < ahd. sibun; engl. seven; < indogerm. * septen, vgl. lat. [septem; griech. ἑπτά (heptá).

Vieh < ahd. fihu; got. faihu (spr. fehu), lat. pecu; < indogerm. * péku.

2. Vor einem a der Folgesilbe wurde im Germanischen u > o gebrochen, dagegen blieb u erhalten, wenn die Folgesilbe ein i oder u aufwies. So entstand ein Wechsel zwischen o und u; statt u steht im Nhd. vielfach ü, das nachträglich durch Umlaut (vgl. § 39) aus u entwickelt ist:

ahd. fora > nhd. vor; ahd. furi > nhd. für
germ. folla > nhd. voll; ahd. fulli > nhd. Fülle.

Auf dieselbe Weise erklären sich die Gruppen: Tor, Türe; Gold, Gulden, gülden; u. ä. Durch die Brechung des u wurden auch die Ablautsreihen (§ 30) weiter gespalten, besonders bei dem starken Verb, doch sind die Unterschiede im Nhd. meist wieder ausgeglichen:

ahd. wërdan, ward, wurtum, wortan,
nhd. werden, ward, wurden, geworden;

ebenso:

ahd. wërfan, warf, wurfum, giworfan,
nhd. (Prät. ausgeglichen): werfen, warf, warfen, geworfen usw.

Die u-Brechung wurde indessen gehindert, wenn zwischen u und a ein Nasal mit noch einem andern Konsonanten stand:

ahd. gibuntan > nhd. gebunden;
ahd. gistunkan > nhd. gestunken.

3. Infolge der Brechung spaltete sich der indogermanische Diphthong eu germanisch in iu (vor u und i) und eo (vor a), das sich im Ahd. weiter entwickelte zu io:

nhd. licht < ahd. lioht, angls. leoht < indogerm. Wurzel * leuk;
dazu leuchten < ahd. liuhten < germ. * liuhtjan;
nhd. fliegen < ahd. fliogan < vorgerm. * pleugh;
dazu nhd. (noch dichterisch) er fleugt < ahd. er fliugit.

§ 32. Die erste Lautverschiebung.

Weit beträchtlichere und umfassendere Veränderungen als die Sonorlaute haben die Geräuschlaute im Germanischen erlitten, so daß sie auf den ersten Blick nicht wieder zu erkennen sind. Die indogermanischen Verschlußlaute, Reibelaute und Aspiraten *derselben Artikulationsstelle*, haben im Germanischen anscheinend nach einem bestimmten System ihren Platz gewechselt, sind anscheinend in ihren Stellen verschoben. Der erste, der diese Tatsache lautgesetzlich formulierte, war Jacob Grimm; von ihm ist der Vorgang die *erste oder germanische Lautverschiebung* genannt worden. Inzwischen ist durch weitere Forschungen festgestellt worden, daß die Lautverschiebung nicht, wie Grimm annahm, ein einheitlicher Prozeß gewesen ist, daß sie vielmehr in eine ganze Reihe von Einzelvorgängen aufzulösen ist, die wahrscheinlich weder gleichzeitig noch voneinander abhängig gewesen sind.

1. Die indogermanischen stimmhaften *Aspiraten* (Mediae) bh, dh, gh sind germanisch zu den stimmhaften Verschlußlauten b, d, g geworden:

	Indogermanisch:	Germanisch:
bh:	sanskr. **bh**árami, lat. fero	got. **b**aíra, engl. **b**ear [= tragen]
	sanskr. **bh**râtar, lat. frater	got. **b**roþar, engl. **b**rother [Bruder]
dh:	sanskr. **dh**var, griech. *θύρα* [**th**ýra]	got. **d**aúr, engl. **d**oor [Tor]
	griech. *θυγάτηρ* [**th**ygátēr]	got. **d**aúhtar, engl. **d**aughter [Tochter]
gh:	sanskr. hansás, griech. *χήν* [**ch**ēn]	deutsch **G**ans, engl. **g**oos
	griech. *χόρτος* [**ch**órtos], lat. **h**ortus	deutsch **G**arten, got. **g**arda.

Die heutigen deutschen Wörter lassen sich bei diesen Vergleichen nur selten danebenstellen, weil hier die Geräuschlaute den germanischen Bestand meist nicht bewahrt, sondern weitere Veränderungen (§ 35) durchgemacht haben.

2. Die indogermanischen *stimmlosen Verschlußlaute* p, t, k und die stimmlosen Aspiraten ph, th, kh werden germanisch zu den stimmlosen Spiranten f, þ, ch.

	Indogermanisch:	Germanisch:
p:	sanskr. **p**itár, griech. *πατήρ* [patḗr]	got. **f**adar, deutsch **V**ater
	sanskr. ná**p**at, lat. ne**p**os	angls. nĕ**f**a, deutsch Ne**ff**e
t:	griech. *τρεῖς* [treis], lat. **t**res	got. **þ**reis, engl. **th**ree [drei]
	sanskr. bhrâ**t**ar, lat. fra**t**er	got. bro**þ**ar, engl. bro**th**er [Bruder]

Indogermanisch:	Germanisch:
k: griech. καρδία [kardía], lat. cor	got. haírtô, deutsch Herz
griech. δέκα [déka], lat. decem	got. taíhun, ahd. zëhan [zehn].

3. Die indogermanischen stimmhaften Verschlußlaute b, d, g werden germanisch zu den stimmlosen Verschlußlauten p, t, k verschoben:

Indogermanisch:	Germanisch:
b: altsloven. slabu	got. slêpan, engl. sleep [schlafen]
lat. labium	angls. lippa, deutsch Lippe
d: griech. ἔδομαι [ĕdomai], lat. edo	got. ita, engl. eat [essen]
griech. δύο [dýo], lat. duo	got. twai, engl. two [zwei]
g: griech. γόνυ [góny], lat. genu	got. kniu, deutsch Knie
griech. ἀγρός [agrós], lat. ager	got. akrs, deutsch Acker.

§ 33. Ausnahmen von der ersten Lautverschiebung.

1. Nach vorausgehendem Spiranten blieben die stimmlosen Verschlußlaute p, t, k unverschoben; in Betracht kommen namentlich die Lautverbindungen sp, st, sk, ferner ft und ht:

ahd. stërno, griech. ἀστήρ [astēr], sanskr. star [nhd. Stern]
ahd. ahto, lat. octo, sanskr. aṣ̌tau [nhd. acht]
ahd. spëhôn, lat. specio [nhd. spähen]
ahd. fisc (got. fisks), lat. piscis [nhd. Fisch].

2. Störungen in der Verschiebung bereitete ferner ein unmittelbar nachfolgendes t. Dieser Fall trat namentlich ein, wenn t als Suffix an die Wurzel trat. Bereits im Germanischen erscheint vor t an Stelle des lautgesetzlich zu erwartenden Verschlußlautes der Spirant, so daß sich die empirische Regel herausbildete: Vor t gehen die Verschlußlaute in Spiranten über, z. B.

Labiale: geben — Gift, treiben — Trift, halb — Hälfte; mhd. klieben (= spalten) — Kluft.

Gutturale: denken — dachte; bringen — brachte; recken — rechts; biegen — Bucht; mag (von mögen) — Macht; pflegen — Pflicht u. v. a.

3. Dental + t ergab im Germanischen ss. Der dadurch entstandene Wechsel zwischen Dental und ss ist schon früh durch weitere lautgesetzliche Veränderungen (zweite Lautverschiebung, vgl. § 35) wieder beseitigt worden. Dagegen finden sich Fälle, wo der Dental, analog den Labialen und Gutturalen, vor t zum Spiranten geworden ist, also: Dental + t > st, z. B.

laden — Last; rot — Rost.

§ 34. Das Vernersche Gesetz.

Aus dem Indogermanischen besaß das Germanische den stimmlosen Spiranten s; dazu kamen durch die Lautverschiebung drei weitere stimmlose Spiranten: f aus p und ph; þ aus t und th; ch aus k und kh. Diese erlitten alsbald eine nachträgliche Verschiebung, indem sie in zahlreichen Fällen inlautend zu stimmhaften Spiranten und weiter zu stimmhaften Verschlußlauten wurden, also

f 〉 w 〉 b;
þ 〉 đ 〉 d;
ch 〉 h (j) 〉 g;
[s 〉 r].

Den Grund dieser Verschiebung entdeckte der dänische Forscher Karl Verner 1877 in der indogermanischen Betonung. Der indogermanische Wortakzent war durchaus frei; an keine bestimmte Silbe innerhalb des Wortes gebunden, konnte er beliebig jede Silbe treffen. Von dieser Voraussetzung ausgehend, stellte Verner fest, daß im Nachlaut der indogermanischen Tonsilbe sich die stimmlosen Spiranten erhalten hatten, da sie hier gewissermaßen durch den Akzent geschützt wurden, daß sie dagegen im Nachlaut unbetonter Silben stimmhaft erweicht worden waren. Dem Entdecker zu Ehren nennt man diesen Lautwechsel das Vernersche Gesetz. Da diese Verschiebung die erste Lautverschiebung voraussetzt, also erst im Germanischen eingetreten ist, so folgt daraus, daß der indogermanische Wortakzent auch dem Urgermanischen noch eigentümlich war.

Das Vernersche Gesetz ist also immer da wirksam gewesen, wo sich germanisch statt des nach der Lautverschiebung zu erwartenden Spiranten ein stimmhafter Verschlußlaut findet:

	Indogermanisch:	Germanisch:
p:	griech. ἑπτά (heptá), lat. septem	engl. seven, deutsch sieben
	griech. ἀπό (apó)	ahd. aba, nhd. ab
t:	griech. πατήρ [patḗr]	got. fadar [Vater]
	sanskr. catuáras, lat. quattuor	got. fidwôr [vier]
k:	griech. δεκάς [dekás]	got. tigus, engl. -ty, deutsch -zig [Suffix zur Bildung der Zehner]
	griech. ἑκυρά [hekyrá]	angls. swegar, deutsch Schwieger [-mutter]

Erst durch das Vernersche Gesetz wurde der Wechsel verständlich, der in etymologisch verwandten deutschen Wörtern zwischen urgerm. Spiranten und stimmhaftem Verschlußlaut auftritt, nament-

lich in den Verbalformen. Man nennt diese Erscheinung, die im Nhd. nur noch geringe Spuren hinterlassen hat, dagegen im Mhd. ziemlich häufig ist, grammatischen Wechsel. An Stelle der germanischen Laute sind inzwischen meist andere Laute getreten. Grammatischer Wechsel liegt noch vor in

dürfen — darben,
ziehen — zog — gezogen,
schneide — schnitt — geschnitten,
erkiesen — erkoren (küren), war — gewesen.

B. Zur Geschichte der deutschen Konsonanten.

§ 35. Die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung.

Die germanischen Geräuschlaute, die durch die erste Lautverschiebung entstanden waren, erfuhren im Deutschen noch eine zweite, der ersten sehr ähnliche Lautverschiebung. Auch diese bestand aus einer Reihe von Einzelvorgängen, die sich nicht gleichzeitig, sondern nacheinander abspielten. Hier können wir die Zeit ungefähr bestimmen, da sich die Verschiebungen erst in geschichtlicher Zeit vollzogen. Sie müssen etwa mit der Völkerwanderung, im 5. Jahrhundert, begonnen und sich über mehrere Jahrhunderte ausgedehnt haben.

Verglichen mit der ersten Lautverschiebung ist die zweite ungleich schwieriger zu übersehen und weniger einheitlich. Das Ergebnis ist sehr verschieden je nach Mundart, Lautgruppe und Stellung des Lautes in der Silbe. Die Bewegung nahm ihren Ursprung in Oberdeutschland. Daher ist sie dort am vollständigsten gewesen. Je weiter nach Norden zu eine Mundart vom Ausgangspunkt entfernt lag, um so weniger wurde sie im allgemeinen davon betroffen. Das Niederdeutsche erhielt sich so gut wie unberührt, steht also bezüglich der Geräuschlaute den andern germanischen Sprachen am nächsten.

Von den verschiedenen Lautgruppen haben die stimmlosen Verschlußlaute zuerst mit der Verschiebung begonnen, und von diesen wieder am frühesten das t. Die dentalen Laute haben denn auch in allen Gruppen bei dieser Verschiebung die labialen und die gutturalen beträchtlich überflügelt.

1. Die germanischen stimmlosen Verschlußlaute (Tenues) p, t, k wurden je nach ihrer Stellung entweder zu stimmlosen Spiranten oder zu Affrikaten verschoben.

a) Im Anlaut wurden die Tenues zu Affrikaten verschoben. Davon war allgemein hochdeutsch nur die Verschiebung t > tz:

got. taíhun, engl. ten	:	ahd. zëhan, nhd. zehn
got. tiuhan	:	ahd. ziohan, nhd. ziehen.

Dagegen wurde die Verschiebung von anlautendem p > pf nur in einigen hochdeutschen Mundarten durchgeführt:

got. pund, engl. pound	:	nhd. Pfund
engl. path	:	nhd. Pfad.

Auf das Oberdeutsche beschränkt blieb die Verschiebung von anlautendem k > kch, daher hat die heutige Schriftsprache dafür keine Beispiele: oberd. kchint, nhd. Kind.

b) Im In- und Auslaut nach sonoren Konsonanten liegen die Verhältnisse ähnlich, nur hat hier die Verschiebung noch einige nördlichere Mundarten ergriffen, und p wurde nicht zur Affrikata, sondern zu stimmlosem Spiranten verschoben. Also: t > z, p > f.

got. haírtô, engl. heart	:	ahd. hërza, nhd. Herz
got. salt, engl. salt	:	ahd. salz, nhd. Salz
got. waírpan, engl. warp	:	ahd. wërfan, nhd. werfen
got. hilpan, engl. help	:	ahd. hëlfan, nhd. helfen.

Dagegen hat die Verschiebung des k > ch in den mitteldeutschen Mundarten wiederum nicht stattgefunden:

got. sigqan, engl. sink	:	ahd. sinkan, nhd. sinken, oberd. [sinchen.

c) Im Inlaut und Auslaut nach Vokalen werden die einfachen Tenues hochdeutsch fast ausnahmslos zu Spiranten, nur mit dem Unterschied, daß der Spirant im Inlaut verdoppelt wird, also: t > ʒʒ (ʒ); p > ff (f); k > hh (h):

got. itan, engl. eat	:	ahd. ëʒʒan, nhd. essen
got. fôtus, engl. foot	:	ahd. fuoʒ, nhd. Fuß
engl. open	:	ahd. offan, nhd. offen
got. slêps, engl. sleep	:	ahd. slâf, nhd. Schlaf
got. brikan, engl. break	:	ahd. brëhhan, nhd. brechen
got. ik	:	ahd. ih, nhd. ich.

d) Die verdoppelten Tenues tt, pp, kk werden wie die einfachen Tenues im Anlaut (vgl. oben a) behandelt und auf beschränktem Gebiete zu Affrikaten verschoben:

anglſ. settan, engl. set	:	ahd. sezzen, nhd. setzen
anglſ. æppel, engl. apple	:	ahd. apful, nhd. Apfel.

2. Von den germanischen **stimmhaften Verschlußlauten** (Medien) b, d, g wird allgemein hochdeutsch nur d > t verschoben. Die Verschiebung von b > p und g > k bleibt auf das Oberdeutsche beschränkt:

got. **d**ags, engl. **d**ay : ahd. **t**ac, nhd. **T**ag
got. biu**d**an, engl. bi**d** : ahd. bio**t**an, nhd. bie**t**en
aber
got. gi**b**an : altoberdeutsch **k**ë**p**an, nhd. **g**e**b**en.

Entsprechend ist die Verschiebung von verdoppeltem dd > tt, bb > pp, gg > ck. Durchweg verschoben ist auch hier nur dd:

angelsächs. mi**dd**, engl. mi**dd**le : ahd. mi**tt**i, nhd. mi**tt**e.

Indessen sind hier vielfach oberdeutsche Formen mit verschobenem pp (< bb) und ck (< gg) auch in die Schriftsprache eingedrungen, wie Rü**ck**en (altsächsisch hruggi), Si**pp**e (altsächsisch si**bb**ja, fränk. si**bb**a) u. a. Nhd. Wörter mit bb oder gg, wie E**bb**e, Fla**gg**e u. ä. stammen aus dem Niederdeutschen.

3. Von den **stimmlosen Spiranten** bleiben f und h bei der zweiten Lautverschiebung unberührt:

got. **f**adar, engl. **f**ather : nhd. **V**ater
got. **h**aúrn, engl. **h**orn : nhd. **H**orn.

Nur th (þ) hat, und zwar zuletzt von allen Geräuschlauten, eine Verschiebung zur stimmhaften Media d erfahren. Dieser Vorgang unterscheidet sich auch darin von den übrigen, daß er sich über das ganze deutsche Gebiet einschließlich des Niederdeutschen erstreckt. Er wird daher oft gar nicht mehr zur **hochdeutschen** Lautverschiebung gerechnet:

got. þata, engl. **th**at : nd. **d**at, hd. **d**as
got. þreis, engl. **th**ree : deutsch **d**rei
got. aírþa, engl. ear**th** : deutsch Er**d**e.

§ 36. Die Konsonantenverdoppelung.

1. Bereits das Germanische besaß eine größere Anzahl von Doppelkonsonanten oder Geminaten, die überwiegend durch **Assimilation**, d. h. durch Angleichung entstanden waren. Die Angleichung kann vorschreitend (progressiv) oder rückläufig (regressiv) sein, indem ein Konsonant entweder dem nachfolgenden Konsonanten (progressiv) oder dem vorausgehenden (regressiv) assimiliert wird. Die germanischen Geminaten scheinen überwiegend durch regressive Assimilation eines n entstanden zu sein:

Wolle < ahd. wolla < germ. *wullô < vorgerm. *wəlnā́
Stamm < ahd. stam[m] < vorgerm. *stamna.
rr < rs in
Farre (Stier) < ahd. farro < vorgerm. *fars (vgl. Färse).

Auch in der deutschen Sprache finden sich noch zahlreiche auf Assimilation beruhende Verdoppelungen:

Stimme < ahd. stimna
nennen < nemnen < germ. *namnjan (Ableitung von Name)
Grummet < mhd. gruon-mât
Kummer < mhd. kumber.

2. Neben der Assimilation zeigte sich in den westgermanischen Sprachen noch ein andres Prinzip bei der Gemination wirksam: Vor gewissen Konsonanten, am häufigsten vor j, aber auch vor w, l und r, trat Verdoppelung des Konsonanten ein. Der Verdoppelung vor j erlagen alle Konsonanten mit Ausnahme des r

got. sibja, ahd. sipp(e)a, nhd. Sippe
got. wilja, ahd. will(e)o, nhd. Wille
got. satjan, ahd. sezzen, nhd. setzen,
aber Ferge < ahd. ferjo, < germ. *farja.

Verdoppelung vor w erfährt im ahd. das k, vor l und r alle stimmlosen Verschlußlaute:

dick < mhd. dicke < ahd. dicki < germ. *þiqus
bitter < ahd. bittar < germ. *bitrs
Kupfer < ahd. kupfar < älterem *kuppar < lat. cuprum.

Man nennt diesen Vorgang die westgermanische Konsonantendehnung oder Gemination und setzt ihn in die Zeit zwischen die erste und zweite Lautverschiebung.

3. Diese alten Doppelkonsonanten haben sich in unserer Schriftsprache nach kurzem Vokal erhalten; indessen ist wahrscheinlich nur das Schriftbild dasselbe geblieben, während sich die Aussprache geändert hat. Unsere heutige deutsche Sprache besitzt jedenfalls keine Doppelkonsonanten im eigentlichen Sinne mehr, d. h. mit Druckgrenze (§ 16) in der Mitte des Doppellautes. Die Geminaten in Sippe, spannen, Bette usw. werden nur noch durch Schallgrenze geschieden und mit einmaliger Exspiration, also als einfache Konsonanten, gesprochen. Dagegen werden für die ältere deutsche Sprache wirkliche Doppelkonsonanten angenommen. Wann die Vereinfachung des Doppellauts eingetreten ist, läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Unter dem Einfluß der in der Schrift bewahrten ehemaligen Geminaten hat die Schrift-

sprache später auch da geschriebene Doppelkonsonanten im Inlaut entwickelt, wo die ältere Sprache keine solchen kannte, z. B. Gottes (mhd. gotes), Himmel (mhd. himel), Neffe (mhd. neve) usw. Diese Worte besaßen ursprünglich eine Druckgrenze hinter dem Vokal und wurden also go-tes, hi-mel, ne-ve gesprochen; indem hier die Druckgrenze aufgehoben wurde, konnte sich die Schreibregel ausbilden: Ein auf kurzen Vokal folgender einfacher Konsonant wird verdoppelt. Infolgedessen erhielten schließlich nach der nhd. Schreibregel, den Stamm in allen Formen gleichmäßig festzuhalten (vgl. S. 41), auch die einsilbigen Stammwörter mit kurzem Vokal Doppelkonsonanten am Ende, wie Gott, Blatt, Mann usw. Dagegen haben die flexionslosen einsilbigen Wörter den einfachen Konsonanten im Auslaut auch nach kurzem Vokal bewahrt, wie man, in, mit usw.

§ 37. Die Spaltung der s-Laute.

Der aus dem Germanischen überkommene s-Laut, ein stimmloser Spirant, hat sich im Deutschen in drei verschiedene Laute gespalten, in sch, stimmhaftes s und stimmloses s.

1. In Verbindung mit folgendem c oder k entwickelte sich aus dem s ein neuer einheitlicher Laut, der in unserer Schrift sch geschrieben wird. Nach vorausgehendem s waren die stimmlosen Verschlußlaute von der Verschiebung verschont geblieben (vgl. § 33, 1). Vermutlich entwickelte sich k zunächst zum Spiranten ch und verschmolz dann mit s zu dem dentalen Spiranten sch. Dieser Lautwandel vollzog sich im Anlaut sowohl, wie im Inlaut und Auslaut:

ahd. scif 〉 mhd. **schif** 〉 nhd. **Schiff**;
ahd. fisc 〉 mhd. fi**sch** 〉 nhd. Fi**sch**;
ahd. drëskan 〉 mhd. drë**sch**en 〉 nhd. dre**sch**en.

Als Zeitpunkt für den Eintritt des Lautwechsels darf man etwa den Übergang vom Ahd. zum Mhd. ansehen. In der Folge dieser Entwicklung eroberte der neue Laut auch die Lautgruppen sl, sm, sn, sw, st, sp im Anlaut. Die Schrift hat ihn allerdings in die beiden letzten (st und sp) nicht aufgenommen, doch ist hier die verbreitete Aussprache scht und schp historisch richtig.

ahd **sl**ahan 〉 mhd. **sl**ahen 〉 nhd. **schl**agen
ahd. **sm**ërzo 〉 mhd. **sm**ërze 〉 nhd. **Schm**erz
ahd. mhd. **sn**ël 〉 nhd. **schn**ell
ahd. mhd. **sw**în 〉 nhd. **Schw**ein,
aber ahd. mhd. **sp**ër 〉 nhd. **Sp**eer [gespr. **Schp**eer]
ahd. **st**ôȥan 〉 mhd. **st**ôȥen 〉 nhd. **st**oßen [gespr. **scht**oßen].

Dieser Lautwechsel erscheint gegen 1300 vollzogen. Der Grund für die Ausnahmestellung von st und sp in der Schrift liegt wohl darin, daß diese Lautgruppen im Gegensatz zu den vier andern auch im Inlaut häufig sind und da im allgemeinen den s-Laut bewahrt haben. Doch haben viele Mundarten auch im Inlaut scht < st, z. B. das Schwäbische.

Schließlich ist s noch in der Verbindung rs häufig zu sch geworden, z. B.:

mhd. hirs > nhd. **Hirsch**; mhd. burse > nhd. **Bursche**.

Ausgenommen blieb jedoch die Verbindung rst, vgl. Fürst.

2. Stimmhaftes s hat sich entwickelt im Anlaut vor Vokalen, wie Saum, sind, Segen usw., und im Inlaut zwischen Sonoren, wie Reise, Amsel, Verse usw.

3. Dagegen hat sich stimmloses s erhalten im Auslaut, wie was, Gras, im Inlaut vor stimmlosen Konsonanten, z. B. Hast, Espe, und in der Verdoppelung, wie essen, lassen, wissen.

Mit dem stimmlosen s zusammengefallen ist der durch die zweite Lautverschiebung entstandene Spirant s (ahd. und mhd. geschrieben ʒ), der ursprünglich abweichend gesprochen wurde, heute aber phonetisch von dem aus germanischem s entwickelten stimmlosen Spiranten nicht mehr zu unterscheiden ist, vgl. **Kuß** (ahd. kus) und **Fluß** (ahd. fluʒ) oder **Eis** (ahd. îs) und **Fleiß** (ahd. vlîʒ).

Der in der nhd. Rechtschreibung mit sz wiedergegebene s-Laut ist gewöhnlich stimmlos; doch kommt diesem Lautzeichen weder phonetisch noch sprachhistorisch ein bestimmter Lautwert zu.

§ 38. Konsonantenschwund und -vermehrung.

Die Konsonanten innerhalb eines Wortes unterliegen auch außerhalb der Lautgesetze vielfachem Wechsel. Während einmal bedeutungslos oder unbequem gewordene Konsonanten schwinden, werden andrerseits zur besseren Charakterisierung oder zur Erleichterung der Aussprache wieder neue Konsonanten an- oder eingefügt.

Der Schwund der Konsonanten ist am häufigsten im Auslaut; r fiel ab in da < dar (vgl. darin), wo < war (vgl. worin) u. a. Auslautendes n fehlt in vielen heutigen Mundarten. Im An- und Inlaut tritt Schwund namentlich dann ein, wenn sich die Konsonanten häufen, z. B. blitzen < mhd. blikzen < ahd. blëcchazzen; Elster < mhd. agelster < ahd. agalster; Amt < mhd. ambet; ringen < germ. *wringan (im Niederdeutschen erhalten, z. B. in Wringmaschine), lispeln < *wlispen u. a.

Unter den angefügten Konsonanten sind am häufigsten die Dentale: Axt < mhd. ackes; Palast < mhd. palas; jemand < mhd. ieman; niemand < mhd. nieman; Habicht < mhd. habech; Saft < mhd. saf, u. v. a. Auf Anfügung (Epithese) beruht auch das t der zweiten Person Singularis bei dem Verb z. B. du nimmst < ahd. nimis (vgl. § 77, 1a).

Neue Konsonanten im Inlaut entwickeln sich als Übergangslaute zur Vermittlung der verschiedenen Artikulation zweier angrenzenden Laute. Häufig stehen die eingeschobenen Konsonanten zwischen Konsonanten, und auch hier sind es vorwiegend wieder Dentale, z. B. **minder** < ahd. minniro; **Spindel** < mhd. spinnel; ferner alle Adverbien auf -entlich, wie eigentlich (< älterem eigenlich), öffentlich (< offenlich), gelegentlich (< gelegenlich) u. v. a., sowie die Adverbien auf -ends, wie eilends, durchgehends, vollends (< mhd. en vollen) usw.

Zwischen Vokalen wurden in der älteren Sprache namentlich die schwachen Reibelaute j, w und h eingeschoben; von diesen hat sich in der Schriftsprache nur das h erhalten, z. B. **blühen** < ahd. bluoan (mhd. blüejen), **krähen** < ahd. krâen (mhd. kraejen) u. a. Die ältere Sprache zeigt w meist nach u, z. B. ahd. bûan > mhd. bûwan > bauen u. ä.

C. Zur Geschichte der deutschen Vokale.

§ 39. Der Umlaut.

Unter Umlaut versteht man den Lautwandel der Vokale a > ä, o > ö, u > ü und des Diphthonges au > äu. Er wurde durch ein i der Folgesilbe bewirkt (z. B. Kunst — künstlich; Macht — mächtig) und erklärt sich als Assimilation des vorausgehenden Vokals an das i.

Wann der Umlaut im einzelnen eingetreten ist, läßt sich deshalb schwer bestimmen, weil das lateinische Alphabet für die neuen Vokale keine Zeichen bot und darum die Schreiber erst neue Zeichen für diese Laute entwickeln mußten z. B. û > ú > ü; oder auch œ (= ö). Die ersten Spuren des Umlauts begegnen im Ahd. um 750, und zwar wird davon zunächst nur das kurze a (ă) betroffen, das fortab vor einem i der Folgesilbe regelmäßig zu e umgelautet erscheint, soweit nicht die folgenden Konsonanten besondere Schwierigkeiten bereiten, z. B.

urdeutsch *fasti > ahd. festi, nhd. fest
urdeutsch *hari > ahd. heri, nhd. Heer.

Wie schon diese Beispiele zeigen, entspricht oft unser nhd e

altem germanischen a; ä wird nur geschrieben, wo man die sprachliche Verwandtschaft mit dem a-Laute noch empfindet (war — wäre). Doch steht e selbst nicht selten auch da, wo in Anlehnung an den noch lebendigen a-Stamm ä erwartet werden könnte, z. B. in Ferge und fertig (von fahren).

Vielleicht begann gleichzeitig auch bei den andern Vokalen der Umlaut, ohne daß wir es aus den literarischen Denkmälern erkennen können. Aus der Schrift ist er seit dem Jahre 1000 etwa nachweisbar, so daß er also für das Mhd. auf dem ganzen Gebiete als vollzogen gelten kann:

ahd. nâmi — mhd. naeme — nhd. nähme
ahd. mohti — mhd. möhte — nhd. möchte
ahd. scôni — mhd. schoene — nhd. schön
ahd. zugil — mhd. zügel — nhd. Zügel
ahd. brûti — mhd. briute (spr. brüte) — nhd. Bräute.

Der Diphthong au fehlte im Mhd.; dafür wurden die Diphthonge ou 〉 öu und uo 〉 üe umgelautet

ahd. guoti — mhd. güete — nhd. Güte
ahd. houwi — mhd. höu — mhd. Heu.

Auch in nebentonigen Silben erscheint der Umlaut:

ahd. lêrâri — mhd. lêraere — nhd. Lehrer.

Da im Mhd. das i der Endsilben meist verloren ging (vgl. § 43), verschwand allmählich das Verständnis für den Grund des Umlautes; man fing daher an, in dem Umlaut ein bequemes Hilfsmittel bei der Flexion und der Wortbildung zu erblicken, das um so erwünschter war, als die Unterscheidung der Ableitungs- und Biegungsformen durch die Vokale der Endungen mehr und mehr unmöglich geworden war. Häufig ist deshalb im Nhd. der Umlaut auch da eingetreten, wo die lautlichen Bedingungen seines Eintrittes nicht gegeben waren, d. h. als Analogiebildung, z. B. mundartlich du frägst und er frägt (statt du fragst und er fragt) nach Analogie von du trägst, schlägst u. ä. Ebenso ist der Umlaut in manchen Wörtern durch Ausgleichung wieder verschwunden.

Als Rückumlaut bezeichnete man früher das Auftreten des nicht umgelauteten Vokals a in brannte, sandte, wandte, dachte und ähnlichen schwachen Präterita, indem man annahm, daß in diesen Formen der Umlaut (vgl. brennen, senden, denken usw. mit got. brannjan, sandjan, þagkjan usw.) verloren gegangen und der ursprüngliche Vokal wieder hergestellt worden sei. Indessen haben neuere Forschungen dargetan, daß die schwachen Verben mit mehr-

silbiger Konsonanz im Stammauslaut den Umlaut immer nur im Präsens besessen, im Präteritum dagegen von Anfang an den ursprünglichen Vokal a bewahrt haben, da hier das nachfolgende i bereits vor Eintritt des Umlauts wieder geschwunden war (vgl. § 79, 2 b).

§ 40. Die Entwicklung der Diphthonge.

Aus dem Germanischen übernahm das Ahd. vier Diphthonge:

ai, au, iu, io.

Von diesen blieb im Ahd. nur iu unverändert. Bei den beiden ersten trat alsbald Assimilation des ersten Vokals an den zweiten ein: also ai 〉 ei (8. Jahrhundert) und au 〉 ou (9. Jahrhundert). Weiterhin erscheint io seit dem 11. Jahrhundert zu ie entrundet.

Zu diesen vier Diphthongen gesellten sich im Ahd. verschiedene neue. Germanisches geschlossenes ê wurde seit dem 9. Jahrhundert zu ie, germanisch ô zu uo diphthongiert. Beides geschah etwa gleichzeitig. Weitere Vermehrung erfuhren die Diphthonge durch den Umlaut (s. o. § 39); so wurde ou^{-i} (d. h. ou umgelautet durch i) 〉 öu und uo^{-i} 〉 üe. Da ie 〈 ê und ie 〈 io gegen Ende der ahd. Periode zusammenfielen, so traten insgesamt sieben Diphthonge in das Mhd. über:

ei, ou, iu, ie, uo, öu, üe.

Das Mhd. hat diese Diphthonge äußerlich scheinbar längere Zeit bewahrt, doch müssen schon früh Veränderungen eingetreten sein, ohne daß diese, wie im Ahd. bei dem Umlaut, von der Schrift sofort wiedergegeben wurden. So wurden die alten Diphthonge ei und ou schon bald wieder mit verändertem Anlaut ai und au gesprochen. Ferner vereinfachte sich der alte Diphthong iu zu ǖ und näherte sich in der Aussprache dem aus umgelautetem û entstandenen ǖ (ebenfalls geschrieben iu).

Seit dem 12. Jahrhundert beginnt dann, zunächst auf oberdeutschem Gebiete, ein neuer Lautwandel auf dem Gebiet der Diphthonge. Die alten noch aus dem Germanischen stammenden Längen î und û, sowie die beiden ü-Laute wurden diphthongiert: î 〉 ei; û 〉 ou und später 〉 au; ǖ 〉 eu. Das neue ei 〈 î unterschied sich von dem alten ei noch geraume Zeit durch eine breitere Aussprache des Anlautes, daher entspricht auch heute noch die Schreibung ai, soweit sie überhaupt noch erhalten ist, immer dem alten germanischen ei. In zahlreichen Mundarten ist das alte germanische ei weiter zu ē entwickelt und dadurch leicht von dem jüngeren ei 〈 î zu unterscheiden: Stein 〉 Stēn, nein 〉 nē, zwei 〉 zwē usw., aber immer drei, Schwein usw.; das Niederdeutsche hat an der mhd. Diphthongierung überhaupt nicht teilgenommen und die einfachen Vokale bewahrt (Swīn, drī usw.). ou 〈 û fiel mit dem alten

germanischen ou sehr bald völlig in au zusammen. Die neuen eu-Laute (< germ. iu und < mhd. iu) verschmolzen mit öu < ou^{-i}. Dieser Prozeß ist zu Anfang des 14. Jahrhunderts auch von der Schrift im allgemeinen anerkannt, nur die in eu zusammengelegten Laute wurden noch bis in das 16. Jahrhundert hinein in Schrift und Druck unterschieden.

Ungefähr gleichzeitig mit dieser Diphthongierung dreier einfacher Laute muß eine völlig entgegengesetzte Bewegung auf dem Gebiete der Diphthonge begonnen haben, wodurch mehrere mhd. Diphthonge zu einfachen Vokalen verkürzt wurden: ie > ī, uo > ū, üe > ǖ. Die auf diese Weise neu entstandenen Vokale ersetzten den Ausfall der diphthongierten Längen. Merkwürdig ist nur, daß der Ausgangspunkt dieses Lautwandels ein ganz anderes mundartliches Gebiet, nämlich das westliche Mitteldeutschland, ist. Bis zum Ausgang des Mittelalters ist auf dem hochdeutschen Sprachgebiet auch dieser Lautwandel vollzogen; es treten also in das Nhd. nur drei Diphthonge ein:

ei (ai), au, eu (äu).

Zur vergleichenden Übersicht je ein Beispiel und weiter eine Tabelle:

ei { = altes ei, auch ai: Saite < mhd. seite < ahd. seita
= junges ei < mhd. î: Seite < mhd. sîte < ahd. sîta

au { = altes au: Frau < mhd. frouwe < ahd. frouwa, got. frauja
= neues au < mhd. û: Maus < mhd. mûs < ahd. mûs

eu { aus mhd. öu, älterem ou^{-i}: beugen < mhd. böugen < ahd. bougen < germ. *baugjan
aus mhd. iu, ahd. û$^{-i}$: Mäuse < mhd. miuse < ahd. mûsi
aus altem germ. iu: Seuche < mhd. siuche < ahd. siuhhî

ī (geschrieben ie) { aus ahd. io: biegen < mhd. biegen < ahd. biogan
aus ahd. ie, germ. ê: hier < mhd. hier < ahd. hier, got. anord. hêr

ū aus mhd. uo: Fuß < mhd. fuoz < ahd. fuoz, got. fôtus, anord. fótr
ǖ aus mhd. < üe, älterem uo^{-i}: Rübe < mhd. rüebe < ahd. ruoba < germ. *rôbî.

germ.	ai	î	au	û		au	eu		ê	ô	
ahd.	ei	î	ou	û	û$^{-i}$	ou^{-i}	iu	io	ie	uo	uo^{-i}
mhd.	ei	î	ou	û	iu(ü)	öu	iu (ü)	ie		uo	üe
nhd.	ei (ai)		au		eu (äu)			ī (geschr. ie)		ū	ǖ

§ 41. Unregelmäßiger Vokalwechsel.

Verschiedentlich sind Wörter aus der älteren Sprache in die moderne mit einem veränderten Stammvokal eingetreten, ohne daß sich eine allgemeine lautgesetzliche Erklärung finden ließe:

1. Mhd. â ist häufig zu nhd. ō gerundet worden, z. B. Argwohn < mhd. arcwân (vgl. dagegen Wahn). Woge < mhd. wâc; ohne < mhd. âne; Mond < mhd. mâne, Docht < mhd. tâht, u. a.

2. Aus den mitteldeutschen Mundarten stammt der Übergang von ŭ > ŏ, ü > ö, der besonders durch folgenden Nasal begünstigt wird, z. B. Sonne < mhd. sunne; begonnen < mhd. begunnen; König < mhd. künic; Mönch < mhd. münich (daher der Name München), u. a.

3. Ältere e und i sind in der Schriftsprache vielfach zu ö und ü gerundet worden: Löffel < mhd. leffel; schöpfen < mhd. schepfen; löschen < mhd. lëschen; zwölf < mhd. zwelf; ergötzen < mhd. ergetzen; fünf < mhd. fünf < ahd. finf; Würde < mhd. wirde; lügen < mhd. liegen. Die Schriftsprache steht hier im Gegensatz zur Umgangssprache, die vielmehr eine Entrundung der ö und ü beliebt. In manchen Mundarten sind diese Laute völlig zugunsten der entrundeten getilgt. Andrerseits zeigen wieder die Gebildeten oft das Bestreben, e und i an falscher Stelle zu runden, z. B. ölf statt elf, nach Analogie von zwölf u. ä.

§ 42. Die Veränderungen in der Quantität.

Die Quantität der Vokale hatte sich im Ahd. noch wesentlich so erhalten, wie sie aus dem Germanischen überkommen war. Dagegen trat im Mhd. bald ein tiefgreifender Wandel ein, der wesentlich mit dazu beigetragen hat, das Lautbild unsrer modernen Sprache neu zu gestalten. Das Ergebnis dieses Vorgangs kann man etwa folgendermaßen formulieren:

Mhd. Kürze erscheint im Nhd. gedehnt, wenn sie nicht durch einen Konsonanten geschützt wurde, d. h. wenn sie in offener Silbe stand; mhd. săgen < nhd. sā-gen; mhd. dĭser < nhd. die-ser; mhd. hŏnec < nhd. Hō-nig; mhd. ŭber < nhd. ǖ-ber.

Ausgenommen blieben häufig solche Wörter, deren Nachsilbe auf el, en oder er ausging; so wurde, besonders wenn m zwischen beiden Silben stand, die Dehnung fast regelmäßig unterlassen und dementsprechend dann m verdoppelt (s. o. § 36): kommen < mhd. kŏmen; Himmel < mhd. hĭmel; Hammer < mhd. hămer. Ähnlich bei t: Schatten < mhd. schăten; Vetter < mhd. vĕter; Büttel < mhd. bŭtel.

Anderseits fand Dehnung auch nicht selten in geschlossener Silbe statt. Hier erklärt sie sich gewöhnlich durch spätere Ausgleichung. So ist sie aus den mehrsilbigen Formen eines Wortes in dessen einsilbige eingedrungen: Tāge, daher Tāg (< mhd. tăc); Glāses, daher Glās (< mhd. glăs); Wēges, daher Wēg (< mhd. wĕc, mit Kürze noch erhalten in dem isolierten Adverb weg, z. B. geh weg!); Hōfes, daher Hōf (< mhd. hŏf). Das Niederdeutsche hat im Nominativ Singularis nicht ausgeglichen und hier, wie in vielen andern Fällen, den älteren Lautbestand bewahrt, also Glăs, Hŏf, Wĕg, Tăg; dadurch sind diese Kürzen vielfach in die norddeutsche Umgangssprache eingedrungen. Durchgehends hat das schwache Verb seine Formen zugunsten der Dehnung ausgeglichen: sāgen, daher sāgst, sāgt, sāgte, gesāgt, während das starke Verb wenigstens da, wo es in der Brechung einen Halt fand, im Präsens die alten Kürzen bewahrt hat: nēhme, nĭmmst, nĭmmt, (mhd. nĕmen); trēte, trĭttst, (mhd. trĕten); gēbe, gĭbst, (mhd. gĕben) usw.

Außerdem findet sich Dehnung in geschlossener Silbe bisweilen nach r, so in den nur einsilbig vorkommenden Wörtern: wīr < mhd. wĭr; hēr < mhd. hĕr; für < mhd. fŭr u. a.; ferner auch in flektierbaren Wörtern vor r mit folgendem Konsonanten: Art < mhd. ărt; Schwērt < mhd. swĕrt; Hērde < mhd. hĕrde u. ä.

Umgekehrt finden sich auch einzelne Kürzungen von mhd. Längen, namentlich vor cht: Acht < mhd. âht; dăchte < mhd. dâhte; Lĭcht < mhd. lieht, u. a.

Der Prozeß der Vokaldehnung in offener Silbe begann anscheinend auf niederdeutschem Gebiete, etwa im 12. Jahrhundert, und drang von hier nach Mittel- und Süddeutschland vor. Infolge der zahlreichen Hemmungen und Ausgleichungen zeigen die einzelnen Mundarten hinsichtlich der Quantität auch heute noch viele Unterschiede, und die moderne Umgangssprache schwankt gerade in dieser Beziehung außerordentlich.

§ 43. Die Schwächung der Vokale in den mindertonigen Silben.

Bei dem freien indogermanischen Akzent (vgl. o. § 34) waren an sich alle Silben lautlich gleichwertig; das änderte sich im Germanischen. Nach der Verschiebung der stimmhaften Verschlußlaute scheint auch ein Akzentwechsel eingetreten zu sein; der Hauptton wurde fortan den Flexions- und Bildungssilben entzogen und ausschließlich auf die Stamm- und Wurzelsilbe gelegt, wo er in der Regel noch heute liegt, z. B. Sóhnes, Táge, Ergébnisse, Verhándlungen u. ä. (vgl. § 62). Die Folge dieses Akzentwechsels war

eine zunehmende Schwächung der mindertonigen Silben, d. h. der Silben, die nicht Wurzelsilben waren, also nicht den Hauptton erhalten konnten. Die Artikulation dieser Silben wurde flüchtiger, ihre Laute wurden undeutlicher und erlitten vielfach Verkürzungen, nicht selten schwanden sie gänzlich. Am stärksten wurden davon die Vokale, also vornehmlich die silbischen Laute, betroffen. Jene Abschwächung beginnt bereits im Germanischen und setzt sich dann im Ahd. vor unseren Augen fort. Einigermaßen zum Stillstand gekommen ist die Bewegung erst seit Ausbildung der Schriftsprache.

Man scheidet die mindertonigen Silben am besten in Vorsilben und Nachsilben. Bei den Nachsilben macht es wieder einen Unterschied, ob sie der Wortbildung (Bildungssilben) oder der Flexion (Flexionssilben) dienen.

1. Die Nachsilben. Das Ahd. hat in seinen Endungen noch eine große Mannigfaltigkeit der Laute. Allerdings weist es nur noch einen Diphthong (iu) in der Endung auf; dagegen sind alle Vokale vertreten. Diese werden in den Flexionssilben noch während der ahd. Periode durchgehends zu e und ə geschwächt, so daß in der Flexion im Mhd. mit verschwindenden Ausnahmen überall die vollen Vokale durch e ersetzt sind; ahd. Nom. Pl. tagâ > mhd. tage; ahd. Gen. Pl. worto > mhd. worte; ahd. Gen. Pl. lembiro > mhd. lembere > nhd. Lämmer; ahd. salbôta > mhd. salbete > nhd. salbte. Öfter ist auch schon mhd. Vokalschwund eingetreten, so im Auslaut (Apokope): ahd. Gen. Pl. zungôno > mhd. zungen; ahd. blintemo > mhd. blindem (Dat. Sing.); oder im Inlaut (Synkope): ahd. nerit > mhd. nert > nhd. nährt.

Diese Unterdrückung des tonlosen e setzte sich auch im Nhd. fort, besonders waren es die oberdeutschen Mundarten, die diese Bewegung förderten. Dagegen stieß sie bei den mitteldeutschen Mundarten und demgemäß auch in der Schriftsprache auf Widerstand. Im allgemeinen wurde hier das e erhalten, soweit es noch wirklich flexivischen Unterschieden, d. h. der Kenntlichmachung von Kasus, Person und Numerus, diente. Dementsprechend war Synkope häufiger als Apokope; so fiel e allgemein im Inlaut der schwachen Präterita: mhd. salbete > nhd. salbte, sowie im Sing. Präs. (2. und 3. Person) der starken Verben: mhd. nimest > nhd. nimmst; mhd. nimet > nhd. nimmt. Dagegen hat sich das Dativ-e mit gewissen Einschränkungen erhalten, und völlig fest ist das e im Nominativ Pluralis geblieben: dem Schritt(e), die Schritte.

Die Vokale der Bildungssilben teilten im allgemeinen das Los der Flexionssilben, nur mit dem Unterschied, daß sie oft noch

durch einen Nebenakzent geschützt wurden und daher ihren Vokal eher behielten. Fast regelmäßig geschwunden sind die Vokale im Auslaut der Nomina: ahd. vischâri 〉 mhd. vischaere 〉 nhd. Fischer; ahd. finstarnissi 〉 mhd. vinsternisse 〉 nhd. Finsternis; ahd. hantalunga 〉 mhd. handelunge 〉 nhd. Handlung. Ebenso sind die Adverbien alle, die Adjektive in der unflektierten Form meist nhd. apokopiert: Adj. spät 〈 mhd. spaete 〈 ahd. spâti; Adv. spät (spāt) 〈 mhd. spâte 〈 ahd. spâto. Synkope trat ein bei den Superlativen: ahd. lengisto 〉 mhd. lengste 〉 längste; ahd. kreftigôsto 〉 mhd. kreftigeste 〉 nhd. kräftigste. Zu e geschwächt erhielten sich die Vokale der Ableitungssilben al, ul, il, ar, ur, ir und an: ahd. snabul 〉 mhd. snabel 〉 Schnabel; ahd. finstar 〉 mhd. finster; ahd. morgan 〉 mhd. morgen. Die vollen Vokale haben sich in den Bildungssilben isch, ig, am, nis, in und ung erhalten, vorwiegend dadurch, daß sie ursprünglich durch eine nachfolgende, erst später abgefallene Silbe längere Zeit geschützt wurden; bei den Adjektiven (ich und ig) schützten die Flexionssilben: irdisch 〈 ahd. irdisc; selig 〈 ahd. sâlic; Balsam 〈 ahd. balsamo; Königin 〈 ahd. kuninginna. Die ahd. Verkleinerungssilbe lîn erhielt sich mhd. sogar mit langem Vokal und wurde daher nhd. diphthongiert (lein): Kindlein 〈 mhd. ahd. kindelîn; die Mundarten zeigen sie allerdings fast regelmäßig geschwächt: Kindel, Kindle, Kindli usw. Ebenso haben diejenigen Bildungssilben, die noch im Ahd. selbständige Wörter waren, wie heit, schaft, tum, sam und haft, ihren Vokal bewahrt, nur lich zeigt Verkürzung, aus mhd. lîch (vgl. §§ 51 und 52).

2. Die Vorsilben, ehemals auch meist selbständige einsilbige Wörtchen, haben zum größten Teil die Vokalschwächung erfahren, sehr oft nach vorausgegangenem Vokalwechsel: be 〈 bi; ge 〈 gi 〈 ga; ent 〈 int 〈 ant; zer 〈 zir 〈 za; er 〈 ir 〈 ur; ver 〈 far 〈 fur; z. B. beginnen 〈 ahd. biginnan; gebären 〈 ahd. gibëran, got. gabaíran; entsetzen 〈 ahd. intsizzen, got. andsitan; zerfließen 〈 ahd. zavliozan; erlauben 〈 ahd. irlouben, got. uslaubjan; vernehmen 〈 ahd. farnëman. Bei ur und ant haben sich bisweilen die ungeschwächten Formen erhalten, z. B. Urteil, Antwort u. a. Bei be- und ge- fand nicht selten weitere Schwächung bis zur völligen Vokalausstoßung statt; so ist synkopiert: Glauben 〈 mhd. geloube 〈 ahd. giloubo; Glück 〈 mhd. gelücke; bleiben 〈 mhd. belîben 〈 ahd. bilîban, u. a.

Ungeschwächte Vokale haben nur wenige Vorsilben, wie miß und un, bewahrt.

Dritter Teil

Wortlehre.

Erstes Kapitel

Wortbildung.

§ 44. Begriff und Wesen des Wortes.

Unter einem Worte versteht man eine Lautverbindung, die eine einfache Vorstellung oder Empfindung ausdrückt. Das Wort unterscheidet sich also dadurch von der Silbe, daß zur Lautform noch ein Bedeutungsinhalt tritt. Die Silben gru und be sind im Deutschen für sich sinnlos und erwecken keine bestimmten Vorstellungen. Erst verbunden erhalten sie einen Sinn, bilden sie ein Wort: Grube. Die Anzahl der Silben innerhalb eines Wortes ist unbeschränkt: hier, morgen, Verheißung, Morgenstunde usw. Doch gehören Wörter mit mehr als sechs Silben, wie Eisenbahnbetriebssekretär schon zu den Seltenheiten und entstammen meist der bureaukratischen Dienstsprache. Von Satz und Wortgruppe unterscheidet sich das Wort durch die Einheit und Einfachheit der Vorstellung, z. B. Freiherr, aber „freier Herr" und „der Herr ist frei".

Man muß bei jedem Worte scheiden zwischen Form und Bedeutung. Ihrer Form nach zerfallen die Wörter in einfache Wörter (Simplicia), wie Haupt, Mann, Küche, Fenster, und zusammengesetzte (Komposita), wie Hauptmann, Küchenfenster. Die einfachen Wörter, die aus mehreren Silben bestehen, lassen sich in Stammsilbe und Bildungssilben zerlegen (vgl. § 17). Die Stammsilbe findet man durch Vergleichung derjenigen Wörter, die nach Form und Bedeutung eine gemeinsame Gruppe bilden, z. B. kleid aus Kleid-er, Kleid-ung, be-kleid-en, kleid-sam. Die Stammsilbe ist immer die Trägerin der Bedeutung; sie kann durch Ablaut (§ 30) und Umlaut (§ 39) verändert sein, z. B. bind in bind-en, Band-e, Bänd-er, Bünd-nis. Ebenso können die Konsonanten verschiedenen Lautwechsel erfahren haben: schneid in schneid-en, Schneid-er, ge-schnitt-en, schnitz-en. Dadurch, daß man die Stammsilbe auf ihre nachweislich älteste Sprachform zurückführt, findet man die Sprachwurzel (vgl. § 4).

Während zumeist schon der Laie den Wortstamm feststellen kann, ist die Ermittlung der Wurzel Sache der vergleichenden Sprachwissenschaft, z. B. Stamm kleid, germ. Wurzel klai (nach Kluge). Wörter, die auf einen gemeinsamen Stamm oder eine gemeinsame Wurzel zurückgehen, bilden eine Wortfamilie. Der Zweig der Sprachwissenschaft, der sich mit der Untersuchung der Wortverwandtschaft und mit der Feststellung der Wortstämme und Wurzeln beschäftigt, heißt Etymologie, von griech. ἔτυμον (e̊tymon) = das Wahre, Echte; also Etymologie = die Lehre vom Echten, Ursprünglichen.

Die **Bedeutung** eines Wortes ist meist schwankend und verschiedenartig, je nach dem Sinn und Zusammenhang des Satzes, in dem das Wort steht. „Gang" bedeutet ebensowohl den Weg, wie die Bewegung des Gehenden. Die meisten Wörter sind mehrdeutig, ohne daß wir uns dessen gewöhnlich bewußt sind. Nicht selten kommt es vor, daß zwei Wörter lautlich, ja sogar in der Schrift völlig übereinstimmen, ohne verwandt oder gleichbedeutend zu sein. Derartige Wörter nennt man homonym oder lautgleich, wie hast und haßt, Heide (= Wald, Feldflur) und Heide (= Götzenanbeter). Umgekehrt berühren sich Wörter vielfach nahe in ihrer Bedeutung bis zur völligen Übereinstimmung, ohne sich im Lautbild zu gleichen; diese heißen synonym oder gleichbedeutend, sinnverwandt, z. B. Kahn und Nachen, Hast und Eile, rasch und schnell.

§ 45. Die Wortklassen.

Die deutsche Schulgrammatik hat die Wörter in 10 Klassen eingeteilt:

1. der **Artikel** oder das Geschlechtswort
2. das **Substantiv** oder Hauptwort
3. das **Adjektiv** oder Eigenschaftswort
4. das **Numerale** oder Zahlwort
5. das **Pronomen** oder Fürwort
6. das **Verb** oder Tätigkeitswort
7. das **Adverb** oder Umstandswort
8. die **Präposition** oder das Verhältniswort
9. die **Konjunktion** oder das Bindewort
10. die **Interjektion** oder das Empfindungswort.

Indessen ist die Einteilung in Wortklassen darum wissenschaftlich nicht haltbar, weil die Unterscheidungsmerkmale nicht einheitlich und daher die Grenzlinien zwischen den einzelnen Klassen sehr

schwankend sind. Die ersten sechs bilden gegenüber den letzten vier wieder insofern eine Einheit, als sie im allgemeinen beugungsfähig oder flexibel sind, während die letzten vier die Flexion oder Beugung nicht kennen. Deshalb teilt man die Wörter besser nur nach ihrer Beugungsfähigkeit ein:

1. beugungsfähige oder flexible; diese zerfallen wieder in
   a) deklinierbare oder Nomina,
   b) konjugierbare oder Verben;
2. nicht beugungsfähige oder Partikeln.

Auf diese Weise erhält man drei Wortarten, von denen die erste, die Nomina, etwa den Klassen 1—5, die zweite, die Verben, der Klasse 6, die dritte, die Partikeln, den Klassen 7—10 entspricht.

§ 46. Die Arten der Wortbildung.

Seit der Wortschöpfung, d. h. seit der Entstehung der Urwurzeln, vollzieht sich in jeder lebendigen Sprache fortgesetzt der Prozeß der Wortbildung. Auf Grund des vorhandenen Sprachmaterials werden immer neue Wörter gebildet, zunächst vom Sprechenden nur für den augenblicklichen Bedarf, aber ein Teil davon wird doch von den Hörern oder den Lesern aufgenommen und geht damit dauernd in den Wortschatz ein. Daneben findet sich auch noch die Wortschöpfung, doch sind die Beispiele dafür seltener; bekannt ist „Gas", im 17. Jahrhundert von dem niederländ. Alchymisten van Helmont geschaffen.

Die Wortbildung vollzieht sich auf verschiedene Weise. Man unterscheidet gemeinhin drei Hauptarten:

1. Die Zusammensetzung
2. Die Ableitung
3. Die Zusammenbildung.

Alle drei haben manches Gemeinsame und berühren sich untereinander wieder vielfach, so daß ihre Abgrenzung bei den verschiedenen Forschern schwankend und unsicher ist. Das Nähere s. §§ 47—49.

Eine vierte Art der Wortbildung ist die Reduplikation oder Verdoppelung der Stammsilbe; diese Art ist aber, mit ganz wenigen Ausnahmen, auf die Kindersprache und auf die Mundarten beschränkt, z. B. Wauwau, Mama, Kuckuck, Töfftöff, bisweilen mit Ablaut wie Ticktack, Krikelkrakel u. ä.

Schließlich berührt sich mit der Wortbildung auch die Umgestaltung und Anpassung, der die aus fremden Sprachen aufgenommenen Wörter unterworfen werden.

§ 47. Die Zusammensetzung.

Bei der Zusammensetzung oder Komposition werden zwei Wörter zusammengefügt und zu einem neuen Worte mit einem Begriffe verschmolzen. So entstehen Komposita, wie Hausherr, rotbraun, achtgeben, hinüber. Das zweite Wort ist immer entscheidend für die Wortklasse, der das Kompositum angehört, es heißt daher Grundwort; der erste Bestandteil wird Bestimmungswort genannt, weil es den im Grundwort vorliegenden Begriff näher kennzeichnet.

Die älteste und einfachste Form der Komposition ist die unmittelbare Aneinanderfügung der beiden Wörter, ohne daß Spuren eines vorliegenden syntaktischen Verhältnisses, wie es sich bei den Nomina in Geschlecht und in Kasusendungen zeigt, wahrnehmbar wären. Die so entstandenen Neubildungen heißen nach Jacob Grimm eigentliche Komposita, z. B. Großvater, Hochmut, Vaterland, Himmelreich. Hierher gehören auch die Komposita mit einem Verb als erstem Bestandteil. Bei diesem fällt in der Regel die Flexionssilbe (en) ab, und nur der reine Stamm wird angesetzt, z. B. Trinkgeld, Denkmal, Waschwanne, Reitpferd.

Im Gegensatz zu den eigentlichen stehen die uneigentlichen Komposita, die aus syntaktischen, durch die Flexion bezeichneten Wortverbindungen hervorgegangen sind und die Merkmale davon deutlich an sich tragen. Den ersten Bestandteil bilden meist angewachsene Genitive der starken Deklination, wie Freundeshand, Bundesrat, Sonntagsblatt, Amtsrichter, siegesgewiß; aber auch Genitive der schwachen Deklination, wie Frauenhaar, Fürstenehre, Heldenmut, Menschenfreund. Die uneigentlichen Komposita sind jünger und treten später auf als die eigentlichen. Während die Entstehung der eigentlichen Komposita in eine Zeit zurückreichen muß, wo die Flexion noch nicht ausgebildet war, setzen die uneigentlichen die Ausbildung der Flexion voraus; die erstmalige Bildung der uneigentlichen Komposita muß jedoch in eine Zeit fallen, wo der Artikel noch nicht so allgemein verwendet wurde wie heute, wo man noch sagen konnte „Freundes Hand" oder wie im Mhd., „die Freundes Hand" statt nhd. „die Hand des Freundes". Im Laufe der Zeit ist das Verständnis für den eigentlich vorliegenden syntaktischen Zusammenhang geschwunden, und das ehemalige Genitiv-s ist zu einer Art Kompositionsmerkmal geworden. Infolgedessen haben es bei der Zusammensetzung auch solche Nomina erhalten, die niemals im Genitiv ein s annehmen könnten: wie Liebesmahl, Übungsritt, Krankheitsfall, beziehungsweise, bewunderungswürdig u. ä.

Der Vorgang der Zusammensetzung kann beliebig oft wiederholt werden, d. h. man kann ein Kompositum wieder mit einem einfachen Wort zusammensetzen, z. B. Sonntagmorgen, Morgengottesdienst; desgleichen ein Kompositum mit einem andern Kompositum, z. B. Sonntagnachmittag, Feiertagsgottesdienst usw. Derartige Wörter nennt man Dekomposita.

Eine besondere Art der Zusammensetzung ist die Zusammenrückung; dabei werden mehr als zwei Wörter, in der Regel drei, die entweder alle oder doch zum überwiegenden Teil vorher untereinander eine syntaktische Wortverbindung gebildet haben, zu einem Worte und Begriffe zusammengefügt. Dahin gehören einmal Satzwörter, wie Vergißmeinnicht, Springinsfeld, Gottseibeiuns u. ä. Aus der Zusammenrückung eines Wortes mit einer Wortgruppe hervorgegangen sind die heute weit verbreiteten Namen für öffentliche Anlagen und Einrichtungen wie Sebastian-Bach-Straße, Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Johann-Georgen-Allee u. ä. Meist bereiten derartige Wörter der Schreibung eine größere Schwierigkeit als der Aussprache; man scheut sich vor den langen Buchstabenungetümen, die schwer zu übersehen sind, und behilft sich, indem man die Zusammengehörigkeit wenig logisch durch Bindestriche ausdrückt. Man setzt dabei voraus, daß der Hörer die beiden ersten Glieder der Zusammenrückung sofort als etwas Zusammengehöriges, als bestimmenden Unterbegriff, auffaßt. Das ist bei den angeführten Beispielen ohne weiteres möglich, weil es sich dabei nur um die Namen einer mehr oder weniger allgemein bekannten Persönlichkeit handelt. Anders liegt der Fall bei Zusammenrückungen wie Sauregurkenzeit, Reitende-Artillerie-Kaserne u. ä. Hier bilden die beiden ersten Glieder nicht einen ohne weiteres allgemein feststehenden Begriff, sondern sind nur zufällig eine ebenso leicht lösbare syntaktische Wortverbindung eingegangen, so daß der Hörer zunächst in Zweifel gerät, ob er Saure + Gurkenzeit oder Sauregurken + Zeit verbinden soll. Dieser Zwiespalt wird durch die mehrdeutige flexivische Form des Adjektivs noch verschärft. Darum gelten diese Zusammenrückungen mit Recht als lächerlich und ungeschickt, sind aber in der Alltagsrede gar nicht so selten.

§ 48. Die Ableitung.

Die Ableitung besteht darin, daß eine Stammsilbe mit einer oder mehreren Bildungssilben zu einem Worte verbunden wird. Der Vorgang ist der Zusammensetzung ähnlich, unterscheidet sich aber rein äußerlich dadurch, daß bei der Ableitung nur Silben,

nicht Wörter, aneinandergefügt werden. Ferner ist jedes abgeleitete Wort daran kenntlich, daß es nur eine Stammsilbe besitzt; wenn daneben noch andere Silben vorhanden sind, so haben diese keine selbständige Stammbedeutung und treten immer nur als Vor- oder Nachsilben zusammen mit einer Stammsilbe auf; z. B. Dien**er**, Klei**dung**, treu**lich**, will**ig**, **be**will**igen**, **zer**tret**en**, rat**sam** u. ä. Allerdings waren im Ahd. noch verschiedene Ableitungssilben nachweislich selbständige Wörter, wie lich, heit u. a., dienten also damals noch der Komposition, nicht der Ableitung, und sind erst im Laufe der Sprachentwicklung zu Ableitungssilben geschwächt worden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn nicht alle, so doch ein großer Teil der Ableitungssilben bereits in vorgeschichtlicher Zeit diesen Weg gegangen ist, d. h. sich aus selbständigen Wörtern zu Bildungselementen entwickelt hat, so daß die Ableitung ein jüngerer Vorgang als die Zusammensetzung und von ihr abhängig zu denken wäre.

Verglichen mit der Zusammensetzung erscheint die Ableitung zunächst wesentlich enger begrenzt und beschränkt. Während bei der Komposition im Prinzip wenigstens alle Nomina, außerdem eine große Anzahl der übrigen Wörter beliebig miteinander zusammengesetzt und bald als Grund-, bald als Bestimmungswort gebraucht werden können (z. B. Abendsonne, Sonnabend; Freudenfest, Festfreude; stahlhart, Hartstahl; Zeigefinger, Fingerzeig), haben die Ableitungssilben ihren unveränderlichen Platz entweder vor oder nach der Stammsilbe, sind also immer entweder Vor- oder Nachsilben. Zudem sind die Nachsilben und ein Teil der Vorsilben an gewisse Wortklassen gebunden. Die Ableitungssilbe isch ist immer Nachsilbe und eignet dem Adjektiv. Die Vorsilbe un ist auf gewisse Nomina und Adverbien beschränkt, die Vorsilben ver und zer deuten auf ein Verb u. ä. Indes erweitert sich die Möglichkeit der Wortbildung durch Ableitung dadurch wieder außerordentlich, daß einmal mehrere Ableitungssilben gleichzeitig nebeneinander an einen Stamm treten können, und daß zweitens von jedem abgeleiteten Wort neue Ableitungen vorgenommen werden können, z. B. Haß — häßlich — verhäßlichen — Verhäßlichung usw. Dadurch wird die Beschränkung der Ableitungssilben auf eine bestimmte Wortklasse in gewissem Sinne wieder aufgehoben, anderseits weisen sie doch immer wieder auf den ursprünglichen Charakter des zugrunde liegenden Wortes hin. Die Vorsilbe ver in Verhäßlichung deutet zurück auf das Verb verhäßlichen, die Nachsilbe lich in verhäßlichen erinnert sofort an das zugrundeliegende Adjektiv häßlich. Den größten Spielraum für die Wortbildung durch Ableitung geben die

Stämme der starken Verben, wegen des ablautenden Stammvokals; bereits die schwachen Verben, noch mehr die andern Wortklassen, stehen an Reichtum der Ableitungsformen beträchtlich hinter dem starken Verb zurück:

Stamm geb: geb**en**, **er**geb**en**, **er**gieb**ig**, **uner**gieb**ig**, **Er**geb**nis**, **ver**geb**en**, **ver**geb**ens**, **ver**geb**lich**, **Ver**geb**ung**, **be**geb**en**, **Be**geb**enheit**, Gift, **ver**gift**en**, **Ver**gift**ung**, Gabe, **be**gab**t**, **unbe**gab**t**, **Be**gab**ung**.

Stamm walt: walt**en**, **ver**walt**en**, **Ver**walt**er**, **Ver**walt**erin**, **Ver**walt**ung**, **ge**walt**sam**, **ge**walt**ig**, **verge**walt**igen**, **Verge**walt**igung**.

Stamm mann: Mann, Männ**chen**, Männ**lein**, Mann**schaft**, Mann**estum**, mann**bar**, mann**haft**, männ**lich**, **un**männ**lich**, männ**isch**, **ent**mann**en**, **be**mann**en**, **Be**mann**ung**.

Stamm gut: gut, Gut, **un**gut, Gut**heit**, Güte, Güt**chen**, gütig, **be**güt**igen**, güt**lich**, **ver**güt**en**, **Ver**güt**ung**, **be**güt**ert**.

Stamm geg: geg**en**, **ent**geg**en**, **ent**geg**nen**, **be**geg**nen**, **Be**geg**nung**, Geg**ner**, Geg**nerschaft**, Geg**end**.

Schließlich können, wie aus abgeleiteten Wörtern neue durch Zusammensetzung, so aus zusammengesetzten Wörtern neue durch Ableitung gewonnen werden, die beiden Bildungsarten unterstützen sich also gegenseitig, z. B.

Kleinstadt: Kleinstädt**chen**, Kleinstädt**er**, Kleinstädt**lein**, Kleinstädt**ertum**, Kleinstädt**erei**, kleinstädt**isch**;

Handwerk: Handwerk**er**, Handwerk**ertum**, Handwerk**erschaft**;

wahrnehmen: Wahrnehm**ung**, wahrnehm**bar**, Wahrnahme.

Zu den durch Ableitung entstandenen Wörtern müssen auch die meisten einsilbigen Nomina gestellt werden, die im Nhd. anscheinend den reinen Stamm aufweisen. In der Regel haben sie früher eine Ableitungssilbe besessen und diese erst infolge der Schwächung der mindertonigen Silben (§ 43) verloren, wie denn überhaupt die Regel gilt, daß die Ableitungssilben im Verlaufe der sprachgeschichtlichen Entwicklung mehr und mehr an Bestand verlieren und durch jüngere Bildungen verdrängt werden. So läßt sich bei den einsilbigen Wörtern in der Regel nur aus der älteren Sprache die Ableitungssilbe erkennen. Bisweilen bleibt es freilich auch da zweifelhaft, ob das Wort abgeleitet oder unmittelbar aus der Wurzel entsprossen ist. Andrerseits fehlt es auch nicht an Übergängen zwischen Ableitung und Zusammensetzung, besonders dadurch, daß auch gegenwärtig gewisse Wörter wie los (mühelos), Weise (teilweise), mäßig (verstandesmäßig) u. ä. dazu neigen, den Charakter als Ableitungssilben anzunehmen, ja unter der Wirkung der Analogie teilweise schon angenommen haben.

§ 49. Die Zusammenbildung.

Wie Zusammensetzung und Ableitung sich ergänzen können, indem sie einander ablösen, so besteht andrerseits auch die Möglichkeit, daß sie sich durchkreuzen, daß sie also gleichzeitig bei ein und demselben Worte, nebeneinander und gegeneinander, an der Wortbildung mitwirken. Diese Art der Wortbildung heißt Zusammenbildung (nach Behaghel). In der Regel liegen dabei schon gebräuchliche Wortverbindungen zugrunde, die durch Zusammensetzung verschmolzen und zugleich mit einer Ableitungssilbe versehen worden sind, z. B.

Haare spalten	>	Haarspalter
Hof halten	>	Hofhaltung
früh aufstehen	>	Frühaufsteher
in Anspruch nehmen	>	Inanspruchnahme
alte Jungfer	>	altjüngferlich
kurzes Leben	>	kurzlebig
breite Spur	>	breitspurig
neue Sprachen	>	neusprachlich.

Bisweilen fallen auch minderwichtige Teile der Wortverbindung in der Zusammenbildung fort, wie

in das Grab legen	>	Grablegung
östlich der Elbe	>	ostelbisch
links des Rheins	>	linksrheinisch.

Die Zusammenbildungen berühren sich oft nahe mit den Ableitungen von Zusammensetzungen, so daß sie wohl verwechselt werden können. Sie stimmen beide darin überein, daß der zweite Bestandteil als selbständiges Wort in der Regel nicht üblich ist; doch unterscheiden sie sich darin, daß sich die Zusammenbildung nicht, wie die Ableitung von Zusammensetzungen, auf ein zusammengesetztes Wort, sondern nur auf eine Wortverbindung zurückführen läßt, z. B.

Ableitung einer Zusammensetzung: Handwerker < Handwerk
Zusammenbildung: kurzlebig < kurzes Leben.

Ebenso können auch Verwechslungen mit den Zusammensetzungen abgeleiteter Wörter vorkommen; ja, es werden sich immer Fälle finden, wo die Bildung eines Wortes nicht ohne weiteres eindeutig festzustellen ist, wo nur durch sprachgeschichtliche Untersuchungen die Entstehungsweise mit Sicherheit dargetan werden kann. So ist das Wort Legung als selbständiges Substantiv allmählich so geläufig geworden, daß die Erklärung des Wortes

Grablegung als Zusammensetzung von Grab und Legung ganz annehmbar klänge, wenn nicht nachweislich das Wort Legung jüngeren Ursprungs wäre.

§ 50. Das Verb.

Die deutsche Sprache besitzt zwei streng geschiedene Klassen von Verben, die starken und die schwachen. Beide unterscheiden sich in der Art ihrer Tempusbildung. Die starken Verben bilden ihre Tempora durch Ablaut, die schwachen durch besondere Flexionssilben (vgl. § 76 ff.). Diese scharfe Scheidung geht zurück bis in das Germanische; im Indogermanischen war sie noch nicht vorhanden und fehlt daher in den andern indogermanischen Sprachen. Beide Klassen verhalten sich bei der Wortbildung durchaus verschieden.

Die starken Verben als die älteren sind im wesentlichen eine abgeschlossene Gruppe; sie können wohl durch Komposition mit Partikeln oder Anfügung von Vorsilben in ihrem Formbestande Bereicherungen erfahren, aber es findet keine Neubildung starker Verben mehr statt. Alle Ableitungen von anderen Wortstämmen ergeben schwache Verben. Sehr treffend hat Wilmanns (Deutsche Grammatik II, S. 27) die starken Verben charakterisiert: „Die starken Verba bilden nur eine kleine, schon in vorhistorischer Zeit wesentlich abgeschlossene Gruppe. Aber diese Gruppe ist wichtig durch ihre Altertümlichkeit und ihre weitverzweigte Verwandtschaft. In diesen Wörtern allein ist der Ablaut lebendig geblieben, der zwar nicht in jedem einzelnen Falle, aber doch in seinen meisten Typen bis in die indogermanische Zeit zurückreicht und den Wörtern das Gepräge ursprünglicher Bildung aus der Wurzel aufdrückt. Die starken Verba erhalten das Gefühl für die Wandelbarkeit der Wurzel und bilden das einigende Band zwischen einer großen Zahl von andern Wörtern, schwachen Verben, Substantiven, Adjektiven, welche denselben Wurzeln entsprossen mit verschiedenen Vokalen fremd einander gegenüberstehen. Diese Wortsippen, die gewissermaßen das Gefolge der starken Verba bilden und durch ihre Beziehungen zu den Verben bis in die neueste Zeit vermehrungsfähig geblieben sind, sichern den starken Verben trotz ihrer eigenen Unproduktivität Leben und hervorragende Bedeutung."

Verglichen mit den starken Verben sind die schwachen viel zahlreicher, zudem werden sie noch durch Ableitung von andern Stämmen fortgesetzt vermehrt. Soviel sich bisher hat feststellen lassen, sind sie alle, mit ganz geringen Ausnahmen, Ableitungen und zwar entweder Denominativa (Ableitungen von Nominalstämmen) oder Deverbativa (Ableitungen von Verbalstämmen); die der Ab-

leitung dienenden Suffixe sind jedoch vielfach schon in der älteren Sprache verwischt und heute nicht mehr wahrnehmbar.

Wir teilen die Verben in folgende vier Gruppen ein: nicht abgeleitete Verben, Verben mit ableitenden Suffixen, Verben mit ableitenden Präfixen und Komposita.

1. **Die nichtabgeleiteten Verben** sind in der Hauptsache einfache **starke** Verben wie kommen, geben, nehmen, binden, tragen, stoßen, reißen usw. Von den schwachen Verben stellt zwar die Sprachwissenschaft einige wenige hierher, wie haben, leben, fragen, machen, schauen u. ä.; sie sind jedoch mit den andern schwachen (2a) schon in der ältesten historischen Zeit völlig verschmolzen.

2. **Die mit Suffix abgeleiteten Verben** sind ausschließlich **schwache** Verben. Sie zerfallen in zwei Arten, in Verben mit unkenntlich gewordener Ableitung und in solche mit erkennbaren ableitenden Suffixen.

a) **Die Verben mit unkenntlich gewordener Ableitung** scheiden sich nach den noch im Got. und Ahd. deutlich erkennbaren, im Mhd. verwischten und im Nhd. völlig verschwundenen Suffixen in drei Klassen, in Verben mit i-Suffix, mit ô-Suffix und mit ê-Suffix. Statt ê hat das Gotische ai. Diese Einteilung ist besonders für die Flexion wichtig (vgl. § [illegible]). Die Zahl der hierher gehörigen Wörter ist sehr groß. Für die Wortbildung teilt man sie besser nach der Wortklasse, von der sie abgeleitet sind, in Deverbativa und Denominativa ein.

Die Deverbativa sind an Zahl geringer und fast sämtlich von starken Verben abgeleitet. Ihrer Bedeutung nach sind es überwiegend Kausativa, d. h. sie drücken die Verursachung eines Vorganges aus, z. B. [illegible] von [illegible] = [illegible] machen; ebenso [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], [illegible], fällen ([illegible], [illegible], [illegible] u. a. Andere sind Intensiva, d. h. sie geben eine Verstärkung des Begriffs, z. B. [illegible] von [illegible], ritzen von [illegible], [illegible] von [illegible], [illegible] von [illegible] u. a.

Die Mehrzahl der schwachen Verben gehört zur Gruppe der Denominativa. Diese sind abgeleitet von Substantiven oder von Adjektiven. Von Substantiven kommen z. B. [illegible] (ahd. [illegible]), [illegible] (ahd. [illegible]), [illegible] (ahd. [illegible], mhd. [illegible]), [illegible] (ahd. [illegible]), [illegible] (ahd. [illegible]) u. a. Die Bedeutung der [illegible] ist schwankend. Von Adjektiven kommen [illegible] ([illegible]), [illegible] ([illegible]), schönen (schön), [illegible] (ahd. [illegible]), [illegible] (ahd. [illegible] = schön, [illegible]) u. a. m. Die [illegible] bedeuten meist den

Eintritt eines Geschehens (inchoativa) oder die Dauer eines solchen (durativa) aus.

b) *Die Verben mit erkennbaren ableitenden Suffixen* ordnen sich am einfachsten nach den Suffixen:

-ern; bei den *Denominativa* stammt das Suffix überwiegend bereits vom Nomen: zimmern (< Zimmer), lästern (< Laster), ändern (< ander), säubern (< sauber), buttern (< Butter), nähern (< näher), schmälern (< schmäler), blättern (< Blätter) u. a. *Deverbativa*: schlenkern (< schlingen), sickern (< mhd. sigen, verwandt mit seihen), zögern (< ziehen), stochern (< stechen), steigern (< steigen) u. a. Daneben stehen *vereinsamte Bildungen*, die sich an kein nachweisliches Wort mehr anlehnen, wie flüstern, zwitschern, räuspern, plaudern u. a.

-eln; auch hier haben die *Denominativa* das Suffix gewöhnlich schon vom Nomen überkommen: nageln (< Nagel), schnäbeln (< Schnabel), riegeln (< Riegel), runzeln (< Runzel), trommeln (< Trommel), radeln (< Rad) u. a. *Deverbativa*: grübeln (< graben), lächeln (< lachen), sticheln (< stechen), betteln (< bitten), streicheln (< streichen), tänzeln (< tanzen) u. a. Die Deverbativa enthalten in der Regel eine Milderung oder Schwächung des Begriffs (diminutiva). *Vereinsamte Bildungen*: purzeln, schmeicheln, gaukeln, brodeln, kritteln u. a.

-nen; nur Denominativa: regnen (< Regen), zeichnen (< Zeichen), trocknen (< trocken) u. a.

-zen, -sen, -schen; Denominativa sind selten, meist Deverbativa: krächzen (< krachen), blitzen < mhd. bliczen (< blicken), falzen (< falten), hopsen (< hüpfen), quieksen (< quieken), drucksen (< drücken), feilschen (< mhd. feilen = feil stehen, noch in feil), herrschen (< Herr), duzen (< du), ächzen (< ach) u. a.

-igen; Denominativa zunächst in Anlehnung an die Adjektive auf -ig (§ 52, 2), später analog auch von andern Nomina: nötigen (< nötig), heiligen (< heilig), demütigen (< demütig), steinigen (< steinig), kreuzigen (< Kreuz), ängstigen (< Angst), sättigen (< satt), festigen (< fest) u. a.

-ieren (Ableitungssilbe altfranzösischen Ursprungs, < ier, seit dem 12. Jahrhundert ins Mhd. aufgenommen); zunächst nur mit fremden Wortstämmen verbunden: regieren, frisieren, diktieren, marschieren u. v. a.; später auch an *deutsche Stämme* angehängt: halbieren (< halb), hausieren < Haus), stolzieren (< stolz), hofieren (< Hof), schattieren (< Schatten) u. a.

3. *Verben mit ableitenden Präfixen.* Alle bisher genannten Verben, starke und schwache, einfache (1) und mit Suffix ab-

leitung dienenden Suffixe sind jedoch vielfach schon in der älteren Sprache verwischt und heute nicht mehr wahrnehmbar.

Wir teilen die Verben in folgende vier Gruppen ein: nicht abgeleitete Verben, Verben mit ableitenden Suffixen, Verben mit ableitenden Präfixen und Komposita.

1. *Die nichtabgeleiteten Verben* sind in der Hauptsache einfache *starke* Verben wie kommen, geben, nehmen, binden, tragen, stoßen, reißen usw. Von den schwachen Verben stellt zwar die Sprachwissenschaft einige wenige hierher, wie haben, leben, fragen, machen, schauen u. ä.; sie sind jedoch mit den andern schwachen (2a) schon in der ältesten historischen Zeit völlig verschmolzen.

2. *Die mit Suffix abgeleiteten Verben* sind ausschließlich *schwache* Verben. Sie zerfallen in zwei Arten, in Verben mit unkenntlich gewordener Ableitung und in solche mit erkennbaren ableitenden Suffixen.

a) *Die Verben mit unkenntlich gewordener Ableitung* scheiden sich nach den noch im Got. und Ahd. deutlich erkennbaren, im Mhd. verwischten und im Nhd. völlig verschwundenen Suffixen in drei Klassen, in Verben mit i-Suffix, mit ô-Suffix und mit ê-Suffix. Statt ê hat das Gotische ai. Diese Einteilung ist besonders für die Flexion wichtig (vgl. § 79 ff.). Die Zahl der hierher gehörigen Wörter ist sehr groß. Für die Wortbildung teilt man sie besser nach der Wortklasse, von der sie abgeleitet sind, in Deverbativa und Denominativa ein.

Die *Deverbativa* sind an Zahl geringer und fast sämtlich von starken Verben abgeleitet. Ihrer Bedeutung nach sind es überwiegend Kausativa, d. h. sie drücken die Hervorrufung eines Vorgangs aus, z. B. setzen (got. satjan) von sitzen, = sitzen machen; ebenso sprengen < springen, rennen < rinnen, tränken < trinken, fällen < fallen, säugen < saugen u. a. Andere sind Intensiva, d. h. sie geben eine Verstärkung des Begriffs, z. B. schnitzen von schneiden, ritzen von reißen, schlüpfen von schleifen, sticken von stecken u. a.

Die Mehrzahl der schwachen Verben gehört zur Gruppe der *Denominativa*; diese sind entweder Ableitungen von Substantiven oder von Adjektiven. Von Substantiven stammen z. B. teilen (< ahd. teil), hegen (< ahd. hac, nhd. Hag), mieten (< ahd. mieta, nhd. Miete), spüren (< ahd. spor, nhd. Spur), stellen (< ahd. stal) u. a. Die Bedeutung der substantivischen Ableitungen ist schwankend. Von Adjektiven stammen: kürzen (< kurz), röten (< rot), schlichten (< schlicht), strecken (< mhd. strac = straff, gerade), zieren (< mhd. ziere = schön, kostbar) u. v. a. Die adjektivischen Ableitungen drücken meist den

Eintritt eines Geschehens (inchoativa) oder die Dauer eines solchen (durativa) aus.

b) Die Verben mit erkennbaren ableitenden Suffixen ordnen sich am einfachsten nach den Suffixen:

-ern; bei den Denominativa stammt das Suffix überwiegend bereits vom Nomen: zimmern (< Zimmer), lästern (< Laster), ändern (< ander), säubern (< sauber), buttern (< Butter), nähern (< näher), schmälern (< schmäler), blättern (< Blätter) u. a. Deverbativa: schlenkern (< schlingen), sickern (< mhd. sigen, verwandt mit seihen), zögern (< ziehen), stochern (< stechen), steigern (< steigen) u. a. Daneben stehen vereinsamte Bildungen, die sich an kein nachweisliches Wort mehr anlehnen, wie flüstern, zwitschern, räuspern, plaudern u. a.

-eln; auch hier haben die Denominativa das Suffix gewöhnlich schon vom Nomen überkommen: nageln (< Nagel), schnäbeln (< Schnabel), riegeln (< Riegel), runzeln (< Runzel), trommeln (< Trommel), radeln (< Rad) u. a. Deverbativa: grübeln (< graben), lächeln (< lachen), sticheln (< stechen), betteln (< bitten), streicheln (< streichen), tänzeln (< tanzen) u. a. Die Deverbativa enthalten in der Regel eine Milderung oder Schwächung des Begriffs (diminutiva). Vereinsamte Bildungen: purzeln, schmeicheln, gaukeln, brodeln, kritteln u. a.

-nen; nur Denominativa: regnen (< Regen), zeichnen (< Zeichen), trocknen (< trocken) u. a.

-zen, -sen, -schen; Denominativa sind selten, meist Deverbativa: krächzen (< krachen), blitzen < mhd. bliczen (<blicken), falzen (< falten), hopsen (< hüpfen), quieksen (< quieken), drucksen (< drücken), feilschen (< mhd. feilen = feil stehen, noch in feil), herrschen (< Herr), duzen (< du), ächzen (< ach) u. a.

-igen; Denominativa zunächst in Anlehnung an die Adjektive auf -ig (§ 52, 2), später analog auch von andern Nomina: nötigen (< nötig), heiligen (< heilig), demütigen (< demütig), steinigen (< steinig), kreuzigen (< Kreuz), ängstigen (< Angst), sättigen (< satt), festigen (< fest) u. a.

-ieren (Ableitungssilbe altfranzösischen Ursprungs, < ier, seit dem 12. Jahrhundert ins Mhd. aufgenommen); zunächst nur mit fremden Wortstämmen verbunden: regieren, frisieren, diktieren, marschieren u. v. a.; später auch an deutsche Stämme angehängt: halbieren (< halb), hausieren < Haus), stolzieren (< stolz), hofieren (< Hof), schattieren (< Schatten) u. a.

3. Verben mit ableitenden Präfixen. Alle bisher genannten Verben, starke und schwache, einfache (1) und mit Suffix ab-

geleitete (2), sind weiter dadurch außerordentlich vermehrt worden, daß von ihnen durch Anfügung von Präfixen neue verbale Ableitungen vorgenommen wurden. Die Präfixe, mit denen sie verbunden werden können, sind folgende sieben: be, ent, er, ge, ver, zer (vgl. zu diesen sechs § 43) und miß. Jedes Verb kann im Prinzip mit jedem dieser Präfixe, aber nicht mit mehreren zugleich verbunden werden, z. B.

fallen: **befallen, entfallen, gefallen, verfallen, zerfallen, mißfallen**
schließen: **beschließen, entschließen, erschließen, verschließen**
drücken: **bedrücken, erdrücken, verdrücken, zerdrücken**
nageln: **benageln, vernageln, zernageln**
schädigen: **beschädigen, entschädigen** usw.

Nur miß macht gelegentlich eine Ausnahme und tritt auch vor andere Präfixe, z. B. mißverstehen.

Die Vorsilbe ver ist von allen am häufigsten. Viele Verben kommen überhaupt nur in der Ableitung mit Präfixen vor, sei es, daß die einfachen Verben verschollen sind, wie bei den Deverbativa **verlieren, genießen, geschehen, ergrimmen**, sei es daß ein einfaches Verb überhaupt nicht vorhanden war, weil die Ableitung sogleich mit dem Präfix aus dem Nomen erfolgte, wie bei den Deverbativa **vernichten, beleidigen, beruhigen** u. a.

4. Zusammengesetzte Verben. Verben können mit Nomina und mit Partikeln im ersten Gliede zusammengesetzt werden. Die Zusammensetzung ist jedoch meist nicht so fest, wie bei den andern Wortklassen, vielmehr wird sie unter gewissen syntaktischen Umständen, wenn das Verb als Präsens oder Präteritum im Hauptsatz gebraucht wird, gewöhnlich gelöst, z. B. fortgehen, aber: er geht (ging) fort. Nur eine kleine Anzahl bestimmter Wörter macht davon eine Ausnahme; man unterscheidet diese Zusammensetzungen als die untrennbaren Komposita von den trennbaren.

a) Untrennbare Komposita liefert einmal die Zusammensetzung von Verben mit gewissen Nomina; beliebt ist das Adjektiv ‚voll', z. B. vollbringen (er vollbringt), vollenden, vollziehen u. a. Andere Zusammensetzungen der Art sind liebäugeln, liebkosen, wahrsagen u. a. Von substantivischen Zusammensetzungen gehören hierher lustwandeln, schweifwedeln, hohnlachen, radebrechen u. ä. Oft finden dabei schwer kontrollierbare Übergänge zu den Ableitungen von zusammengesetzten Substantiven statt, wie brandschatzen (< mhd. brantschaz), wetterleuchten (< mhd. wëterleich) u. ä. Schwankend verhalten sich die sechs Präpositionen ‚durch', ‚hinter', ‚über', ‚um',

‚unter' und ‚wider', die sowohl trennbare, als untrennbare Komposita bilden helfen. Nicht selten gehen sie sogar mit ein und demselben Verb eine trennbare und eine untrennbare Zusammensetzung ein. Die untrennbaren Komposita sind in diesen Fällen daran zu erkennen, daß sie den Ton auf der Stammsilbe tragen:

durch: durchbréchen (sie durchbráchen), durchláufen (sie durchliefen), vgl. dagegen: dúrchbrechen (sie brachen durch)
hinter: hinterbríngen, hintergéhen
über: überséțzen, übernéhmen
um: umstrícken, umgárnen
unter: unterschlágen, unterhálten
wider (wieder): widerstrében, wiederhólen.

b) Trennbare Komposita. Am häufigsten ist bei den trennbaren Komposita die Zusammensetzung von Verben mit Partikeln, seien es nun Präpositionen, Adverbien oder auch Verbindungen beider, wie ‚ab, an, auf, aus, bei, gegen, mit, nach, vor' (von wichtigen Präpositionen fehlen nur ‚von' und ‚ohne'), ‚hin, her, herauf, herab, hinan, hinunter, empor, zurück, zusammen' u. ä., z. B. abgeben (sie geben ab); zusammenkommen (sie kommen zusammen), heimführen (er führte heim) usw. Nomina gehen trennbare, wie untrennbare Zusammensetzungen gewöhnlich nur dann ein, wenn sie kurz, also möglichst einsilbig, sind, z. B. wertschätzen (sie schätzten wert), ebenso kundgeben, lossprechen, großtun, freilassen usw., ferner standhalten (sie hielten stand), stattfinden, teilnehmen, achtgeben u. ä.

§ 51. Das Substantiv.

Die Substantive bilden die wortreichste Klasse der deutschen Sprache. Das hängt einmal damit zusammen, daß jedes Wort einer andern Klasse mit dem sächlichen Artikel in diese Klasse übertreten kann, wie das Lachen, das Ja, das Grün u. a. So haben viele Angehörige anderer Klassen bei den Substantiven Bürgerrecht gewonnen. Aber auch Ableitung und Zusammensetzung sind hier außerordentlich reich entwickelt. Über die Komposita und Zusammenbildungen ist hier nichts Besonderes zu sagen. Daher gliedern sich, von diesen abgesehen, im folgenden die Substantive in drei Arten: Substantive ohne deutlich wahrnehmbare Ableitungssilbe, abgeleitete Substantive und Entlehnungen aus andern Wortklassen.

1. Substantive ohne Ableitungssilbe (im Nhd.). Sie sind sehr zahlreich; und zwar überwiegend Verbalsubstantive, d. h. ihr Stamm lehnt sich an einen Verbalstamm, ohne daß darum immer Ableitung aus dem Verb wahrscheinlich wäre. Vielmehr

ist wohl oft der Ursprung beider Stämme aus einer gemeinsamen Wurzel vorauszusetzen. Es kommen dabei ebenso starke wie schwache Verben in Betracht, z. B. Stich, (stechen) Sitz (sitzen), Stand (stehen), Floß (fließen), Staub (stieben), Bruch (brechen), Strick (stricken), Stuhl (stellen) u. v. a. Bei den schwachen Verben ist umgekehrt wohl öfter Ableitung des Verbs aus dem Substantiv anzunehmen (vgl. § 50, 2a).

2. Abgeleitete Substantive. Die Substantive haben in den verschiedenen Sprachperioden eine solche Mannigfaltigkeit in den Ableitungssilben aufzuweisen, daß es unmöglich ist, sie hier alle aufzuführen. Die folgende Aufzählung beschränkt sich nach zwei Richtungen: einmal werden fast nur Suffixe aufgeführt, und sodann sind auch hier nur diejenigen ausgewählt, die noch heute im Nhd. bei einer größeren Zahl von Substantiven vorhanden sind und als Ableitungssilben gefühlt werden. Die Präfixe spielen ihre Hauptrolle bei dem Verb; bei dem Substantiv sind sie, von den Deverbativen abgesehen, viel weniger wirksam geworden, mit Ausnahme von zweien, die sich bis heute eine beträchtliche ableitende Kraft bewahrt haben, den Präfixen ge und un. Diese mußten daher auch hier berücksichtigt werden.

-en. Die nhd. Wörter mit diesem Suffix haben sehr ungleiche Herkunft. Ein Teil geht wirklich auf ein altes n-Suffix zurück, wie Morgen < ahd. morgan, Wagen < ahd. wagan, Lehen < ahd. lêhan u. ä. Andere beruhen auf einem alten m-Suffix, wie Besen < ahd. bësamo, Busen < ahd. buosam u. ä.; das m-Suffix ist erhalten in Odem, Eidam, Balsam usw. Die Mehrzahl waren ehemals schwache Substantive, bei denen das Suffix en erst im Nhd. durch Analogie aus den andern Kasus auch in den Nominativ getreten ist, wie Brunnen < ahd. brunno, Schlitten < ahd. slito, Schnupfen < mhd. snupfe u. ä. Flexivischen Ursprungs ist das en in den substantivischen Infinitiven wie Rechnen, Schreiben, Leiden u. a.

-e. Das nhd. Suffix e geht bisweilen auf ahd. i der ja-Stämme zurück: Rippe < rippi, Hirte < hirti, Erbe < arbi u. a.; ferner öfter auf ahd. a oder o: Bleiche < bleihha, Stube < stuba, Schale < scala, Ehre < êra, Neffe < nëvo, Haufe < hûfo, Rappe < rappo u. a. Sehr häufig ist gerade bei dieser Gruppe die Vorsilbe ge, wie Gebirge, Geräte, Gehege, Gebilde u. a.

-el. Ein Teil sind alte Deverbativa: Büttel < ahd. biotan (bieten), Krüppel < ahd. kriupan (= kriechen), Weibel oder Webel (z. B. Feldwebel) < ahd. weibôn (= sich bewegen), Bühel < biegen, Schlüssel < schließen, Scheitel < scheiden u. a. Denominativa: Stengel <

Stange, Wärtel < Wart, Kreisel < Kreis, Bendel < Band u. v. a. Bei einigen ist l an Stelle von indogerm. n getreten, z. B. Esel < germ. *asiluz (lat. asinus), Kessel < ahd. kezzil, got. katilus (lat. catinus), Himmel < ahd. himil, got. himins, usw.

-sel, -sal; das a des Suffixes ist jünger und erst im Ahd. in verschiedenen Wörtern eingetreten. Meist junge Deverbativa: Rätsel < raten, Füllsel < füllen, Häcksel < hacken, Streusel < streuen, Mühsal < mühen, Irrsal < irren u. a.

-er. Verschiedenen Ursprungs; ein kleiner Teil geht auf ein schon indogerm. r-Suffix zurück, wie Vater, Tochter, Bruder, Winter, Hunger u. ä.; andere sind jünger, zum Teil dunkle germanische Ableitungen, wie Wucher, Donner, Finger, Schwäher, Kater, Käfer, Schulter. Die große Mehrzahl endlich geht auf das ahd. Suffix **āri** zurück, das wahrscheinlich aus dem Lat. entlehnt und mit der lat. Endung ārius identisch ist. Die mit diesem Suffix gebildeten Wörter sind durchgehends Maskulina, überwiegend mit persönlicher Bedeutung (personalia). Deverbativa: Reiter, Jäger, Lehrer, Räuber, Schwätzer, Trinker, Geber, Seher u. v. a. Denominativa: Städter, Bürger, Schreiner, Schäfer, Schüler u. a. In den angeführten Beispielen hilft das Suffix meist Bezeichnungen der tätigen Person (nomina agentis) bilden. Daneben sind besonders wichtig die Bildungen zur Bezeichnung der Herkunft aus Städten und Ländern, wie Berliner, Münchner, Engländer, Italiener, Thüringer usw. Das Suffix kann an Wörter jeder Art treten wie Dreier, Fünfziger, Ober, u. ä. und verbindet sich besonders gern mit den l- und n-Suffixen zu ler und ner: Bettler, Heuchler, Tischler, Künstler, Lügner, Kirchner, Kürschner, auch mit anderen er-Ableitungen: Eiferer, Stotterer, Wilderer u. a.

-t. Die Bildungen mit Suffix t sind partizipiale Nomina, die in der Regel sehr alt sind und kaum noch als Ableitungen empfunden werden; sie bilden aber eine große Gruppe: Haft (< ahd. heffan, got. hafjan, = heben), Sicht (< sehen), Schlacht (< schlagen), Kunst (< können), Brunst (< brennen), Gift (< geben), Schaft (< schaben), Bucht (< biegen) u. a.

-de (ahd. -ida); in der älteren Sprache sehr häufig, heute von anderen Suffixen verdrängt und fast verschwunden. Reste: Freude, Zierde, Fehde, Gemeinde, Gelände, Gebärde, Begierde, Behörde u. a.

-nis (ahd. -nissi); eine im Rückgang befindliche Gruppe. Die Denominativa, in der älteren Sprache zahlreich, sind nahezu ausgestorben; es gibt fast nur noch Deverbativa: Schrecknis, Wirrnis,

Hindernis, Gelöbnis, Behältnis, Ersparnis, Versäumnis u. a. Denominativa: Gleichnis, Finsternis, Geheimnis u. ä.

-ing, -ling. ing ist das ältere Suffix, aus dem sich ling erst mit Zuhilfenahme eines l-Suffixes entwickelt hat. Die ing-Gruppe ist im Absterben begriffen, die Ableitungen auf ling dagegen sind noch triebkräftig. Die abgeleiteteten Wörter sind nur Maskulina und bezeichnen meist Personen oder Tiere; ling hat oft verkleinernde (diminutive) Bedeutung. Denominativa überwiegen: Schilling, Hering, Wirsing, Pfenni(n)g, Säugling, Schmetterling, Lehrling, Häuptling, Flüchtling, Sprößling, Dichterling, Sonderling, Frühling u. a.

-ung. Ursprünglich mit ing gleichbedeutend wurde das Suffix allmählich auf feminine Verbalabstrakta beschränkt; es ist heute von allen substantivischen Suffixen das verbreitetste und kräftigste. Von allen Verben lassen sich Ableitungen vornehmen, doch werden die mit Präfixen abgeleiteten und die zusammengesetzten Verben bevorzugt: Ladung, Mahnung, Läuterung, Verheißung, Verhimmelung, Erquickung, Enteignung, Zerstörung, Wahrnehmung, Liebkosung u. v. a.

-ei (mhd. îe). Romanischer Herkunft, entstammt wohl den französischen Wörtern auf -ie (< lat. -ia). Anfangs überwogen die Denominativa, meist Ableitungen von nomina agentis auf er: Fleischerei, Meierei, Fischerei, Brauerei, Bäckerei u. a.; ferner von Pluralen auf er: Kinderei, Abgötterei, Länderei u. ä. Später entstanden auch Deverbativa, doch nur von Verben mit r- oder l-Suffix, meist in verächtlichem Sinne: Wimmerei, Änderei, Liebelei, Bettelei, Schmeichelei, Heuchelei. Eigentümlich ist dabei immer die Vorliebe für die Verbindung er + ei; die beiden Suffixe wuchsen schließlich zu einem neuen zusammen, das besonders an einfache Verbalstämme, meist in tadelnder Bedeutung, antritt: Lauferei, Raserei, Tuerei, Klatscherei, Schmiererei u. ä.; aber auch an Substantive, z. B. Schweinerei.

-heit. Verwandt mit ‚heiter'; noch mhd. selbständiges Substantiv heit, Fem., = Beschaffenheit, diente es in der älteren Sprache der Zusammensetzung. Heute leitet es als Suffix abstrakte Denominativa weiblichen Geschlechts ab und drückt vielfach eine Eigenschaft aus: Kindheit, Menschheit, Christenheit, Bosheit, Schönheit; Blindheit u. a.

-keit. Entstanden aus mhd. ec + heit (> ekeit > keit; mhd. ec = nhd. ig, vgl. § 52, 2), daher heute noch oft in Zusammenhang mit dem adjektivischen Suffix ig: Neuigkeit, Ratlosigkeit, Leichtigkeit,

Mannhaftigkeit u. ä. Sonst nur nach abgeleiteten Adjektiven: Fruchtbarkeit, Lauterkeit, Aufmerksamkeit, Erblichkeit, Eitelkeit u. ä.

-schaft; ahd. scaf, mhd. schaft, Substantiv, Fem., = Beschaffenheit, daher in der älteren Sprache nur in Zusammensetzungen. Nhd. bildet es meist Denominativa weiblichen Geschlechts mit zuständlicher oder zusammenfassender Bedeutung: Mannschaft, Botschaft, Freundschaft, Liebschaft, Gemeinschaft, Bereitschaft u. a. Daneben Deverbativa, aber fast nur vom Verbalnomen: Errungenschaft, Hinterlassenschaft, Wissenschaft u. ä.

-tum; ahd., mhd. tuom, Substantiv, Mask. und Neutr., = Satzung, Sitte; verwandt mit dem Verb tun. Die Ableitungen waren in der älteren Sprache überwiegend Maskulina, sind heute fast ausschließlich Neutra und bezeichnen Würde, Stand, Gewohnheit oder Sitte. Durchgehends Denominativa: Rittertum, Priestertum, Heldentum, Volkstum, Heiligtum, Reichtum u. a.

-in. In Wörtern mit persönlicher Bedeutung und Tiernamen dient dieses Suffix zur Bezeichnung des weiblichen Personenstands. Nur Denominativa: Göttin, Fürstin, Gräfin, Gattin, Diebin, Sklavin, Freundin, Rätin, Russin, Türkin, Äffin, Bärin, Fleischerin, Bäckerin, Näherin, Meisterin u. v. a.

-lein (ahd. lîn); Diminutiv-Suffix. Die Verkleinerung wird im Deutschen durch Ableitung mit Suffixen, die Vergrößerung durch Zusammensetzung (mit groß, Riesen usw.) oder durch Attribut ausgedrückt. Auch andere Suffixe (wie ling; s. o.) haben gelegentlich Diminutivbedeutung; lein und chen (s. u.) haben dieselbe ausschließlich. lein ist hochdeutschen Ursprungs, dialektisch le, li (oberdeutsch) oder el (mitteldeutsch), und bildet ausschließlich neutrale Denominativa mit Umlaut: Wörtlein, Männlein, Häuslein, Büchlein, Kindlein, Weiblein u. v. a.

-chen; niederdeutscher Herkunft (< ken < kîn) und im Mittelalter allmählich nach Süden vorgedrungen, ist es völlig gleichwertig mit lein und bildet wie jenes ausschließlich neutrale Diminutiva mit Umlaut: Wörtchen, Männchen, Häuschen, Kindchen, Weibchen. Nach gutturalem Stammauslaut verbindet es sich nicht selten wegen der Schwierigkeit der Aussprache mit dem l-Suffix: Wägelchen, Büchelchen u. ä.

ge- (ahd. ga-). Dieses Präfix kann auch mit den meisten andern Wortklassen eine Verbindung eingehen, am häufigsten jedoch findet es sich bei dem Nomen. Bei substantivischen Ableitungen, durchgehends Neutra, schafft es häufig Sammelnamen (collectiva): Gebirge (< Berg), Gefilde (< Feld), Gebüsch (< Busch), Gefieder

(< Feder), Gebälk (< Balken) u. v. a. Die Deverbativa sind meist Konkreta: Gespräch (< sprechen), Geschenk (schenken), Gesäß (< sitzen), Geläut (< läuten) u. v. a.; oft haben sie eine verächtliche Beimischung: Getue, Geschrei, Gerenne, Gelärm, Geklimper u. ä.

un- (ahd. got. angls. un-; gemeingermanisch) ist dem Substantiv mit dem Adjektiv und Adverb gemeinsam und drückt eine Negation aus, verwandt mit ‚ohne‘. Es wird meist mit abstrakten Substantiven verbunden: Unglaube, Unruhe, Unlust, Untiefe, Unglück, Unverstand, Unsterblichkeit, Unwissenheit u. v. a. In neuerer Zeit wird das Präfix oft in abgeschwächter Bedeutung gebraucht, um eine Verschlechterung oder Steigerung des Grundbegriffes auszudrücken: Unmensch, Untier, Unwesen, Unsitte, Untat, Unstern, Unzahl, Unkraut, Unmenge usw.

3. Entlehnungen aus anderen Wortklassen. Am häufigsten sind Adjektive und Verben im Infinitiv dauernd in die Substantivklasse übergetreten. In flektierter Form weisen die Adjektive meist auf ein als selbstverständlich fortgebliebenes Substantiv hin: eine Weiße, ein Bittrer, der Junge, der Jünger (Komparativ zu jung, < ahd. jungiro), der Liebste, ein Bekannter, die Eltern (< Älteren) u. ä. Ehemalige Komparative sind außer ‚Jünger‘ noch ‚Herr‘ (< ahd. hêriro, von hehr) und ‚Ärger‘ (erst nhd., von arg). In unflektierter Form sind die Adjektive stets Neutra: das Übel, Ungeheuer, Leinen, Mittel, Naß, Gelb, Rot usw. Ebenso sind die substantivierten Infinitive Neutra; fest eingebürgert haben sich: das Leiden, Leben, Schreiben, Wissen, Beginnen, Verlangen, Nachsehen, Verbrechen, Verderben, Entsetzen u. v. a. Von Partikeln sind gebräuchlich, meist in formelhaften Wendungen: das Weh und Ach, das Hin und Her, das Für und Wider, ein Aber, ein Ungefähr, kein Zurück u. ä.

§ 52. Das Adjektiv.

Als Wortklasse muß das Adjektiv dem Substantiv einmal sehr nahe gestanden haben. In der Bildungsweise haben die beiden noch manches Gemeinsame, namentlich in den Vorsilben (ge-, un-, miß-, erz- u. a.). Auch die Unterarten gliedern sich bei dem Adjektiv entsprechend: Adjektive ohne Ableitungssilben, deutlich abgeleitete Adjektive und Entlehnungen aus anderen Wortklassen. Die zahlreichen Zusammensetzungen bedürfen keiner besonderen Besprechung.

1. Adjektive ohne erkennbare Ableitung (im Nhd.). Die noch im Ahd. bei vielen Adjektiven vorhandene Endung auch in

der sogenannten unflektierten Form ist im Nhd. mit wenigen Ausnahmen (vgl. § 73 a) geschwunden. Ihrem Stamm nach stehen diese Adjektive bisweilen neben starken oder schwachen Verben: hohl (höhlen), schlaff (schlafen), blind (blenden), blank (blinken) u. a.; viele sind vereinsamt, wie: lau, keck, grob, neu, feig, heiß, schwül, klug, dumm u. a.

2. *Abgeleitete Adjektive.* Auch hier können nicht alle, sondern nur die heute noch im Nhd. vorhandenen und kenntlichen Ableitungssilben berücksichtigt werden. Von den Präfixen erheischt das schon bei dem Substantiv behandelte Präfix un eine kurze Betrachtung.

-er. Alte Bildungen, deren Bedeutung sehr mannigfach ist und keinen gemeinsamen Grundzug zeigt, wie wacker, heiter, lauter, finster, sauer, tapfer, bieder, munter, locker u. ä.

-en. Diese Ableitungen haben verschiedenen Ursprung. Einmal sind es *Verbaladjektive* partizipialer Bildung und zwar von starken Verben: gediegen (< gedeihen), erhaben (< erheben), bescheiden (< bescheiden), verworren (< mhd. verwërren, meist jedoch angelehnt an nhd. verwirren) u. ä. Bisweilen sind die Verben dazu verschollen: beklommen, vollkommen, verlogen, entlegen u. ä. Eine andere kleine Gruppe geht zurück auf das ahd. Suffix in; es sind fast ausnahmslos *stoffbezeichnende Adjektive*, die von Substantiven gebildet sind, häufig mit Umlaut, wie irden (< Erde), gülden und golden (< Gold), wollen (< Wolle), eichen (< Eiche), papieren (< Papier), hären (< Haar), hänfen (< Hanf) usw.

-ern. Die Mehrzahl der Stoffadjektive wird jetzt aus praktischen Gründen, weil en überwiegend Flexionsendung geworden ist, mit dem Suffix ern (ahd. erin) gebildet: eisern, bleiern, zinnern, hölzern, tönern, blechern, beinern u. ä. Daneben stehen einige isolierte Formen anderer Bedeutung, wie nüchtern, albern, lüstern usw.

-ig. Das Suffix diente ursprünglich nur der Ableitung von Nomina: mächtig (< Macht), listig (< List), sittig (< Sitte), blutig (< Blut), flüchtig (< Flucht), dornig (< Dorn), gefügig (< gefüge), völlig (< voll), spitzig (< spitz) u. a. Später entstanden auch Deverbativa und andere: säumig (< säumen), faselig (< faseln), ergiebig (< ergeben), vorig (< vor), widrig (< wider). Sehr beliebt sind bei diesem Suffix auch Zusammenbildungen: dreitägig (< drei Tage), zehnseitig (< zehn Seiten), langarmig (< lange Arme), kaltblütig (< kaltes Blut), schwerhörig (< schwer hören), zweisprachig (< zwei Sprachen) u. a. Vollkommen verdrängt durch die Adjektive

auf -ig sind die Ableitungen mit -icht, die sich noch bei den Klassikern, besonders bei Schiller, gar nicht selten finden; allein üblich ist noch ‚töricht'.

-isch (ahd. isc). Meist Denominativa, oft zur Bezeichnung einer unangenehmen Eigenschaft: herrisch, kindisch, bäurisch, weibisch, tierisch, hündisch u. a. Häufig erscheint das Suffix mit er verbunden zu erisch, gewöhnlich bei der Ableitung von Nomina agentis: dichterisch, kriegerisch, erzieherisch, träumerisch, prahlerisch, verschwenderisch, erfinderisch u. a. Besonders wichtig ist das Suffix als Mittel, Adjektive von Eigennamen zu bilden: fränkisch, preußisch, holländisch, berlinisch, augsburgisch, goethisch, lutherisch u. v. a.

-lich. Im Ahd. lih, mhd. lich, Substantiv, Fem., = Körper, Leib, verwandt mit ‚Leiche', diente die Nachsilbe ursprünglich der Zusammensetzung und half bei der Bildung von Adverbien: männlich = von Mannesgestalt, von Mannesart (vgl § 56, 2). Heute ist das Suffix neben isch und ig das verbreitetste Mittel zur Ableitung der Adjektive, doch sind sehr viele Bildungen auf lich ehemalige Adverbien, die adjektiviert worden sind, gehören also eigentlich zur dritten Gruppe (Entlehnungen; s. unten 3). Denominativa: nächtlich, kindlich, häuslich, schändlich, leidenschaftlich, volkstümlich, gelblich, fröhlich u. v. a. Die Deverbativa zeigen bisweilen das zusammengesetzte Suffix entlich, das sich als Zusammensetzung von en + lich erklärt; t ist eingeschoben (vgl. § 38), en ist flexivische Endung teils von Partizipien, teils von Infinitiven, wie wissentlich, eigentlich, gelegentlich, öffentlich usw. Nach der Analogie dieser Deverbativa sind dann auch Denominativa mit dem Suffix entlich, entstanden, wie wöchentlich, ordentlich, namentlich u. ä. Wird das Suffix lich unmittelbar an den Verbalstamm gefügt, so werden die mit geschwächtem Präfix abgeleiteten Verben bevorzugt: erfreulich, bedenklich, erziehlich, zerbrechlich, vernehmlich u. v. a. Vom einfachen Verbalstamm sind abgeleitet: üblich, dringlich, mißlich u. ä.

-sam. Von Hause gleich mit ahd. sama, Adverb und Konjunktion, = sowie, gerade wie, also dem Suffix lich in der Bedeutung verwandt, hat sam niemals dessen Ausdehnung erreicht. Denominativa: mühsam, wundersam, ehrsam, gleichsam, furchtsam u. a. Oft stehen hier Bildungen auf lich und sam nebeneinander, mit geringem Bedeutungsunterschied: friedsam — friedlich, sittsam — sittlich, ratsam — rätlich u. a. Deverbativa zur Bezeichnung einer Fähigkeit: fügsam, duldsam, biegsam, strebsam, wachsam, sparsam u. a.

-bar, ahd. bâri, Verbaladjektiv von bëran = tragen; die Bedeutung drückt bei den heute weit überwiegenden Deverbativa oft eine Möglichkeit aus: denkbar, sagbar, jagbar, vernehmbar, schätzbar, schiffbar, erreichbar, hörbar u. v. a. Denominativa sind seltener: sangbar, gangbar, mannbar.

-haft; im Ahd. und Mhd. noch selbständiges Partizip in der Bedeutung ,gefesselt, gebunden, geneigt zu' von ahd. heffen, got. hafjan, heben, diente es lange der Zusammensetzung. Meist Denominativa: glückhaft, krankhaft, schadhaft, sündhaft, wahrhaft, scherzhaft, meisterhaft, mannhaft u. a. Daneben auch andere Ableitungen wie lebhaft, schreckhaft, flatterhaft, schwatzhaft u. a.

un-. Das Präfix dient der Verneinung und kann im Prinzip fast an jedes Adjektiv antreten: unklug, unschön, unfertig, unwirklich, unduldsam, unbrauchbar, ungebräuchlich, unstatthaft usw. Nur die Farbenadjektive verbinden sich mit dem Präfix nicht. Bei vielen Ableitungen mit un fehlt das einfache Wort: unzählig, untadelig, ungeschlacht, unwirsch; besonders zahlreich sind dabei die Ableitungen auf -lich, bei denen man gleichzeitige Ableitung mit un und lich aus dem Verb annehmen muß: unsäglich, unvergleichlich, unentgeltlich, unverzüglich, unbeschreiblich u. a. Bisweilen hat sich dann später noch das positive Wort als Gegensatz zu dem verneinten Begriff entwickelt: erschwinglich < unerschwinglich, absehbar < unabsehbar, erdenklich < unerdenklich u. ä.

3. Entlehnungen aus andern Wortklassen. Am häufigsten sind Partizipien zu Adjektiven geworden. Als ein Kennzeichen, daß ein Partizip Adjektiv geworden, dient gewöhnlich die Steigerungsfähigkeit; Partizipien als solche sind von der Steigerung ausgeschlossen. Adjektivierte Partizipien der Gegenwart und Vergangenheit: reizend, bedeutend, entzückend, wohlwollend, glänzend; befangen, verworfen, erfahren, geschickt, beschlagen, bestimmt, verfehlt, verhaßt, beliebt u. v. a. Der Übertritt aus andern Wortklassen findet sonst in der heutigen Schriftsprache kaum noch statt. In der älteren Zeit sind adjektiviert worden aus Substantiven: viel (< ahd. vilu n.), ernst (< mhd. ërnest m.) u. a.; aus Adverbien: behende (< ahd. bi henti = bei der Hand), selten (< mhd. sëlten, ahd. sëltan) u. a; ferner viele Adverbien auf lich (vgl. oben 2). Häufiger findet, namentlich bei Adverbien, Adjektivierung in der Umgangssprache statt; so werden öfter die Adverbien auf -weise adjektivisch gebraucht: eine leihweise Überlassung u. ä.; ferner eine zue Tür usw.

§ 53. Die Steigerungsformen des Adjektivs.

Als eine besondere, nur dem Adjektiv eigentümliche Art der Ableitung ist die Steigerung oder Komparation zu betrachten: klug — klüger — klügste. Sie läßt sich grundsätzlich an jedem Adjektiv vornehmen, tatsächlich jedoch nicht immer (vgl. tot), und dient dazu, zwei oder mehr Dinge hinsichtlich einer gemeinsamen Eigenschaft zu vergleichen. Entsprechend unterscheidet man eine Grundform (Positiv) und zwei Vergleichungsformen oder Steigerungs stufen, den Komparativ und den Superlativ.

1. Der **Komparativ** wurde ursprünglich mit zwei verschiedenen Suffixen abgeleitet, got. iza und ôza, ahd. ir und ôr. Beide wurden anscheinend ziemlich willkürlich gebraucht. Es finden sich Adjektive, die mit jedem der beiden Suffixe gesteigert sind, doch gilt im Ahd. im allgemeinen die Regel, daß die mehrsilbigen Adjektive, besonders die abgeleiteten und zusammengesetzten, den Komparativ mit ôr bilden. Mhd. sind die beiden Suffixe infolge der Schwächung der mindertonigen Silben (§ 43) zusammengefallen zu er, daher wurde auch der ursprünglich nur durch ir bewirkte Umlaut allgemeiner:

ahd. lang — lengiro ⟩ mhd. lenger ⟩ nhd. länger

ahd. hôh — { hôhôro / hôhiro } ⟩ mhd. hœher ⟩ nhd. höher.

Doch ist im Nhd. die Anzahl der umlautfähigen, die nicht umlauten, größer als die der tatsächlich umlautenden; so zeigen z. B. keinen Umlaut knapp(er), matt(er), falsch(er), roh(er), stumm(er), rund(er) u. v. a. Andere verhalten sich schwankend, wie bang (banger und bänger), naß (nasser und nässer), gesund (gesunder und gesünder), schmal (schmaler und schmäler) u. ä.

Seiner **Bedeutung** nach muß der Komparativ keineswegs immer eine Steigerung des im Positiv liegenden Grundbegriffs enthalten; im Gegenteil, oft enthält er eine Verringerung, z. B. eine **ältere** Dame ist noch nicht alt, eine **höhere** Schule ist noch keine hohe Schule. Der Komparativ drückt hier nur eine Annäherung an den Positiv aus und vergleicht die Dinge auf ihren Abstand von dem im Positiv liegenden Grundbegriff.

2. Der **Superlativ** besaß ebenfalls früher doppelte Ableitungssilben, got., ahd. ist und ôst. Die Verteilung und Entwicklung dieser Silben war dieselbe wie bei dem Komparativ. Mhd. wurden beide zu est.

ahd. lang — lengisto > mhd. lengeste > nhd. längste.

ahd. hôh — { hôhisto / hôhôsto } > mhd. hœhste > nhd. höchste.

Schon mhd. ist das e in vielen Superlativen ausgestoßen, regelmäßig nach r und l, aber auch sonst vielfach. Nhd. hat es sich nur nach vorausgehendem Dental erhalten: fetteste, mildeste, heißeste, schwärzeste, nasseste usw.; schon mhd. ist die Assimilation grœste (selten grœzeste), nhd. größte. Der Superlativ wird nhd. oft gebraucht, auch ohne daß ein Vergleich zu Grunde liegt, lediglich, um einen möglichst hohen Grad auszudrücken: die größte Eile, das herrlichste Wetter, der aufrichtigste Dank, die herzlichsten Grüße u. ä.

3. Unregelmäßige Steigerung. Zu einer Anzahl von Komparativen und Superlativen fehlen die adjektivischen Positive; diese werden durch bedeutungsverwandte Wörter ersetzt.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Pos.	gôþs	guot	guot	gut
Komp.	batiza	bezziro	bezzer	besser
Sup.	batists	bezzisto	bezzest (beste)	beste
Pos.	ubils	ubil	übel	übel
Komp.	waírsiza	wirsiro	wirser	[schlimmer]
Sup.	—	wirsisto	wirsest (wirste)	[schlimmste]
Pos.	mikils	mihhil	michel	[viel]
Komp.	maiza	mêro, mêriro (-ôro)	mêrer (mërre)	mehr
Sup.	maists	meisto	meiste	meiste
Pos.	leitils	luzzil	lützel	[wenig]
Komp.	minniza	minniro	minner (minre)	minder
Sup.	minnists	minnisto	minnest (minste)	mindeste

Andere Steigerungsformen haben als Positiv überhaupt kein Adjektiv, sondern ein Adverb oder eine Präposition neben sich, z. B.

der erste (ahd. êristo), Superlativ von eher (ahd. êr)

der vordere, der vorderste (ahd. fordaro, fordarôsto) von ahd. furdir = vorwärts

der hintere, der hinterste (ahd. hintaro, hintarôsto) von ahd. hintar = hinter

der innere, der innerste (ahd. innaro, innarôsto) von ahd. inne = innen

der äußere, der äußerste (ahd. ûzaro, ûzarôsto) von ahd. ûzar = außer.

der obere, der oberste (ahd. obaro, obarôsto) von ahd. oba = oben

der untere, der unterste (ahd. untaro, untarôsto) von ahd. untar = unter

Ein solcher Superlativ ist auch Fürst < ahd. furisto = der vorderste, vornehmste, von ahd. furi = vor.

§ 54. Das Pronomen.

Das Pronomen stellt eine an sich nicht reiche und durch mannigfache Verluste geschwächte Wortklasse dar. Sehr gering ist die Vermehrung durch Ableitung; nennenswert sind nur die Ableitungen auf ig wie derjenige (< jener), derselbige (< selbst, selber), der meinige (< mein), der unsrige (< unser) u. ä.

Umfangreicher sind die Zusammensetzungen, meist mit Partikeln, z. B. mit der ahd. Partikel ëddes, ëtes: etwas, etwelcher, etwa, etliche; mit irgend (ahd. iergen; wegen des nhd. d im Auslaut vgl. § 38): irgendwo, irgendeiner, irgendwelche; mit ahd. io: ioman > mhd. ieman > nhd. jemand, ahd. iowëder > mhd. iewëder > jeder, mhd. iedewëder > jedweder, ahd. iogilîh > mhd. iegelîh > jeglich; mit der Negation ni: ahd. niwiht > mhd. nieht > nicht, ahd. nieman > niemand. Auch untereinander werden die Pronomina zusammengesetzt: derselbe, einunddderselbe, ebenderselbe. Kompositionen anderer Art: jedermann, einander; in ‚meinesgleichen‘ (< ahd. mîn gilîcho) und ‚desgleichen‘ (< mhd. dës gelîch) hat sich an zweiter Stelle irrtümlich eine Genitivform entwickelt. Eine sehr alte Zusammensetzung ist ‚dieser‘, aus dër und der Partikel se, vgl. § 72.

Aus der Klasse der Substantive ist ‚man‘ (< Mann) übergetreten und auch noch in den Formen ‚jemand‘ (mhd. ieman) und ‚niemand‘ enthalten. Ehemalige Zahlworte sind ‚einer, der eine, der andere‘ u. ä.

Seinem ursprünglichen Gebrauch mehr und mehr entfremdet wird das demonstrative Pronomen ‚der, die, das‘, seitdem es als bestimmter Artikel zum unbetonten Formwort herabgesunken ist. Die im Ahd. von ihm mit übernommenen relativischen Aufgaben hat es nhd. zum Teil an die ursprünglichen Fragepronomina ‚welcher‘ (< ahd. welîh) und ‚wer‘ abgetreten (§ 97).

§ 55. Das Numerale.

Die sprachliche Grundlage der deutschen Zahlwörter bilden die Zahlen ‚eins‘ bis ‚zehn‘; sie erscheinen schon im Germanischen als selbständige Bildungen und sind wahrscheinlich ehemalige Substantive. Mit diesen zehn Zahlen sind fast alle weiteren Zahlwörter

entweder durch Ableitung oder Zusammensetzung gebildet. Es finden jedoch hier so mannigfache Übergänge zwischen den beiden Bildungsweisen statt, daß es schwer ist, sie zu trennen, und daß eine Besprechung nach den Unterarten der Zahlwörter empfehlenswerter erscheint.

1. Von den Grundzahlen (cardinalia) sind alle über ‚zehn' ursprünglich durch Zusammensetzung gebildet, doch ist das Wortbild heute vielfach kaum noch erkennbar. Die Bestimmungswörter sind meist die Grundzahlen von ‚eins' bis ‚zehn'. Diese haben sich in historischer Zeit, von den lautgesetzlichen Wandlungen abgesehen, wenig verändert:

	Gotisch	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1.	ains	ein	ein	ein(s)
2.	twai	zwêne	zwêne	zwei
3.	þrîs	drî	drî	drei
4.	fidwôr	fior	vier	vier
5.	fimf	finf (funf)	vünf	fünf
6.	saíhs	sëhs	sëhs	sechs
7.	sibun	sibun	siben	sieben
8.	ahtau	ahto	ahte	acht
9.	niun	niun	niun	neun
10.	taíhun	zëhan	zëhen	zehn

Das Wort für die erste Grundzahl hat dadurch eine Erweiterung aber zugleich auch Abschwächung erfahren, daß es einmal in seinen flektierten Formen (einer, der eine) pronominale Funktionen übernommen hat und zweitens zum unbestimmten Artikel heruntergesunken ist. Als Numerale wird es durch Verstärkung des dynamischen Akzentes kenntlich gemacht.

‚Elf' < ahd. einlif und ‚zwölf' < ahd. zwelif klingen so stark an ‚eins' und ‚zwei' an, daß in dem zweiten Bestandteil -lif ein ehemaliges Nomen vermutet wird, dessen Abstammung indessen zweifelhaft erscheint. Eindeutig als Komposita sind die Zahlwörter ‚dreizehn' bis ‚neunzehn'. Die Zehner von ‚zwanzig' bis ‚neunzig' sind in ihrer heutigen Form zusammengesetzt mit einem von ‚zehn' abgeleiteten Substantiv, got. tigus, griech. δεκάς (dekás), ahd. -zug, z. B. ahd. zweinzug, drîzug (> mhd. drîzec > nhd. dreißig; mit abweichender Verschiebung des germ. t zur Spirans wegen des vorausgehenden Vokals; § 35, 1c) fiorzug usw. Die Wörter ‚hundert' und ‚tausend' sind ebenfalls verdunkelte Komposita substantivischer Herkunft. ‚Hundert' ist

jüngeren Ursprungs, im Ahd. noch unbekannt (doch schon altsächsisch hunderod), und enthält als ersten Bestandteil das ahd. Wort für ‚hundert‘, hunt, got. hund; hunt steht gewöhnlich in Zusammensetzungen, daneben für das einfache ‚hundert‘ ahd. gewöhnlich zëhanzug. ‚Tausend‘ ‹ ahd. dûsunt, got. þûsundi, enthält das Wort hunt als zweiten Bestandteil, ‹ germ. þûs-hundi = vielhundert. So konnte die ältere Sprache durch Zusammensetzung die Grundzahlen bis zu einer Million ausdrücken. Ein Bedürfnis nach höheren Zahlwerten lag offenbar nicht vor; als es sich meldete, half man sich durch Entlehnungen (Million, Milliarde, Billion usw.).

2. Die Ordnungszahlen (ordinalia) sind von den Grundzahlen abgeleitet und schließen sich an diese an, mit Ausnahme der ersten: erster ‹ ahd. êristo (Superlativ von êr = eher, vgl. § 53, 3). Statt „der zweite“ brauchte man ahd. und noch mhd. dër ander(e), erhalten in ‚anderthalb‘, ‚selbander‘ (= selbst als der zweite) u. ä. In den niederen Zahlen von „der zweite“ bis „der neunzehnte“ steckt das Suffix te ‹ ahd. to, unregelmäßig ist nur ‚dritte‘ ‹ ahd. dritto ‹ älterem dri-tjo (vgl. got. þridja); in den höheren Zahlen von ‚zwanzig‘ aufwärts wird das Superlativ-Suffix ste ‹ ahd. ôsto verwendet; ahd.: fiordo, fimfto ... zëhanto ... zweinzugôsto ... zëhanzugôsto (statt nhd. der hundertste ‹ mhd. der hundertist).

3. Mannigfach ist bis heute die Bildung der Vervielfältigungszahlen (Multiplikativa). Die Adverbien werden in der Regel durch Zusammensetzung mit ‚mal‘ gebildet: einmal, zweimal, dreimal ... bis tausendmal. Ein altes abgeleitetes Zahladverb anderer Art ist ‚zwier‘ (= zweimal). Adjektivisch gebraucht werden die Ableitungen mit -fältig und -fach, nur mit dem Unterschied, daß die Ableitungen mit -fältig erst von ‚fünf‘ an als Zahlwort im allgemeinen Gebrauch sind: einfach, zweifach, dreifach, sechsfach usw.; fünffältig, sechsfältig usw. Für ‚zweifach‘ steht oft das entlehnte ‚doppelt‘ (‹ franz. double).

4. Die Bruchzahlen sind in ihren unteren Werten alte Komposita, Zusammensetzungen der Ordinalzahlen mit ‚Teil‘ (ahd. teil, Mask. u. Neutr.): drittel ‹ mhd. drit-teil = das dritte Teil; ebenso viertel, fünftel ... neunzehntel ... zwanzigstel ‹ mhd. zweinzigstteil = der zwanzigste Teil ... usw. Entsprechend sind dann darnach die Zahlen mit den großen Nennern (tausendstel, millionstel) im Bedarfsfall nachgebildet worden. Statt ‚zweitel‘ hat sich das alte ‚halb‘ (got. halbs) erhalten, das in der Zusammensetzung mit den Ordinalzahlen auch für gemischte Brüche gebraucht wird: anderthalb (= das zweite halb), dritthalb (= das dritte halb) usw.

§ 56. Die Partikeln.

Der Sprachgebrauch schwankt hinsichtlich des Wortes Partikeln, indem die Bedeutung bald enger, bald weiter gefaßt wird; hier sind gemäß § 45 alle Wörter darunter verstanden, die nicht beugungsfähig sind. Die hierher gehörigen Wortklassen zerfallen in zwei größere Gruppen, die Interjektionen und die Adverbien. Aus den Adverbien wiederum sind meist unmittelbar durch besondere syntaktische Verwendung die Klassen der Konjunktionen und Präpositionen hervorgegangen.

1. Die Interjektionen stehen außerhalb der üblichen Redeteile; sie umschließen den Inhalt eines ganzen Satzes und drücken eine für sich aus der Situation verständliche Wahrnehmung oder Empfindung aus: au (Schmerz), bah (Geringschätzung), pst (Stillschweigen), huh (Entsetzen). Sie sind entweder Wurzelwörter, wie die angeführten, oder aus Zusammensetzungen hervorgegangen, wie owai, nanu, Herrje (sus) u. ä. Auch andere, meist kurze Wörter können die Stellung von Interjektionen vertreten, z. B. wie? so! iwo! usw.

2. Die Adverbien. Die Zahl der nicht abgeleiteten ursprünglichen Adverbien ist gering; es sind vorwiegend Adverbien des Ortes, wie hin, her, da, wo u. ähnl. Die Mehrzahl sind Ableitungen oder Entlehnungen von Nomina. Im Ahd. wurden Adverbien von den Adjektivstämmen mit der Endung o abgeleitet: Adj. snëll, Adv. snëllo; Adj. engi, Adv. ango, Adj. mahtig (mächtig), Adv. mahtigo u. a. Das o wurde mhd. zu e geschwächt und verschwand im Nhd. ganz, so daß heute zwischen Adjektiv und dem zugehörigen Adverb in der Form kein Unterschied mehr besteht. Einige Adverbien sind isoliert worden, teils durch den Wegfall des Umlauts bei den Adverbien der jo-Stämme (vgl. § 73), wie spat (< ahd. spâto zu spät < spâti), schon (< ahd. scôno zu schön < scôni), fast (< ahd. fasto zu fest < festi), teils durch Untergang des Adjektivs wie gern, kaum, sehr, schier.

Zahlreich sind die Adverbien mit lich, wie schließlich, kürzlich, endlich, wahrlich, neulich u. ä., doch sind viele davon wieder adjektiviert worden, und heute dient dies Suffix ausschließlich der Ableitung von Adjektiven (vgl. § 52, 2). In neuerer Zeit bevorzugt man zur Kenntlichmachung des Adverbs Ableitungssilben, die ihren nominalen Ursprung noch nicht verleugnen können, wie -wärts (< ahd. wërt): aufwärts, auswärts, allerwärts, himmelwärts u. a.; oder -weg (< Weg): schlankweg, schlechtweg, kurzweg u. ä. Oft bedient man sich auch der Zusammensetzung, z. B. mit Weise: törichterweise, scheffelweise, strichweise, leihweise u. ä.; oder mit

Maß: folgendermaßen, gewissermaßen u. ä.; oder mit Ding: allerdings, neuerdings u. a. Vielfach sind Substantive selbst Adverbien geworden, meist im Genitiv wie flugs (< Flug), teils (< Teil), rings (< Ring), mittags (< Mittag), morgens (< Morgen) u. v. a. Infolgedessen ist das s nhd. auch zu einem Zeichen adverbialer Bildung geworden und an Wörter getreten, denen es als Genitivendung nicht zukommen kann, wie nachts, seits (namentlich in Zusammensetzungen, wie allerseits, beiderseits u. ä.), hinterrücks, vormals, unterwegs. Der Genitiv eines Adjektivs liegt zugrunde in Bildungen wie stracks (ergänze Weges), anders, vergebens u. a.; analog sind darnach dann gebildet worden: rechts, links, eilends, öfters u. a. Die Superlative und Ordnungszahlen bevorzugen die Endung ens, wie meistens, höchstens, längstens, nächstens, erstens, viertens usw. Älter sind die ohne adverbiale Ableitungssilbe gebildeten superlativischen Adverbien, wie: längst, jüngst, erst, möglichst, eiligst, ergebenst u. ä. Besonders häufig sind Zusammensetzungen, wie dergestalt, derart, empor (< ahd. inbore = in die Höhe), vorhanden, überhaupt, übermorgen, überall, sogleich, bisweilen, entzwei (< mhd. enzwei = in zwei, nämlich Teile), zwar (< ze wâre = in Wahrheit) u. ä.

3. Die Präpositionen haben sich verhältnismäßig spät aus den Adverbien entwickelt; oft werden sie noch heute als Adverbien gebraucht, so in der trennbaren Zusammensetzung mit dem Verb (ausgehen, nachfahren usw. s. § 50) und in der Zusammensetzung mit Adverbien, wie hin**aus**, her**nach**, dar**unter**, an**bei**, dar**an** u. ä. Die älteren Präpositionen wie an, aus, von, mit, vor, für u. ä. erscheinen als unmittelbare Bildungen aus der Wurzel. Daneben stehen jüngere Ableitungen wie außer, über, unter, hinter u. a. Beträchtlich sind auch die Entlehnungen aus den nominalen Klassen, oft wieder auf dem Umweg über das Adverb: laut, kraft, mittels, wegen (< mhd. von—wëgen mit dazwischentretendem Genitiv), trotz, angesichts, betreffs, entlang, längs, jenseits, neben (< ahd. in ëban = in gleicher Linie mit) u. a.

4. Die Konjunktionen sind in ihrem ältesten Bestande (und, oder, auch u. ä.) dem Adverb ebenfalls nahe verwandt. In ihren jüngeren Bildungen entstammen sie mittelbar oder unmittelbar ausschließlich dieser Wortklasse, wie denn (< mhd. danne, identisch mit dann), aber (< ahd. avur = wiederum), weil (< mhd. wîle, Akkusativ von Weile), als (< ahd. alsô), nachdem, während, indem u. v. a. Über die syntaktischen Ursachen, die zur Entstehung der unterordnenden Konjunktionen führten, vgl. § 88.

§ 57. Die Vornamen.

Eine große sprachliche Gruppe für sich bilden die Eigennamen. Sie gehören zur Klasse der Substantive und nehmen in beschränktem Maße auch an der Flexion (vgl. §§ 70 und 94) teil, haben aber in der Wortbildung ihre besonderen Eigentümlichkeiten. Ihre Zahl dürfte früher verhältnismäßig größer gewesen sein, da viele Gegenstände, wie Schwerter, Häuser u. ä., mit besonderen Namen begabt wurden. Gegenwärtig zerfallen die deutschen Eigennamen, von den meist übertragenen Tiernamen abgesehen, nach dem benannten Objekt in zwei Klassen, in die Personennamen und in die Ortsnamen. Die deutschen Personennamen wiederum scheidet man in Vornamen und Familiennamen.

Die Vornamen, z. B. Ernst, Hermann, Adalbert, Erich, Werner, Konrad u. a., von denen nach heutiger Sitte jedem Kind alsbald nach der Geburt mehrere beigelegt werden, deren einer als Rufname dient, sind unsere ältesten Personennamen. In alter Zeit genügte ein solcher Name, um ein Einzelwesen von andern zu unterscheiden. Die Bildungsweise der germanischen Rufnamen ist noch aus der indogermanischen Urgemeinschaft ererbt; sie sind fast ausnahmslos Zusammensetzungen von Nomina. Sie sollten die Eigenschaften ausdrücken, die man dem Träger wünschte, z. B. Adalbert = der durch edle Abkunft glänzende, Dietrich < Theoderich = der Herrscher des Volkes, Marbod = der berühmte Fürst, Notburga = der Schutz in der Bedrängnis, Gertrud = die mit dem Speer (Ger) vertraute usw. Im Laufe der Zeit bildete sich eine bestimmte Anzahl von Stämmen heraus, auf die bei der Namengebung zurückgegriffen werden mußte. Die einzelnen Stämme erhielten einen gewissen geweihten Charakter, die einzelnen Namen wurden „Segennamen", denen eine segenbringende Wirkung innewohnend gedacht wurde. Man konnte sie beliebig zusammensetzen, gleichgültig, ob mit dem Kompositum eine einheitliche Vorstellung, eine dem Doppelworte gemäße Bedeutung sich verband oder nicht. Mit Vorliebe bildete man den Kindesnamen so, daß man den einen Bestandteil vom Vatersnamen, den andern vom Mutternamen herrübernahm; so konnte z. B. die Tochter eines Herwig und einer Hadumod etwa Haduwig (> nhd. Hedwig) genannt werden. Daher kommt es, daß viele unserer deutschen Vornamen keinen verständlichen Sinn ergeben, z. B. Hedwig (1. ahd. hadu = Kampf, 2. wig, ahd. wig, = Kampf), Hildegund (1. Hilde < ahd. hilta, = Kampf, 2. gund, ahd. nur in Zusammensetzungen, = Kampf), Wolfram (1. Wolf, 2. ram < ahd. raban = Rabe) u. ä.

Sehr früh schon entwickelten sich aus den alten Vollnamen gekürzte Formen, die sogenannten Kosenamen, welche dann die ursprünglichen Namen beinahe überwucherten. Die alten Komposita entsprachen in einem Punkte dem praktischen Bedürfnis wenig, sie waren zu lang. Sie zu kürzen und zugleich dem Ohre einschmeichelnd zu machen, gab es verschiedene Möglichkeiten. Das einfachste Mittel war, daß man den einen Bestandteil, meist den zweiten, ganz wegließ und den übriggebliebenen mit einer einfachen Bildungssilbe, wie o oder auch i bei den Maskulina, a bei den Feminina versah. So entstanden Namen wie Otto, Kuno, Gero, Hatto, Bruno, Arno, Hugo, Rudi, Heini, Uli u. v. a., ferner Ida, Emma, Hilda, Berta, Frida, Irma, Ada u. a. Gern fügte man an den so verkürzten männlichen Namen noch ein verkleinerndes Suffix, wie -in oder -ilo, in Niederdeutschland -iko, in Oberdeutschland -izo. Diese Art der Koseform wurde so beliebt, daß bald auch Mischformen mit verschiedenen Suffixen gebraucht wurden, also -ilin, -ikin, -liko, -ziko, -zilin, -zilo, -lizo u. a. Von diesem bunten Leben haben sich nur geringe Reste in den Vornamen Lutz, Heinz (Hinz), Kunz, Fritz u. a. erhalten. Ein Forscher hat die Bildung der germanischen Personennamen folgendermaßen charakterisiert: „Durch die feste Beschränkung auf einen ganz geschlossenen Ausschuß von Namenwörtern, durch eine fast schrankenlose Freiheit in der Zusammensetzung dieser Namenwörter, durch eine systematische Umkehrung der Vollnamen (wie Gangolf — Wolfgang), endlich durch eine wunderbar reiche und gesetzmäßige Durchführung der Kosenamenbildung, haben die Germanen ihrem Sinn für Individualität und demgemäß für individuelle Benennung in ihrer nationalen Namengebung völlig Genüge geleistet; ja man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namenbildungsgesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 50 Millionen Deutschen mit einem eigenen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesamte romanische Welt sich noch heute in die Fetzen des altgermanischen Namenprachtgewandes kleidet.“ (Nach F. Khull: Deutsches Namenbüchlein, S. 9.)

Seit dem Eintritt unseres Volkes in die Reihe der Kulturvölker und seit der Zunahme des Güter- und Warenaustausches mit den Nachbarstaaten drangen allmählich auch fremde Namensformen in Deutschland ein und wurden hier heimisch, so daß ein großer Bruchteil der heute üblichen Vornamen nichtdeutschen Ursprungs ist. Die meisten dieser Fremdlinge kamen im Gefolge der Kirche und

des Christentums, sind also hebräischer, griechischer oder römischer Herkunft. In der Regel waren es die Namen von biblischen oder andern heiligen Personen; hebräische Namen sind z. B.: Adam, Johannes, Jakob, Michael, Joseph, Maria, Anna, Martha, Elisabeth, Susanna, Eva, Magdalena u. a.; griechische: Nikolaus, Alexander, Eugen, Georg, Theodor, Peter, Christoph, Philipp, Helene, Agnes, Barbara, Katharina, Margarete, Therese, Sophie u. a.; römische: Klemens, Paul, Viktor, Martin, Klara, Cäcilie, Monika u. a. Heimisch wurden sie jedoch bei uns erst seit der Stauferzeit, also gegen Ausgang des Mittelalters, vermutlich infolge der Kreuzzüge und der dadurch vervielfachten Berührung mit den romanischen Nationen, bei denen diese Namen schon lange gang und gäbe waren; der erste deutsche König, der einen fremden Vornamen führt, ist der Hohenstaufe Philipp von Schwaben († 1208). Einige Nachzügler kamen dann im Gefolge der Renaissance, meist lateinische Namen, wie Max, August, Julius u. ä.

Verglichen mit diesen antiken Gruppen sind die Entlehnungen, die von unsren Nachbarn im Osten, Norden und Westen stammen, viel weniger beträchtlich. Am zahlreichsten sind noch die französischen, richtiger französierten Vornamen (denn das Französische als Tochtersprache des Lateinischen besitzt keine ursprünglichen Eigennamen), z. B. Emil, Louis, Luise, Charlotte, Henriette; keltischen Ursprungs sind Arthur und Selma, englisch Alfred, Eduard, Edmund und Edith, nordisch Gustav, Harald und Oskar, slawisch Wenzel und Olga, spanisch Alfons und Ferdinand. Viele von diesen modernen Namen stammen wieder aus dem Germanischen, sind also unsern alten deutschen urverwandt.

Eine große Rolle bei der Namengebung spielt die allgemeine Zeitströmung; jede Zeit hat ihre Modenamen, die besonders beliebt und verbreitet sind. Das gilt namentlich von den weiblichen Vornamen. Bei den männlichen Kindern wurde vielfach der Name des Vaters oder Großvaters wiedergewählt; dadurch entstand hier eher eine gewisse Überlieferung, und die altdeutschen männlichen Vollnamen haben bei weitem nicht solche Einbuße erlitten, wie die weiblichen. Viele alte, volle Maskulina sind noch heute im allgemeinen Gebrauch: Albert, Bernhard, Eberhard, Erich, Friedrich, Heinrich, Hermann, Konrad, Ludwig, Rudolf, Ulrich, Walter, Wilhelm, Wolfgang u. a. Die alten weiblichen Vollnamen sind dagegen nahezu sämtlich verschollen und zum Teil von den kürzeren Formen (s. o. S. 100), meist aber von fremdländischen Namen verdrängt worden; gebräuchlich sind von Vollnamen noch: Adelheid, Gertrud, Hedwig,

Hildegard, Mathilde. Dazu kommen noch einige von männlichen Vollnamen abgeleitete, wie Alwine, Ernstine, Konradine, Wilhelmine, Friederike, Ulrike u. ä., doch ist auch diese Gruppe wieder im Rückgang begriffen.

Die eigentümliche Sitte, dem Kinde mehrere Vornamen zu geben, ist noch verhältnismäßig jung. Sie stammt erst aus dem Anfang der Neuzeit und erklärt sich vielleicht daraus, daß das Kind die Vornamen nach seinen Paten erhalten sollte. Zuerst begegnet man dem Brauche in fürstlichen Familien, und zwar finden sich regelmäßig zwei Vornamen, die zusammen als Rufnamen dienen, wie es noch heute in fürstlichen und adligen Kreisen nicht selten ist. Der erste geschichtlich bekannte Träger eines solchen Doppelvornamens ist der Wettiner Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen (geb. 1500). In bürgerlichen Kreisen begnügte man sich noch lange mit einem Vornamen; erst seit dem 17. Jahrhundert nimmt die Zahl der in der Taufe beigelegten Vornamen mehr und mehr zu, erreicht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt und ist seitdem wieder im langsamen Rückgang begriffen. Tatsächlich wäre eine Beschränkung auf zwei Vornamen ausreichend. Die unbegrenzte Vielzahl hat keinen praktischen Wert und bedeutet nur eine Vermehrung der Schreibarbeit.

§ 58. Die Familiennamen.

Schon im Mittelalter war bei der Zunahme der Bevölkerung schließlich ein Name für die Person nicht mehr ausreichend, um sie von andern zu unterscheiden. In einem Dorfe, in dem zehn Bauern Friedrich hießen, mußten neue Namen geschaffen werden, um diese Friedriche, wenn von ihnen gesprochen wurde, auseinanderhalten zu können. Da entstanden zunächst Beinamen oder Zunamen, die allmählich vom Vater auf den Sohn übergingen, also erblich, d. h. zu Familiennamen wurden. Am frühesten vollzog sich dieser Wandel bei dem führenden Stande, bei dem Adel, der seine Zu- und Familiennamen ausschließlich nach dem Stammsitz erhielt, z. B. von Eschenbach, von Nordheim, von Süpplingenburg, von Lichtenstein u. ä. Diese Namen sind also eigentlich adverbiale Bestimmungen des Ortes und wurden daher auch lange als Namen nicht dekliniert. Dem Adel folgte der Bürgerstand, die Bewohner der Städte, aber keineswegs in allen Gegenden gleichzeitig, am Rhein und in Süddeutschland seit dem 12. Jahrhundert, in Mittel- und Norddeutschland erst im 13. und 14. Jahrhundert. Auf dem Lande bildeten sich die Familiennamen erst im Beginn der Neuzeit.

Noch heute tragen unsere bürgerlichen Familiennamen, im Gegensatz zu den meist verdunkelten Vornamen, ihre Bedeutung in der Regel kenntlich zur Schau. Am einfachsten half man sich, indem man einfach den Vatersnamen zusetzte; so wurden viele unserer altgermanischen Rufnamen zu Familiennamen: Rüdeger, Ernst, Friedrich, Wilhelm, Otto, Heinrich, ebenso entlehnte, wie Paul, Hans, Peter, oft in der Koseform: Friedlein, Dietel (< Dietilo), Kunze (< Kuonizo), Härtel (< Hartilo), Gerike (< Gêriko von Gero), Meineke (< Meiniko von Meino) u. a. Häufig setzte man sie in den Genitiv, wobei „Sohn" als Ergänzung zu denken ist, z. B. Sievers (< Siegfrieds), Ebers, Peters, Otten u. ä.; auch mit der lateinischen Genitivendung (-i): Heinrici, Jacobi, Konradi, Martini, Philippi, Wilhelmi u. ä.; oder man versah sie mit einem patronymischen Suffix z. B. Erich**sen**, Vollquard**sen** (norddeutsch), Sebold**er** < Sebald-er, Hartl**er** < Hartil-er (kärntisch), Henn**ing**, Hart**ung**, Wülf**ing**, (altes gemeingermanisches Suffix) u. ä.

Bei eingewanderten Familien hielt man sich an den Ort der Herkunft; so bekamen die, welche vom Lande in die Stadt eingewandert waren, gern den Namen ihres Heimatsdorfes, wie Buchholz, Niendorf, Riebeck, Ebersbach, Dannenberg, Schweinitz, Dalichow u. ä. Der anfangs übliche Zusatz „von" blieb hier bald weg; anderwärts bevorzugte man wieder den Ortsnamen mit einer Ableitungssilbe: Schönfelder, Tierbacher, Schweighofer, Frauendorfer u. ä. Oft wählte man auch die Stammes- oder Landeszugehörigkeit: Beyer (Bayer), Unger, Preuß, Sachse, Franke, Schwabe, Pohl (Pole), Böhme, Meißner, Düring (= Thüringer) u. ä. Seltener liegen Ortsbezeichnungen allgemeiner Art zugrunde: Amthor (= am Tor), Imhof (= im Hof), Überweg, Overbek (niederdeutsch, = über den Bach) u. a.

Ein anderes Mittel boten Stand und Beruf, zumal diese im Mittelalter ebenfalls meist erblich waren. Die Namen dieser Art sind die zahlreichsten von allen, z. B. Müller, Krüger, Schneider, Bäck(er), Richter, Schmied, Bauer, Meyer, Schulze (< mhd. schultheize), Schubert (< mhd. schûworhte = Schuhmacher), Schreiber, Krämer, Schuster u. v. a. Gern deutete man auch auffallende körperliche oder geistige Eigenschaften im Namen an. So erklären sich adjektivische Namen wie Klein(e), Groß(e), Klug(e), Dürr, Lang, Kurz, Schön, Rot, Braun; die Farbenadjektive auch mit Suffixen, wie Grunert (< grün), Gilbert (< gelb), Grawert (< grau), Schwarzert (< schwarz). Dahin gehören ferner substantivische Bildungen, einfache und zusammengesetzte, denen ein spöttischer Beiklang

eignet, wie Großkopf, Kurzhals, Kußmaul, Fuchs, Hase, Schaf, Hering, Zeisig, Holzapfel, Hagedorn, Schädel, Maul, Zahn, Klotz usw. Ihnen nahe stehen auch die verbreiteten imperativischen Familiennamen, wie Füllmich, Schüttauf, Schlagintweit, Suchinwirt (such den Wirt), Griepenkerl (greif den Kerl), Regenfuß (reg den Fuß), Schlichtegroll (= schlichte das Haar; groll < mhd. krol = Haarlocke), Kiesewetter (= erspähe das Wetter), Bleibtreu u. v. a.

Eine sehr umfangreiche sprachliche Gruppe bilden die Komposita mit „Mann“ als zweitem Bestandteil. Ihre Bedeutung ist sehr verschieden. Die einen bezeichnen den Beruf, wie Lehmann (< Lehnmann), Hofmann, Zimmermann, Seemann, Kaufmann, Malzmann, Bergmann u. a. Einige geben die Herkunft an: Harzmann, Reimann (< Rheinmann), Westermann, Ostermann (wëster und oster sind alte Adverbien zu West und Ost) u. ä. Viele lehnen sich an die Vornamen an, unter denen sie schon früh erscheinen, und zu denen sie wohl auch eine Art Koseform gebildet haben, wie Hartmann, Hermann, Karlmann, ferner Heinemann (zu Heino), Friedemann (zu Friedo), Kühnemann (zu Kuno), Wilmann (zu Wil-helm), Ottmann (zu Otto), Hannemann oder Hansemann (zu Johann oder Hans) u. a. Häufig sind auch Zusammensetzungen mit Adjektiven: Großmann, Langmann, Neumann (md. Nauman, nd. Niemann), Jungmann u. ä.

Eine besondere historische Gruppe stellen die jüdischen Familiennamen dar. Die Juden pflegten bis in das 18. Jahrhundert sich nach orientalischer Sitte nur des jeweiligen Vatersnamens als Nachnamens zu bedienen. Als die deutschen Staaten die Annahme von Familiennamen verlangten, suchten die Juden sich vielfach solche Wörter aus, mit denen sich ihnen eine angenehme Vorstellung verband, wie Blumenthal, Rosenfeld, Veilchenstein, Bernstein, Rubinstein, Saphir, Goldmark u. ä., oder sie wählten den Vatersnamen, oft in der Zusammensetzung mit „Sohn“, wie Moses, Aaron, Levi, Rubinsohn, Levisohn, Jacobsohn u. ä., oder sie nannten sich auch nach der Stadt ihrer Geburt oder ihres Aufenthalts wie Warschauer, Berliner, Wiener, Lubliner, Darmstädter u. ä.

So war die Entstehung unserer Familiennamen sehr mannigfaltig. Nur die wichtigsten Bildungsmöglichkeiten konnten hier gestreift werden; zudem sind ganze Gruppen in ihrer Entstehung noch zweifelhaft, z. B. die Namen, welche eine Zeitbestimmung enthalten, wie Sonntag, Montag, Freitag, Tag, Mittag, Jahr, April, Mai, wahrscheinlich nach der Zeit der Geburt oder Taufe, bei Findlingen nach der Zeit der Auffindung u. ä. Außerdem gibt es

auch eine Anzahl, die sprachlich zunächst dunkel erscheinen, sei es, daß sie aus dialektischen Sprachformen hervorgegangen oder erst im Laufe der Zeit entstellt worden sind. Zu den letzteren rechnen auch die *antikisierten Familiennamen*, die unter dem Einfluß der gelehrten humanistischen Bestrebungen im Anfange der Neuzeit und auch später noch entstanden. Vielen Gelehrten waren damals ihre deutschen Namen nicht mehr gut genug; sie wollten gänzlich als Griechen oder Römer gelten und übersetzten daher auch ihren Namen in das Griechische oder Lateinische. So sind in das Griechische übersetzt (gräzisiert): Melanchthon < Schwarzert (= der Schwarze, aber irrtümlich gedeutet als Schwarz-Erd), Dryander < Bau(m)-mann, Neander < Neumann, Mylius < Müller, Gryphius < Greif, Chrysander oder Chryselius < Goldmann u. ä.; in das Lateinische übersetzt (latinisiert): Faber < Schmied, Rex < König, Aventinus < Abensberger, Sagittarius < Schütze, Olearius < Ölenschläger, Vulpius, Avenarius u. v. a. Oft begnügte man sich auch damit, nur die lateinische Endung ius an die deutsche Namenform zu hängen, z. B. Grotius, Nathusius, Prollius u. a.

§ 59. Die Ortsnamen.

Unter Ortsnamen versteht man gemeinhin die Namen menschlicher Siedelungen. Daher sind auch im folgenden nur diese behandelt und die andern lokalen Bezeichnungen, z. B. die Namen der Länder, Berge, Fluren, Forsten, Flüsse, Seen usw. beiseite gelassen.

Unsre ältesten Orte und entsprechend auch eine ganze Reihe von diesen Ortsnamen sind *nichtdeutschen Ursprungs*, gehen vielmehr auf die Römer, zum Teil sogar noch auf die Kelten zurück. Keltischer Herkunft sind z. B. die Namen von Mainz (Moguntiacum), Worms (Borbetomagus), Soloturn (Solodurum), also alles Städte im Stromgebiet des Rheins. Andere Städte an Rhein und Donau sind römische Gründungen und haben im Namen noch einen Anklang an ihre erstmalige lateinische Benennung bewahrt, wie Köln (colonia Agrippinensis), Coblenz (Confluentia), Wien (Vindobona) u. ä. Östlich der Elbe und Saale finden sich außerordentlich häufig slavische Ortsnamen; sie rühren von den Slaven her, die nach der Völkerwanderung diese Lande besetzt hatten und dann in schwerer, jahrhundertelanger Kriegs- und Friedensarbeit von den Deutschen wieder nach Osten zurückgeworfen wurden. Aus den slavischen Sprachen stammen Ortsnamen wie Berlin, Leipzig, Dresden u. v. a. Über die Bildung dieser Namen wird am Ende noch ein Wort zu sagen sein.

Die deutschen Ortsnamen sind meist **Komposita** und als solche leicht erkenntlich, z. B. Havelberg, Rudolstadt, Karlsruhe u. ä. Einfache Wörter sind darunter verhältnismäßig selten, wie Lahr, Baden, Fürth, Gießen, Bremen u. a. Viele Ortsnamen sind alte Dative, hervorgegangen aus Wendungen mit der Präposition „zu" (mhd. ze, zuo, zû) und abhängig zu denken von Verben des Gehens und Kommens oder des Verweilens. Die alte Dativform ist öfter noch deutlich zu erkennen, z. B. bei einfachen Nomina, die ursprünglich im Plural standen, also einen erstarrten Dativ Pluralis darstellen, an der Endung en, wie Münch**en** (= zu den „Mönchen"), Bad**en** (= zu den „Bädern"; auch in Zusammensetzungen, z. B. Wiesbad**en** u. ä.), Münd**en** (= an den Mündungen < ahd. mund), Frank**en** (ursprünglich = zu den Franken) u. v. a. Bei den Komposita ist der Dativ meist nur dann noch erkennbar, wenn der erste Bestandteil ein Adjektiv ist und als solches die schwache Dativendung en bewahrt hat, z. B. Weiß**en**burg < (zu der) weißen Burg, Leng**en**feld < (zu dem) langen Feld, Reich**en**hall < (zu dem) reichen Salzsiedehaus u. a.

Die Ortsnamen weisen ähnlich wie die Familiennamen eine große, landschaftlich wechselnde Mannigfaltigkeit auf, doch kehrt immerhin eine gewisse Anzahl von gleichen oder gleichbedeutenden Wörtern wieder, teils einzeln, teils als Grundwort in den zusammengesetzten, so daß sich danach eine Gruppierung vornehmen läßt. Es ergeben sich zwei große Gruppen: entweder drücken die Namen die **natürliche Beschaffenheit** des Ortes, seine Lage, aus, oder sie kennzeichnen die **Art der Siedelung**, den ursprünglichen Zweck der Anlage, den Nutzen für die An- und Umwohner.

1. **Die Bezeichnung der natürlichen Beschaffenheit.** Das nächstliegende ist die **Gestaltung der Erdoberfläche**; sie findet ihren Ausdruck in den Wörtern Berg, Tal, Eck (= Spitze, Kante), Fels, Stein, Bühl (mhd. bühel = Hügel), Brink (nd. = Anhöhe) u. ä. Alle diese Wörter kommen wiederholt einzeln als Ortsnamen, auch oft im Dativ (Bergen, Tale, Steinen u. ä.) vor; häufiger noch in Zusammensetzungen: Witten**berg** (= Weißenberg), Königs**berg**, Joachims**thal**, Frauen**thal**, Nied**eck**, Saal**eck**, Weißen**fels**, Harten**stein**, Kuf**stein**, Dinkels**bühl** u. v. a. Von größerer Wichtigkeit noch war die **Lage zum Wasser**, daher ist die Zahl der Wörter, die ein fließendes oder stehendes Gewässer oder eine Beziehung dazu ausdrücken, besonders groß, wie Bach (nd. bek); Aa, Ach, (< ahd. aha = fließendes Wasser); Brunn(en), schwäbisch Bronn(en), nord- und mitteldeutsch Born; Mund (Dat. Sing. mhd. münde, = Mündung); See; Furt; Ried (= Sumpf); Wedel (< nd. wed = waten); Wert,

Wört, Werder (= Insel, Halbinsel, < mhd. wërt, ahd. wërd); Zusammensetzungen: Ans**bach**, Reichen**bach**, Roß**bach**, Rohr**beck**, Wands**bek**, Fulda, Altona, Biber**ach**, Eisen**ach**, Fürsten**brunn**, Schön**brunn**, Heil**bronn**, Maul**bronn**, Pader**born**, Weißen**born**, Geeste**münde**, Anger**mund** und Anger**münde**, Weißen**see**, Tegern**see**, Frank**furt**, Schwein**furt**, Pipins**ried**, Metzen**ried**, Salz**wedel**, Donau**wörth**, Kaisers**wert**, Marien**werder** u. v. a. Schließlich wurde auch der *Zustand der Vegetation* bei der Namengebung stark berücksichtigt. Am stärksten herrscht der Wald vor; das ist erklärlich, da noch im Mittelalter ungeheure Wälder einen großen Teil Deutschlands bedeckten und fast jede neue Ansiedlung auf Kosten des Waldes gewonnen wurde. So erscheinen in den Namen besonders Wörter, wie Wald; Hagen, Hain (md.); Grün (besonders im Voigtland); Reut, Reith (< ahd. riuti, mhd. riute, = durch Baumschlag urbar gemachtes Land, daher schweizerisch das Rütli = Reutlein), md. Roda, Rode (< mhd. roden, md. Nebenform zu reuten), nd. Ratt, Rade; Au (< ahd. ouwa = wasserreiches Wiesenland, oft zusammengefallen mit Ache > a); Feld u. a. Zusammensetzungen: Grune**wald**, Finster**walde**, Friedrichs**hagen**, Falken**hagen**, Falken**hain**, Ziegen**hain**, Reibolds**grün**, Herlas**grün**, Tirschen**reut**, Frau**reuth**, Friedrichs**roda**, Wernige**rode**, Berg**rath**, Sterk**rade**, Lin**dau**, Falken**au**, Elber**feld**, Eis**feld** u. v. a.

2. *Die Art der Siedelung.* Weit häufiger noch als die Ortsbeschaffenheit werden Art und Zweck der neuen Siedlung gleich im Namen angedeutet. *Ganz allgemein* wird die Siedlung mit folgenden Wörtern gekennzeichnet: Dorf; Wiek, -wig, -weig (< and. wic, ahd. wik = Ort, Flecken); Stadt, -städt (< mhd. ahd. stat = Stätte, Ort); Garten, -gart, -gard (< ahd. gart = Kreis, Gehege, Umfriedigung); Weiler (oberdeutsch, = Gehöft, schweizerisch -wil); Heim (= Wohnort) u. v. a. Zusammensetzungen: Düssel**dorf**, Kuners**dorf**, Schles**wig**, Barde**wiek**, Braunsch**weig** (< älterem Brunswic), Darm**stadt**, Nien**städt**, Stutt**gart**, Hopf**garten**, Esch**weiler**, Utten**weiler**, Rappers**wil**, Hildes**heim**, Mann**heim** u. v. a. Ihnen nahe verwandt sind die Ausdrücke für das einfache *Wohngebäude*, wie Haus, -hausen; Hof, -hofen (bayrisch kofen, schweizerisch ikon, < inghofen); -lar (hd., ahd. gilâri, = Wohnung, als selbständiges Wort in der Schriftsprache erloschen), -büttel (nd., < altsächs. bodel = Haus) u. ä. Zusammensetzungen: Neu**haus**, Mühl**hausen**, Ober**hof**, Dieden**hofen**, Schütten**hofen**, Hütten**kofen**, Pfäffi**kon**, Wetzi**kon**, Wetz**lar**, Gos**lar**, Bruns**büttel**, Wolfen**büttel** u. v. a. Häufig wird ein hervorragendes Bauwerk, eine auch für die weitere Umgebung wichtige *öffentliche Anlage*, dem Namen zugrunde gelegt, wie Kirche, -kirchen; Brücke,

-brücken; Mühle; Bad; Zelle (< lat. cella, = die Mönchszelle, das Klostergebäude); Burg; Halle (ahd. hal = Salzsiedehaus?). So entstanden Namen wie: Neukirch, Fünfkirchen, Innsbruck, Osnabrück, Zweibrücken, Obermühl, Schlangenbad, Karlsbad, Radolfszell, Paulinzella, Quedlinburg, Regensburg, Reichenhall u. v. a. Eine eigenartige Gruppe bilden die niedersächsischen Namen auf leben, das gewöhnlich erklärt wird als Erbe, Hinterlassenschaft (< nd. leve, altsächs. lêva), z. B. Aschersleben, Eisleben, Hadersleben u. ä. Hier ist das Grundwort, das zur Bezeichnung der Siedelung dient, ein Abstraktum. Das gleiche gilt von den Zusammensetzungen mit Lust und Ruh, wie Ludwigslust, Friedrichsruh, Karlsruhe u. ä.

Natürlich stehen fast alle diese bisher aufgezählten Wörter nicht nur an zweiter, sondern gelegentlich auch an erster Stelle in den Zusammensetzungen, einige sogar recht häufig, z. B. Rietdorf, Wertheim, Furtwangen, Radebeul (beul = bühel), Waldsachsen, Seehausen, Stadtlohn, Kirchberg, Mühlberg, Burgstädt u. v. a. Im allgemeinen sind jedoch die Bestimmungswörter viel mannigfaltiger als die Grundwörter und ordnen sich daher auch schwieriger. Ein großer Teil sind Adjektive: Langenberg, Rotenburg, Hoheneck, Tiefenbrunn, Luxemburg (< Lützelburg, mhd. lützel = klein), Mecklenburg (nd. mekel, hd. michel, = groß) u. v. a. Die substantivischen Bestimmungswörter geben häufig den Besitzer, Gründer, ersten Besiedler, Schutzpatron u. dergl. an: Kaiserswert, Bischofszell, Königsberg, Frankenfelde, Sachsenhausen, Fürstenau, Rudolstadt, Geringswalde, Kunnersdorf (Konrads-), Gebhardsweiler, Marienbad u. v. a.

Nicht durch Zusammensetzung, sondern durch Ableitung gebildet sind die Ortsnamen auf ing, ingen; ung, ungen. Es ist die alte patronymische Endung, die auch bei Familien- und Geschlechtsnamen so häufig begegnet (Nibelungen, Amalungen, Ludolfinger, Karolinger usw.; vgl. auch oben S. 103), in der Bedeutung „Nachkomme von . . .“. In der Regel stehen daher diese Ortsnamen im Dativ Pluralis (ungen, ingen); die auf ingen sind besonders massenhaft in Schwaben: Reutlingen, Tübingen, Göppingen, Sigmaringen u. v. a., die auf ungen begegnen mehr in Mitteldeutschland: Wildungen, Salzungen, Kaufungen u. v. a. Aber auch der unflektierte Singular ist nicht selten: Freising, Kaufering, Sendling u. ä. Diesen Ableitungen entsprechen in der Bedeutung die slavischen Ortsnamen mit der Ableitungssilbe itz (< ice), wie Saßnitz, Leitmeritz, Pillnitz, Konitz, Liegnitz u. a. Sonst endigen die slavischen Ortsnamen meist auf ow (> -au, -a, -e) oder in. Die Endung ow bildete ursprünglich besitzanzeigende Adjektive, die eine Zugehörigkeit

ausdrücken, ähnlich unserem Suffix isch (vgl. § 52); sie ist in Mitteldeutschland öfter zu au entrundet und weiter zu a und e geschwächt worden, z. B. **Beeskow**, **Treptow**, **Bülow**, **Güstrow**, **Spandau**, **Dessau**, **Zwickau**, **Komotau**, **Gera**, **Zinna**, **Leipa**, **Leba**, **Dahme**, **Meerane**, **Neiße** u. a. Die Ableitungssilbe in hat lokale Bedeutung (etwa soviel wie „gelegen bei“); sie ist wieder häufiger im Norden: **Berlin**, **Schwerin**, **Lehnin**, **Stettin**, **Bilin**, oft geschwächt zu en, z. B. **Bautzen**, **Meißen**, **Guben**, **Dresden** u. ä.

Eine ganze Anzahl von Ortsnamen läßt sich natürlich keiner der aufgestellten Gruppen einreihen, da die Phantasie bei der Schaffung dieser Wörter weitesten Spielraum hatte. Viele scheinen ganz der Laune und dem Zufall entsprungen, wie Glückauf, Grüßgott, Gelegenheit, Ärgernis, Eintracht, Kiekemal u. ä. Auch an Entlehnungen, namentlich aus der Bibel, fehlt es nicht, z. B. Jerichow, Bethanien, Amerika, Kamerun u. v. a.

§ 60. Das Fremdwort.

Vielgebraucht und vielgescholten lebt in unserer Sprache das Fremdwort, d. h. das aus einer fremden Sprache, der französischen, englischen, griechischen oder irgendeiner andern Sprache herübergenommene Wort. Als etwas Unreines, als eine Krankheit am Körper der deutschen Sprache, wird es seit Jahrhunderten von einer eifrigen „puristischen“, d. h. auf Sprachreinigung ausgehenden Bewegung bekämpft und geächtet, ohne daß es bisher gelungen wäre,es auszurotten. Einige sind wohl untergegangen, viele sind heimisch geworden, und täglich werden neue über die Grenzen geholt. Man hat den Zug zum Fremdwort als einen besonders ausgeprägten Nationalfehler gerade unseres Volkes gebrandmarkt, und tatsächlich hat es Zeiten gegeben, wo daran etwas Richtiges war, wo der Gebrauch des Fremdworts etwas Krankhaftes, Unnatürliches an sich hatte, wo das Fremdwort das heimische Wort zu überwuchern drohte, z. B. nach dem dreißigjährigen Kriege im 17. Jahrhundert, und immer, auch heute, wird es und mag es gewisse Kreise geben, Gesellschaftskreise, Berufskreise, wo das Fremdwort übermäßig im Schwange ist; aber, das haben die puristischen Bestrebungen zur Genüge gezeigt, und das zeigt auch die Geschichte der Sprache, ganz beseitigen, ausrotten läßt sich das Fremdwort nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es uns manchmal — unentbehrlich ist. Das Höchste, was sich vom nationalen Standpunkt aus erreichen läßt, ist eine Beschränkung auf das Notwendigste, wie es in den andern Kultursprachen auch der Fall ist.

Um das Fremdwort richtig zu verstehen, muß man es im Zusammenhang mit den andern Spracherscheinungen betrachten. Es ist durchaus nicht das einzige Sprachelement, das wir von der Fremde geborgt haben, sondern nur das kenntlichste, auch dem Laien fühlbarste. Schon erwähnt sind die Entlehnungen von Vornamen und von Ableitungssilben; es ist ganz lehrreich, diese Silben einmal zusammenzustellen. Von Suffixen sind entlehnt bei dem Nomen er (< lat. -arius; s. o. S. 85), ei (< franz. -ie; s. o. S. 86), aner (< lat. -anus, z. B. Weimaraner), ität (< lat. -itat[is], z. B. Schwulität), asche (< franz. -age, z. B. niederdeutsch Klēdasche, Stellasche u. ä.), enser (< lat.-ensis, z. B. Jenenser, Hallenser u. a.), bei dem Verb ieren (franz. -ier; s. o. S. 81), von Präfixen erz (< griech. archi-, z. B. erzdumm, Erzketzer), anti (< griech. anti-, z. B. antikatholisch, antisemitisch) u. a. Ebensogut aber können auch stilistische Eigentümlichkeiten entlehnt werden; ja sogar hinsichtlich der Aussprache einzelner Laute hat man den Einfluß fremder Sprachen nachweisen wollen und z. B. behauptet, daß die Aussprache des r als Zäpfchen-r, wie sie heute an Stelle eines älteren Zungen-r in der Umgangssprache allgemein üblich ist, auf Nachahmung einer französischen Sprechsitte im 17. Jahrhundert zurückzuführen sei.

Wie erklären sich derartige Entlehnungen? Sie finden überall da statt, wo zwei Völker im Verkehr miteinander stehen, denn sie tauschen nicht nur Waren, sondern auch geistige Güter, Gedanken, Vorstellungen u. ä. aus. Jedes Volk pflegt etwas zu haben, worin es dem andern voraus ist, womit es Eindruck macht; darin wird es dann vom andern nachgeahmt, auch im sprachlichen Ausdruck, zumal wenn dem zugleich mit dem Ausdrucke auch noch der Begriff oder auch nur die Unterart eines Begriffes fehlt. In diesem Sinne bedeutet jede Entlehnung eine Bereicherung. So wurde im 17. Jahrhundert aus dem Französischen das Wort Alkoven (< franz. alcôve < arab. alkobba = Nebenzimmer) entlehnt als Bezeichnung für ein kleines licht- und luftloses Nebenzimmer, das als Schlafraum dient; die Einrichtung hat in manchen Gegenden eine häufige Verbreitung gefunden, das Wort ist, wohl in stiller Anlehnung an Ofen, auch in den Sprachgebrauch übergegangen. Anderseits wirft die Häufigkeit der Entlehnung ein Licht auf den Kulturzustand des betreffenden Volkes. Von zwei Völkern wird immer das zurückstehende, das an Kulturgütern und Vorstellungen ärmere Volk, am meisten entlehnungsbedürftig sein. So haben unsere Vorfahren, die Germanen, sehr viele Ausdrücke auf dem Gebiete der Kultur von den

Römern entlehnt; später sind wir auch den Franzosen manches schuldig geworden.

Unter den Wörtern, die wir aus der lateinischen Sprache übernommen haben, stehen obenan die Namen für Geräte, wie Anker (< ancora), Kelle (< culleus), Kelter (< calcatura), Becher (< bicarium), Schüssel (< scutella), Kiste (< cista), Tisch (< discus); ferner für edle Gewächse, wie Wein (< vinum), Birne (< pirum), Feige (< figa), Kirsche (< ceresia), Kohl (< caulis), Kürbis (< cucurbita), Lilie (< lilia), Rose (< rosa), Rettig (< radix); für Gebäude und bauliche Anlagen, wie Turm (< turris), Keller (< cellarium), Pfalz (< palatium), Kerker (< carcer), Straße (< strata), Mauer (< murus), Platz (< platea); für Schreibgegenstände, wie Brief (< brevis), Tinte (< tincta), Siegel (< sigillum) u. a. Auf kirchlich-religiösem Gebiete kamen die lateinischen Wörter, zum Teil griechischen Ursprungs und von der Kirche latinisiert, im Gefolge der römischen Missionare und Glaubensboten: Kloster (< claustrum), Münster (< monisterium), Schule (< schola), Kreuz (< crux), Priester (< presbyter), Messe (< missa), Segen (< signum), spenden (< expendere), opfern (< operari), verdammen (< damnare), Pein (< poena), Plage (< plaga), Marter (< martyrium).

Die Franzosen waren uns einmal vorbildlich für das Rittertum, daher Abenteuer, Banner, Turnier, Preis, Palast; sie wurden es später wiederum für die Gestaltung des Heerwesens, daher Armee, Korps, Bataillon, Kompagnie, Batterie, Sergeant, Leutnant, General, Pionier, Lafette, Train, Manöver, und sind es noch heute in der Kochkunst: Frikassee, Sauce, Omelette, Bouillon, Kompott usw. Von den Italienern lernten wir das Handelswesen, daher die Wörter lombardieren, Bankerott, Agio, Konto, Diskont usw.; die Engländer waren unsere Meister im Sport (< engl. sport), daher boxen, Tennis, Crocket u. ä. Die Sprachen fast aller Kulturvölker haben in dieser Weise zu unserem Wortschatze beigesteuert, die slavischen (Droschke, Grenze, Peitsche, Schöps), die arabische (Admiral, Alkohol, Diwan), die jüdische (schofel, Schacher, Mammon), die türkische (Dolmetscher), die persische (Schach, matt), die indische (Reis) u. a. Auffällig ist, daß wir namentlich aus den romanischen Sprachen verschiedene Wörter entlehnt haben, die deutlich deutschen Wortstamm zeigen und offenbar in älterer Zeit schon einmal seitens der Romanen entlehnt worden sind, wie Balkon (< Balken), Garde (<Warte), Rang (< ringen) u. ä. Diese Rückentlehnungen erklären sich durch den Bedeutungswandel, den das Wort in der Fremde erfahren hat; der Wortstamm ist wohl geblieben, aber die Bedeutung ist eine andere geworden.

Um das Fremdwort richtig zu verstehen, muß man es im Zusammenhang mit den andern Spracherscheinungen betrachten. Es ist durchaus nicht das einzige Sprachelement, das wir von der Fremde geborgt haben, sondern nur das kenntlichste, auch dem Laien fühlbarste. Schon erwähnt sind die Entlehnungen von Vornamen und von Ableitungssilben; es ist ganz lehrreich, diese Silben einmal zusammenzustellen. Von Suffixen sind entlehnt bei dem Nomen er (< lat. -arius; s. o. S. 85), ei (< franz. -ie; s. o. S. 86), aner (< lat. -anus, z. B. Weimaraner), ität (< lat. -itat[is], z. B. Schwulität), asche (< franz. -age, z. B. niederdeutsch Klēdasche, Stellasche u. ä.), enser (< lat.-ensis, z. B. Jenenser, Hallenser u. a.), bei dem Verb ieren (franz. -ier; s. o. S. 81), von Präfixen erz (< griech. archi-, z. B. erzdumm, Erzketzer), anti (< griech. anti-, z. B. antikatholisch, antisemitisch) u. a. Ebensogut aber können auch stilistische Eigentümlichkeiten entlehnt werden; ja sogar hinsichtlich der Aussprache einzelner Laute hat man den Einfluß fremder Sprachen nachweisen wollen und z. B. behauptet, daß die Aussprache des r als Zäpfchen-r, wie sie heute an Stelle eines älteren Zungen-r in der Umgangssprache allgemein üblich ist, auf Nachahmung einer französischen Sprechsitte im 17. Jahrhundert zurückzuführen sei.

Wie erklären sich derartige Entlehnungen? Sie finden überall da statt, wo zwei Völker im Verkehr miteinander stehen, denn sie tauschen nicht nur Waren, sondern auch geistige Güter, Gedanken, Vorstellungen u. ä. aus. Jedes Volk pflegt etwas zu haben, worin es dem andern voraus ist, womit es Eindruck macht; darin wird es dann vom andern nachgeahmt, auch im sprachlichen Ausdruck, zumal wenn dem zugleich mit dem Ausdrucke auch noch der Begriff oder auch nur die Unterart eines Begriffes fehlt. In diesem Sinne bedeutet jede Entlehnung eine Bereicherung. So wurde im 17. Jahrhundert aus dem Französischen das Wort Alkoven (< franz. alcôve < arab. alkobba = Nebenzimmer) entlehnt als Bezeichnung für ein kleines licht- und luftloses Nebenzimmer, das als Schlafraum dient; die Einrichtung hat in manchen Gegenden eine häufige Verbreitung gefunden, das Wort ist, wohl in stiller Anlehnung an Ofen, auch in den Sprachgebrauch übergegangen. Anderseits wirft die Häufigkeit der Entlehnung ein Licht auf den Kulturzustand des betreffenden Volkes. Von zwei Völkern wird immer das zurückstehende, das an Kulturgütern und Vorstellungen ärmere Volk, am meisten entlehnungsbedürftig sein. So haben unsere Vorfahren, die Germanen, sehr viele Ausdrücke auf dem Gebiete der Kultur von den

Römern entlehnt; später sind wir auch den Franzosen manches schuldig geworden.

Unter den Wörtern, die wir aus der *lateinischen* Sprache übernommen haben, stehen obenan die Namen für Geräte, wie Anker (< ancora), Kelle (< culleus), Kelter (< calcatura), Becher (< bicarium), Schüssel (< scutella), Kiste (< cista), Tisch (< discus); ferner für edle Gewächse, wie Wein (< vinum), Birne (< pirum), Feige (< figa), Kirsche (< ceresia), Kohl (< caulis), Kürbis (< cucurbita), Lilie (< lilia), Rose (< rosa), Rettig (< radix); für Gebäude und bauliche Anlagen, wie Turm (< turris), Keller (< cellarium), Pfalz (< palatium), Kerker (< carcer), Straße (< strata), Mauer (< murus), Platz (< platea); für Schreibgegenstände, wie Brief (< brevis), Tinte (< tincta), Siegel (< sigillum) u. a. Auf kirchlich-religiösem Gebiete kamen die lateinischen Wörter, zum Teil griechischen Ursprungs und von der Kirche latinisiert, im Gefolge der römischen Missionare und Glaubensboten: Kloster (< claustrum), Münster (< monisterium), Schule (< schola), Kreuz (< crux), Priester (< presbyter), Messe (< missa), Segen (< signum), spenden (< expendere), opfern (< operari), verdammen (< damnare), Pein (< poena), Plage (< plaga), Marter (< martyrium).

Die *Franzosen* waren uns einmal vorbildlich für das Rittertum, daher Abenteuer, Banner, Turnier, Preis, Palast; sie wurden es später wiederum für die Gestaltung des Heerwesens, daher Armee, Korps, Bataillon, Kompagnie, Batterie, Sergeant, Leutnant, General, Pionier, Lafette, Train, Manöver, und sind es noch heute in der Kochkunst: Frikassee, Sauce, Omelette, Bouillon, Kompott usw. Von den *Italienern* lernten wir das Handelswesen, daher die Wörter lombardieren, Bankerott, Agio, Konto, Diskont usw.; die *Engländer* waren unsere Meister im Sport (< engl. sport), daher boxen, Tennis, Crocket u. ä. *Die Sprachen fast aller Kulturvölker* haben in dieser Weise zu unserem Wortschatze beigesteuert, die slavischen (Droschke, Grenze, Peitsche, Schöps), die arabische (Admiral, Alkohol, Diwan), die jüdische (schofel, Schacher, Mammon), die türkische (Dolmetscher), die persische (Schach, matt), die indische (Reis) u. a. Auffällig ist, daß wir namentlich aus den romanischen Sprachen verschiedene Wörter entlehnt haben, die deutlich deutschen Wortstamm zeigen und offenbar in älterer Zeit schon einmal seitens der Romanen entlehnt worden sind, wie Balkon (< Balken), Garde (< Warte), Rang (< ringen) u. ä. Diese Rückentlehnungen erklären sich durch den Bedeutungswandel, den das Wort in der Fremde erfahren hat; der Wortstamm ist wohl geblieben, aber die Bedeutung ist eine andere geworden.

Zweifellos ist bei diesen Entlehnungen auch manches überflüssige und entbehrliche Wort übernommen worden, sei es aus Unkenntnis, sei es in dem immer wiederkehrenden Bestreben, einen abgebrauchten sprachlichen Ausdruck durch einen neuen zu ersetzen. Viele Fremdwörter sind auch erst im Laufe der Zeit entbehrlich geworden; nicht selten haben sich die puristischen Bestrebungen dadurch ein Verdienst erworben, daß sie ein Fremdwort durch ein eigens dazu neugeschaffenes deutsches Wort ersetzten und allmählich verdrängten. So sind mit Glück ersetzt worden Republik durch Freistaat, Alumne durch Zögling oder Pflegling, Karrikatur durch Zerrbild, Guillotine durch Fallbeil, Insekt durch Kerbtier, Epigramm durch Sinngedicht u. v. a. Daneben hat es auch nicht an ungeschickten oder lächerlichen Verdeutschungen gefehlt, namentlich die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts haben hierin manches geleistet (Natur = Zeugemutter, Affekt = Gemütstrift, Fenster = Tageleuchter usw.) und dadurch eher geschadet als genützt. Seit 1885 wirkt der „Allgemeine deutsche Sprachverein" im allgemeinen maßvoll, vornehmlich aufklärend und gewissenschärfend, in dieser Richtung.

Viele Fremdwörter sind indes so eingebürgert und haben sich, indem sie verschiedentlich auch dem Lautwandel mit unterworfen wurden, allmählich so unserer Sprache angepaßt, daß wir sie gar nicht mehr als Fremdwörter empfinden. Diese Art nennt man Lehnwörter. Lautwechsel haben erfahren: Pfalz (mit Lautverschiebung < lat. palatium), Dutzend (< franz. douzaine), Neger (< lat. niger), Lärm (< ital. allarme), Pfingsten (<griech. pentekostē, = der 50. Tag), Kirche (< griech. kyriakḗ) u. v. a. Häufig hat auch die Analogie die Gestalt des Lehnwortes beeinflußt. Unwillkürlich lehnte man in einer Zeit, wo selbst die Gebildeten noch keine so sorgfältige Kenntnis der Fremdsprachen besaßen wie gegenwärtig, das Fremdwort an ein ähnlich klingendes deutsches Wort an und bildete es entsprechend lautlich um. Diese Erscheinung heißt Volksetymologie. So entstand Armbrust < lat. arcubalista, Felleisen < franz. valise (mhd. velis), Elfenbein < lat. elephas, Hängematte < amerikanisch hamaca (Haiti), Maulbeere < ahd. môr-beri < lat. morum (= Maulbeere), Vielfraß < nordisch fjallfress (= Bergbär), Kümmelblättchen < jüdisch-deutsch Gimelblättchen (hebräisch Gimel = 3) u. a. Die Volksetymologie zeigt sich übrigens auch an deutschen Wortstämmen, die vereinsamt und unverständlich geworden sind, z. B. Sauerland < Suderland, = Südland; Hühnerauge < mhd. hürnen ouge, = Hornauge; Eisbein < nd. isbên = Hüftbein u. ä.

Nicht selten haben die Entlehnungen bei ihrem Übergang in

die deutsche Sprache Geschlechtswechsel erfahren, indem sie auch im Geschlecht von dem volkstümlichen Sprachempfinden zu einer laut- oder bedeutungsverwandten deutschen Wortgruppe gestellt wurden, z. B. der Wein, Mask., ⟨ lat. vinum, Neutr. etwa angelehnt an der Met; die Mauer, Fem., ⟨ lat. murus, Mask. angelehnt an die Wand; das Dutzend, Neutr., ⟨ franz. la douzaine, Fem. (wohl in Anlehnung an das Hundert, Tausend) u. a. Manche Fremd- und Lehnwörter zeigen noch gegenwärtig ein Schwanken bezüglich des Geschlechts, nicht nur in der Umgangssprache, sondern sogar in der Schriftsprache. Der Grund ist meist ein Widerstreit zwischen gelehrtem und volkstümlichem Empfinden. Das volkstümliche Sprachgefühl verlangt z. B. der Meter, der Zepter, weil die Ableitungen auf er, Maskulina, sind; der Gelehrte denkt an das Geschlecht in der Fremdsprache und sagt: das Meter (griech. *μέτρον* [métron] Neutr.), das Zepter (griech.-lat. sceptrum, Neutr.) u. ä. Ähnlich verhalten sich einige fremde Flußnamen, z. B. die Rhone (franz. le Rhône), weiblich nach der Analogie: die Elbe, die Saale, die Pleiße (dagegen gelehrt: der Rhone); ebenso die Tiber, Fem., (lat. Tiberis Mask.) angeglichen an die Oder, die Weser, die Elster usw. (gelehrt: der Tiber) u. a.

Außer den bisher besprochenen Fremdwörtern gibt es aber noch sehr viele, die nicht auf natürlicher Entlehnung, sondern auf künstlicher, meist gelehrter Wortschöpfung beruhen. Sie dienen in der Regel wissenschaftlichen Zwecken, um neue wissenschaftliche Begriffe und Vorstellungen eindeutig auszudrücken. Alle Wissenschaften sind an solchen fremden „Fachausdrücken" reich, z. B. Parthenogenesis, Insolation, Erosion, Symbiose, Prophylaxe usw.; die meisten besitzen wohl Medizin und Naturwissenschaften. Immer sind sie den toten Sprachen, in der Regel der griechischen, entnommen und in der Ursprache gewöhnlich nicht vorhanden, sondern erst künstlich abgeleitet oder zusammengesetzt. Dem außerhalb der betreffenden Wissenschaft stehenden Laien sind sie meist unverständlich. Etwas anders steht es mit den ähnlichen Wortschöpfungen der Technik für die neuen Erfindungen; hier haben sich die Fremdwörter in der Regel mit der Erfindung verbreitet und sind in den allgemeinen Wortschatz eingegangen, wie Telegramm, Telegraph, Telephon, Automobil, Motor, Grammophon, Omnibus, Thermometer, Barometer u. v. a.

§ 61. Der Bedeutungswandel.

Das ständig wachsende Bedürfnis des Menschen nach neuen Ausdrucksmitteln für seine Vorstellungen und Begriffe wird durch

die Wortbildung im bisher geschilderten Sinne keineswegs gedeckt. In der Not greift man häufig nach bereits vorhandenen Wörtern mit ähnlicher Bedeutung. Allmählich überträgt sich auf diese auch die neue Vorstellung, und schließlich haften an einem Worte mehrere Bedeutungen; die gemeinte ergibt sich jedesmal aus dem Sinn und Zusammenhang des Satzes. Der „Schritt" bezeichnete zunächst „das einmalige Ausschreiten mit dem Fuße", weiterhin ein Maß „in der Größe eines einmaligen Ausschreitens" und schließlich „das Schreiten im Gegensatz zu andern Bewegungsarten oder in Rücksicht auf seine Beschaffenheit" (nach Paul). Das Adjektiv „recht" hieß ursprünglich „gerade, gerade gerichtet", so noch in „rechter Winkel". Dazu trat die Bedeutung „richtig", „passend", z. B. sein rechter Vater, die rechte Frau, und erst zuletzt entwickelte sich die Bedeutung „rechtsbefindlich", im Gegensatz zu links, wie die rechte Seite; daraus wieder entstanden neue vieldeutige Wörter wie „die Rechte" = die rechte Hand oder die konservative Partei im Parlament u. ä. So hat sich die Bedeutung der Wörter vervielfältigt. Im Laufe der Zeit folgt allerdings der Vervielfältigung nicht selten wieder eine Vereinfachung. Eine und die andere Bedeutung verblaßt, und manchmal bleibt am Ende an dem Wortstamm eine Bedeutung haften, die von der ursprünglichen weit ablag. Diese Vorgänge faßt man zusammen unter dem Namen Bedeutungswandel.

Das Ergebnis des Bedeutungswandels ist sehr verschieden. Oft bringt er eine Einschränkung, öfter eine Erweiterung des Bedeutungsinhalts. Eine Einschränkung liegt z. B. vor in Leiche < mhd. lîch = Körper, Körpergestalt; heute bezeichnet das Wort nur den toten Körper; die ältere Bedeutung zeigt sich noch in Leichdorn (= Hühnerauge) und in gleich < mhd. gelîch = in der Gestalt zusammentreffend, übereinstimmend. Eingeschränkt ist auch gerben < mhd. gerwen, ahd. gariwen, Ableitung von gar; gar hieß ursprünglich „bereitet", „fertig", weiter „vollständig"; in dieser Bedeutung jetzt nur noch im Zusammenhang mit der Negation, wie gar nicht, gar niemand; entsprechend hieß gerben soviel wie „fertig machen", „zurecht machen", noch ohne Rücksicht auf den Gegenstand, und wurde erst später auf einen bestimmten Beruf und eine bestimmte Tätigkeit eingeschränkt. Einschränkung zeigen weiter Brunst (ursprünglich = Brand), Ecke (urspr. = Spitze), Dach (urspr. = das Deckende) u. a.

Erweiterung der Bedeutung liegt vor in „Korn", ursprünglich nur = „Samenkorn" (so in den Zusammensetzungen

das Kümmelkorn, das Getreidekorn), mitteldeutsch sogar verengert in der Bedeutung „Roggenkorn", allgemein mit Geschlechtsänderung übertragen auf den aus den Getreidekörnern gewonnenen Schnaps; dann erweitert auf alle „kleinsten, fest zusammenhängenden Stücke anorganischer Massen", z. B. Schrotkorn, Sandkorn, Hagelkorn usw. Erweitert ist auch die Bedeutung von „richten", Ableitung von recht, daher ursprünglich = „etwas Krummes gerade machen." Diese Grundbedeutung ist ziemlich verloren gegangen, meist verallgemeinert = „etwas ordnungsmäßig einstellen", z. B. ein Geschoß richten, die Augen richten u. ä., oder noch mehr verallgemeinert = „in Ordnung bringen", „zurechtmachen", z. B. das Bett richten (süddeutsch); in dieser Bedeutung wieder eingeschränkt auf einen bestimmten Beruf bei dem Richter. Besonders anschaulich zeigt sich die Erweiterung der Bedeutung bei einem Worte wie Streichholz; man denkt dabei nur an den Zweck und das Mittel, an das Feuerzünden durch Anstreichen, und hat die im Wort enthaltene Stoffbezeichnung (Holz) ganz vergessen, sagt daher ruhig **Wachsstreichhölzer**, ohne den Widerspruch zu empfinden. Ähnlicher Art ist Papiergulden. Als Erweiterung der Bedeutung kann man es auch ansehen, wenn ein Eigenname zum Gattungsnamen wird; derartige Fälle sind ziemlich häufig, z. B. Krösus, ehemals der Name eines reichen Königs, heute soviel wie ein reicher Mann, Goliath, der biblische Riese, heute soviel wie ein großer Kerl, ähnlich Mäcen (= Kunstgönner), Don Juan (= Frauenfreund), Dulcinea (= Geliebte in geringschätziger Bedeutung), Xanthippe (= zänkisches Weib) usw. Am eigenartigsten ist die Entwicklung des Namens Cäsar, griech. καῖσαρ (kaisar), daraus got. kaisar, ahd. kaisur, nhd. Kaiser, und russisch Zar. Zur Erweiterung der Bedeutung führt schließlich auch die sogenannte Übertragung (Metapher), die auf die Bedeutungsentwicklung großen Einfluß gewonnen hat. Am häufigsten ist die Übertragung vom Körperlichen auf das Seelische, z. B. Scharfsinn, spitzfindig, eindringlich, herzlich, oberflächlich, begreifen, erfassen, behalten, überlegen u. v. a. Gern wird auch von einem Sinn auf den andern übertragen. So sind namentlich Eigenschaften, die wir mit dem Gefühl oder dem Gesicht wahrnehmen, auf das Gehör übertragen; wir reden von hohen, tiefen, harten, weichen, rauhen u. ä. Tönen. Umgekehrt sprechen wir auch von Farbentönen, von schreienden, hellen (verwandt mit „hallen"), grellen (zu mhd. grëllen = laut schreien) usw. Farben, von heißen, sanften, stillen harten Blicken u. ä.

Wie der Umfang, so wechselt häufig auch die ethische oder soziale Wertschätzung eines Wortinhalts. Die Bedeutung kann sich verbessern oder verschlechtern; das letztere ist häufiger. Gestiegen ist in seinem Bedeutungswert das Wort Marschall < ahd. marahscalc; es hieß ursprünglich Pferdeknecht (marah = Pferd, > nhd. Mähre; ahd. scalc = Knecht, > nhd. Schalk), bedeutete dann einen „Aufseher über das fürstliche Gesinde auf Reisen und Heerzügen" und bezeichnet heute die oberste militärische Würde. Bezeichnenderweise findet sich die Wertsteigerung meist bei Lehn- oder Fremdwörtern, wie Papst (< lat. pāpa = Vater), Kanzler (< spätlat. cancellarius = Kanzleibeamter), Minister (< lat. minister = Diener) u. ä.

Dagegen ist die *Verschlechterung* oder Verringerung der Bedeutung gerade bei den deutschen Wörtern nicht selten, z. B. Herr, < ahd. hêriro, = der ältere, der ehrwürdigere, war im Mittelalter das Prädikat für die Männer höheren Standes, vom König bis zum freien Adel; heute dagegen ist es in der Anrede allgemein mit Ausschluß des Hochadels und der höchsten Würdenträger; entsprechend hat sich Frau (ursprünglich = Herrin, ahd. frouwa, Fem. zu dem Mask. frô = Herr, das sich in ‚Fronleichnam' erhalten hat) entwickelt. Jungfrau bezeichnete demgemäß im Mittelalter das Edelfräulein, ähnlich etwa unserem „gnädiges Fräulein", erhielt dann die Bedeutung „unbescholtenes Mädchen" und wurde schließlich in der Zusammenziehung „Jungfer" die Bezeichnung für eine jugendliche Dienerin, der die persönliche Bedienung der Herrschaft obliegt. „Fressen" < ahd. frëȥȥan < älterem *fra-ëȥȥan (Kompositum von essen < ahd. ëȥȥan) bedeutete ursprünglich „aufessen, verzehren", ohne verächtlichen Nebensinn, dann weiter „gierig essen" und wurde erst in neuerer Zeit auf die Nahrungsaufnahme des Tieres eingeschränkt. Schlecht, < mhd. slëht, hieß ursprünglich „gerade" im Gegensatz zu krumm, dann „einfach", „ohne Kunst oder Aufwand", wie seine in diesem Sinn erhaltene Nebenform schlicht; in dieser Bedeutung noch in schlechterdings, schlechthin; infolgedessen drückte es oft den Gegensatz zu dem Vornehmen und Wertvollen aus und erhielt dadurch die Bedeutung des Geringwertigen, vor allem des sittlich Minderwertigen, als Gegenstück zu gut.

§ 62. Die Wortbetonung.

1. Seit dem germanischen Akzentwechsel (§ 34) besteht im Deutschen das Gesetz, daß die *Stammsilbe* den *Hauptton* trägt. Das gilt für alle *einfachen Wörter* und deren Ableitungen.

Ausgenommen sind im großen nur die zusammengesetzten Wörter und deren Ableitungen (s. u.); sonst ist das Gesetz ziemlich streng durchgeführt und wird nur durchbrochen, wo das Sprachgefühl bezüglich der Stammsilbe schwankte, und das ist natürlich landschaftlich und selbst individuell sehr verschieden; allgemeine Ausnahmen sind z. B. Hollúnder (statt Hóllunder), lebéndig (statt lébendig), Forélle (statt Fórelle). Auch die Lehnwörter unterliegen zumeist dem Gesetze und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Fremdwörtern, z. B. Spínat (< franz. épinard), Dútzend (< franz. douzaine), Hárnisch (< franz. harnais), Bánner (< franz. bannière) u. a. Dagegen ziehen merkwürdigerweise die entlehnten Ableitungssilben, mit wenigen Ausnahmen (z. B. er), regelmäßig den Ton auf sich, z. B. halbíeren, Abteí, Esseréi (schwankend, auch Ésserei), érzdumm, Érzabt, ántideutsch u. ä.

2. Für die Komposita gilt im allgemeinen die Regel, daß der erste Bestandteil, das Bestimmungswort, betont wird, also Haúsherr, Haúsfrau, Vógelnest, Gemǘsegarten, schwárzbraun, fórtgehen, úntersinken u. ä. Diese Betonung haben auch die Ableitungen von Komposita, z. B. Vórsicht — vórsichtig; Júngfrau — júngfräulich. Ebenso werden die meisten Zusammenbildungen betont: réchtsrheinisch, bármherzig, vórsündflutlich u. ä.; andere schwanken, wie wahrschéinlich neben wáhrscheinlich u. ä.

Wird jedoch das zusammengesetzte Nomen in Gegensatz zu einem andern, das mit dem gleichen Bestimmungswort zusammengesetzt ist, gebracht, so wird das Grundwort betont, z. B. der Hausherr war sehr liebenswürdig, die Hausfraú konnte liebenswürdiger sein; oder sein Haar war dunkelbraún, nicht dunkelblónd; u. ä. In diesem Falle wird das erste Wort gar nicht als Bestimmungswort im eigentlichen Sinne gefühlt; das Unterscheidende liegt im Grundwort und darum zieht dieses den Ton auf sich. Aus demselben Grunde betonen zahlreiche zusammengesetzte Ortsnamen regelmäßig den zweiten Bestandteil, z. B. Hohenzóllern im Gegensatz zu Hohenstaúfen, Hohenlóhe, Hohentwíel u. ä., Neuschóttland zum Unterschied von Neufúndland Neuyórk, Neuguinéa, und vielen andern, mit „neu“ gebildeten Zusammensetzungen in der neuen Welt; Sachsen-Áltenburg gegenüber Sachsen-Méiningen, Sachsen-Kóburg usw., überhaupt alle Eigennamen, die wieder aus zwei Namen zusammengesetzt sind, wie Schulze-Délitzsch, Bismarck-Schö́nhausen, Ebner-Éschenbach, Schleswig-Hólstein u. v. a. Auch die Wörter Jahrzéhnt, Jahrhúndert, Jahrtáusend gehören hierher.

Bei größeren langatmigen Zusammensetzungen ist als wichtiger Faktor noch das Bestreben nach bequemer Verteilung des Silbengewichts in Anrechnung zu bringen, z. B. Lándgerìchtspräsidént, Eísenbàhnbetrìebsèkretär u. dgl., wo in der Regel auch der zweite Bestandteil einen zweiten, nur wenig schwächeren Hauptton trägt.

3. Die Schwierigkeit, immer genau zu scheiden zwischen Ableitung und Zusammensetzung in der Wortbildung, führt dazu, daß die beiden Betonungsarten, diejenige für die Ableitungen und diejenige für die Komposita sich gelegentlich durchkreuzen, indem das Sprachgefühl manche Ableitungen noch als Komposita und umgekehrt manche Komposita bereits als Ableitungen empfindet und entsprechend betont. So schwanken z. B. die Ableitungen mit dem Präfix un sehr auffällig. Neben unausbleíblich, unvermeídlich, unerfíndlich, unmöglich, unberéchenbar, unzählig, die gelegentlich wohl auch auf der ersten Silbe betont werden, steht eine Überzahl von Wörtern, die nur auf der Vorsilbe un betont werden, also die Betonung der Komposita aufweisen, wie Únglück, Úngeschick, Úngehorsam, únschön, únwillig, úngezogen, úngebührlich usw. Ähnlich verhalten sich die meisten andern ungeschwächten Vorsilben, wie miß (Míßgunst, Míßáchtung), ab (Ábkunft, absíchtlich), ant (Ántwort), ur (Úrteil) u. ä. Hinwiederum werden gewisse nominale Bestandteile, die im ersten Glied von Zusammensetzungen öfter wiederkehren, trotz des vollen Vokals oft nicht mehr als selbständige Wörter, sondern schon als Präfixe empfunden und entsprechend nicht vollbetont, wie all- (allmählich, allmächtig, allwíssend, alleín, aber noch Állmacht), stock- (stockfínster, stocksteíf, stocktaúb) u. ä. Andere schwanken wie blut- (< nd. blut = bloß) in blutjúng und blútjung, blutárm (aber blútarm = bleichsüchtig); ferner stein- in steinhárt und steínhart, steinreích (aber steínreich als echtes Kompositum, = steinig) usw.

Ein eigenartiges, aber ganz entsprechendes Verhalten zeigen die Verbalkomposita. Nur die trennbaren Komposita betonen regelmäßig als Zusammensetzungen, von den untrennbaren bloß ein kleiner Teil, wo die Zusammensetzung noch empfunden wird, wie liebkosen, wáhrsagen, rádebrechen u. ä. Die mit Partikeln zusammengesetzten untrennbaren Verbalkomposita betonen dagegen den Verbalstamm (vgl. § 50), die Partikel wird also schon als ableitendes Präfix empfunden, z. B. überséțzen, unterságen usw. Ihnen schließen sich die Zusammensetzungen mit voll- an, wie vollénden, vollziehen u. ä. Schwankend verhalten sich die Bil-

dungen mit miß-: mißlingen und mißlingen, mißbrauchen und mißbraúchen usw.

Die Tonhöhe der Wörter wird bedingt durch ihre Stellung im Satze (vgl. § 84).

Zweites Kapitel.

Wortbiegung.

A. Die Nomina (Deklination).

§ 63. Bedeutung und Mittel der Deklination.

Durch die Deklination drücken wir im Deutschen dreierlei aus: Geschlecht (genus), Anzahl (numerus) und Beziehung im Satze. Die Ausdrucksmittel, deren wir uns dabei bedienen, sind: die Veränderung des Stammvokales, die Veränderung des Stammauslautes, die Anfügung von Endungen und der Artikel. Stammauslaut und Endung sind nur in der älteren Sprache geschieden, in der neueren zusammengefallen. Dagegen kennt die ältere Sprache noch nicht die Zuhilfenahme des Artikels.

1. Geschlecht. Grammatisch unterscheiden wir Wörter mit männlichem Geschlecht (Maskulina), mit weiblichem Geschlecht (Feminina) und geschlechtslose Wörter (Neutra). Das grammatische und das natürliche Geschlecht decken sich nicht immer. So sind alle Substantive mit den Verkleinerungssilben chen und lein geschlechtslos, wie Fräulein, Männlein, Weibchen, Mädchen u. ä. Anderseits haben viele Wörter, welche ungeschlechtige Dinge bezeichnen, grammatisches Geschlecht, wie die Maskulina: Baum, Hof, Garten, Tisch usw.; die Feminina: Straße, Esse, Lippe, Zeitung usw. Öfter ist die Geschlechtsangabe noch schwankend, namentlich in der Mundart, aber auch in der Schriftsprache, z. B. Flur (Mask. und Fem.), Bereich (Mask. und Neutr.), Teil (Mask. und Neutr.), Pacht (Mask. und Fem.) u. v. a. Nicht selten ist mit der Verschiedenheit des Geschlechts ein Unterschied in der Bedeutung verknüpft, z. B. Bund (Mask. und Neutr.), Gehalt (Mask. und Neutr.), Schild (Mask. und Neutr.), Hut (Mask. und Fem.), See (Mask. und Fem.) u. a. In der älteren Zeit wurde das Geschlecht durch Stammauslaut und Endung kenntlich gemacht, heute, abgesehen von den Ableitungssilben, fast ausschließlich durch den Artikel.

2. Anzahl. Gegenwärtig unterscheidet die Sprache zwei Zahlformen, die Einzahl (Singular) und die Mehrzahl (Plural). Der im Indogermanischen vorhandene Dualis (Zweizahl, z. B. got. wit = wir beide) ist schon im Germanischen stark beeinträchtigt und im Ahd.

-brücken; Mühle; Bad; Zelle (< lat. cella, = die Mönchszelle, das Klostergebäude); Burg; Halle (ahd. hal = Salzsiedehaus?). So entstanden Namen wie: Neukirch, Fünfkirchen, Innsbruck, Osnabrück, Zweibrücken, Obermühl, Schlangenbad, Karlsbad, Radolfszell, Paulinzella, Quedlinburg, Regensburg, Reichenhall u. v. a. Eine eigenartige Gruppe bilden die niedersächsischen Namen auf leben, das gewöhnlich erklärt wird als Erbe, Hinterlassenschaft (< nd. leve, altsächs. lêva), z. B. Aschersleben, Eisleben, Hadersleben u. ä. Hier ist das Grundwort, das zur Bezeichnung der Siedelung dient, ein Abstraktum. Das gleiche gilt von den Zusammensetzungen mit Lust und Ruh, wie Ludwigslust, Friedrichsruh, Karlsruhe u. ä.

Natürlich stehen fast alle diese bisher aufgezählten Wörter nicht nur an zweiter, sondern gelegentlich auch an erster Stelle in den Zusammensetzungen, einige sogar recht häufig, z. B. Rietdorf, Wertheim, Furtwangen, Radebeul (beul = bühel), Waldsachsen, Seehausen, Stadtlohn, Kirchberg, Mühlberg, Burgstädt u. v. a. Im allgemeinen sind jedoch die Bestimmungswörter viel mannigfaltiger als die Grundwörter und ordnen sich daher auch schwieriger. Ein großer Teil sind Adjektive: Langenberg, Rotenburg, Hoheneck, Tiefenbrunn, Luxemburg (< Lützelburg, mhd. lützel = klein), Mecklenburg (nd. mekel, hd. michel, = groß) u. v. a. Die substantivischen Bestimmungswörter geben häufig den Besitzer, Gründer, ersten Besiedler, Schutzpatron u. dergl. an: Kaiserswert, Bischofszell, Königsberg, Frankenfelde, Sachsenhausen, Fürstenau, Rudolstadt, Geringswalde, Kunnersdorf (Konrads-), Gebhardsweiler, Marienbad u. v. a.

Nicht durch Zusammensetzung, sondern durch Ableitung gebildet sind die Ortsnamen auf ing, ingen; ung, ungen. Es ist die alte patronymische Endung, die auch bei Familien- und Geschlechtsnamen so häufig begegnet (Nibelungen, Amalungen, Ludolfinger, Karolinger usw.; vgl. auch oben S. 103), in der Bedeutung „Nachkomme von ...". In der Regel stehen daher diese Ortsnamen im Dativ Pluralis (ungen, ingen); die auf ingen sind besonders massenhaft in Schwaben: Reutlingen, Tübingen, Göppingen, Sigmaringen u. v. a., die auf ungen begegnen mehr in Mitteldeutschland: Wildungen, Salzungen, Kaufungen u. v. a. Aber auch der unflektierte Singular ist nicht selten: Freising, Kaufering, Sendling u. ä. Diesen Ableitungen entsprechen in der Bedeutung die slavischen Ortsnamen mit der Ableitungssilbe itz (< ice), wie Saßnitz, Leitmeritz, Pillnitz, Konitz, Liegnitz u. a. Sonst endigen die slavischen Ortsnamen meist auf ow (> -au, -a, -e) oder in. Die Endung ow bildete ursprünglich besitzanzeigende Adjektive, die eine Zugehörigkeit

ausdrücken, ähnlich unserem Suffix isch (vgl. § 52); sie ist in Mitteldeutschland öfter zu au entrundet und weiter zu a und e geschwächt worden, z. B. Beeskow, Treptow, Bülow, Güstrow, Spandau, Dessau, Zwickau, Komotau, Gera, Zinna, Leipa, Leba, Dahme, Meerane, Neiße u. a. Die Ableitungssilbe in hat lokale Bedeutung (etwa soviel wie „gelegen bei"); sie ist wieder häufiger im Norden: Berlin, Schwerin, Lehnin, Stettin, Bilin, oft geschwächt zu en, z. B. Bautzen, Meißen, Guben, Dresden u. ä.

Eine ganze Anzahl von Ortsnamen läßt sich natürlich keiner der aufgestellten Gruppen einreihen, da die Phantasie bei der Schaffung dieser Wörter weitesten Spielraum hatte. Viele scheinen ganz der Laune und dem Zufall entsprungen, wie Glückauf, Grüßgott, Gelegenheit, Ärgernis, Eintracht, Kiekemal u. ä. Auch an Entlehnungen, namentlich aus der Bibel, fehlt es nicht, z. B. Jerichow, Bethanien, Amerika, Kamerun u. v. a.

§ 60. Das Fremdwort.

Vielgebraucht und vielgescholten lebt in unserer Sprache das Fremdwort, d. h. das aus einer fremden Sprache, der französischen, englischen, griechischen oder irgendeiner andern Sprache herübergenommene Wort. Als etwas Unreines, als eine Krankheit am Körper der deutschen Sprache, wird es seit Jahrhunderten von einer eifrigen „puristischen", d. h. auf Sprachreinigung ausgehenden Bewegung bekämpft und geächtet, ohne daß es bisher gelungen wäre, es auszurotten. Einige sind wohl untergegangen, viele sind heimisch geworden, und täglich werden neue über die Grenzen geholt. Man hat den Zug zum Fremdwort als einen besonders ausgeprägten Nationalfehler gerade unseres Volkes gebrandmarkt, und tatsächlich hat es Zeiten gegeben, wo daran etwas Richtiges war, wo der Gebrauch des Fremdworts etwas Krankhaftes, Unnatürliches an sich hatte, wo das Fremdwort das heimische Wort zu überwuchern drohte, z. B. nach dem dreißigjährigen Kriege im 17. Jahrhundert, und immer, auch heute, wird es und mag es gewisse Kreise geben, Gesellschaftskreise, Berufskreise, wo das Fremdwort übermäßig im Schwange ist; aber, das haben die puristischen Bestrebungen zur Genüge gezeigt, und das zeigt auch die Geschichte der Sprache, ganz beseitigen, ausrotten läßt sich das Fremdwort nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es uns manchmal — unentbehrlich ist. Das Höchste, was sich vom nationalen Standpunkt aus erreichen läßt, ist eine Beschränkung auf das Notwendigste, wie es in den andern Kultursprachen auch der Fall ist.

Um das Fremdwort richtig zu verstehen, muß man es im Zusammenhang mit den andern Spracherscheinungen betrachten. Es ist durchaus nicht das einzige Sprachelement, das wir von der Fremde geborgt haben, sondern nur das kenntlichste, auch dem Laien fühlbarste. Schon erwähnt sind die Entlehnungen von Vornamen und von Ableitungssilben; es ist ganz lehrreich, diese Silben einmal zusammenzustellen. Von Suffixen sind entlehnt bei dem Nomen er (< lat. -arius; s. o. S. 85), ei (< franz. -ie; s. o. S. 86), aner (< lat. -anus, z. B. Weimaraner), ität (< lat. -itat[is], z. B. Schwulität), asche (< franz. -age, z. B. niederdeutsch Klēdasche, Stellasche u. ä.), enser (< lat.-ensis, z. B. Jenenser, Hallenser u. a.), bei dem Verb ieren (franz. -ier; s. o. S. 81), von Präfixen erz (< griech. archi-, z. B. erzdumm, Erzketzer), anti (< griech. anti-, z. B. antikatholisch, antisemitisch) u. a. Ebensogut aber können auch stilistische Eigentümlichkeiten entlehnt werden; ja sogar hinsichtlich der Aussprache einzelner Laute hat man den Einfluß fremder Sprachen nachweisen wollen und z. B. behauptet, daß die Aussprache des r als Zäpfchen-r, wie sie heute an Stelle eines älteren Zungen-r in der Umgangssprache allgemein üblich ist, auf Nachahmung einer französischen Sprechsitte im 17. Jahrhundert zurückzuführen sei.

Wie erklären sich derartige Entlehnungen? Sie finden überall da statt, wo zwei Völker im Verkehr miteinander stehen, denn sie tauschen nicht nur Waren, sondern auch geistige Güter, Gedanken, Vorstellungen u. ä. aus. Jedes Volk pflegt etwas zu haben, worin es dem andern voraus ist, womit es Eindruck macht; darin wird es dann vom andern nachgeahmt, auch im sprachlichen Ausdruck, zumal wenn dem zugleich mit dem Ausdrucke auch noch der Begriff oder auch nur die Unterart eines Begriffes fehlt. In diesem Sinne bedeutet jede Entlehnung eine Bereicherung. So wurde im 17. Jahrhundert aus dem Französischen das Wort Alkoven (< franz. alcôve < arab. alkobba = Nebenzimmer) entlehnt als Bezeichnung für ein kleines licht- und luftloses Nebenzimmer, das als Schlafraum dient; die Einrichtung hat in manchen Gegenden eine häufige Verbreitung gefunden, das Wort ist, wohl in stiller Anlehnung an Ofen, auch in den Sprachgebrauch übergegangen. Anderseits wirft die Häufigkeit der Entlehnung ein Licht auf den Kulturzustand des betreffenden Volkes. Von zwei Völkern wird immer das zurückstehende, das an Kulturgütern und Vorstellungen ärmere Volk, am meisten entlehnungsbedürftig sein. So haben unsere Vorfahren, die Germanen, sehr viele Ausdrücke auf dem Gebiete der Kultur von den

Römern entlehnt; später sind wir auch den Franzosen manches schuldig geworden.

Unter den Wörtern, die wir aus der **lateinischen** Sprache übernommen haben, stehen obenan die Namen für Geräte, wie Anker (< ancora), Kelle (< culleus), Kelter (< calcatura), Becher (< bicarium), Schüssel (< scutella), Kiste (< cista), Tisch (< discus); ferner für edle Gewächse, wie Wein (< vinum), Birne (< pirum), Feige (< figa), Kirsche (< ceresia), Kohl (< caulis), Kürbis (< cucurbita), Lilie (< lilia), Rose (< rosa), Rettig (< radix); für Gebäude und bauliche Anlagen, wie Turm (< turris), Keller (< cellarium), Pfalz (< palatium), Kerker (< carcer), Straße (< strata), Mauer (< murus), Platz (< platea); für Schreibgegenstände, wie Brief (< brevis), Tinte (< tincta), Siegel (< sigillum) u. a. Auf kirchlich-religiösem Gebiete kamen die lateinischen Wörter, zum Teil griechischen Ursprungs und von der Kirche latinisiert, im Gefolge der römischen Missionare und Glaubensboten: Kloster (< claustrum), Münster (< monisterium), Schule (< schola), Kreuz (< crux), Priester (< presbyter), Messe (< missa), Segen (< signum), spenden (< expendere), opfern (< operari), verdammen (< damnare), Pein (< poena), Plage (< plaga), Marter (< martyrium).

Die **Franzosen** waren uns einmal vorbildlich für das Rittertum, daher Abenteuer, Banner, Turnier, Preis, Palast; sie wurden es später wiederum für die Gestaltung des Heerwesens, daher Armee, Korps, Bataillon, Kompagnie, Batterie, Sergeant, Leutnant, General, Pionier, Lafette, Train, Manöver, und sind es noch heute in der Kochkunst: Frikassee, Sauce, Omelette, Bouillon, Kompott usw. Von den **Italienern** lernten wir das Handelswesen, daher die Wörter lombardieren, Bankerott, Agio, Konto, Diskont usw.; die **Engländer** waren unsere Meister im Sport (< engl. sport), daher boxen, Tennis, Crocket u. ä. Die **Sprachen fast aller Kulturvölker** haben in dieser Weise zu unserem Wortschatze beigesteuert, die slavischen (Droschke, Grenze, Peitsche, Schöps), die arabische (Admiral, Alkohol, Diwan), die jüdische (schofel, Schacher, Mammon), die türkische (Dolmetscher), die persische (Schach, matt), die indische (Reis) u. a. Auffällig ist, daß wir namentlich aus den romanischen Sprachen verschiedene Wörter entlehnt haben, die deutlich deutschen Wortstamm zeigen und offenbar in älterer Zeit schon einmal seitens der Romanen entlehnt worden sind, wie Balkon (< Balken), Garde (<Warte), Rang (< ringen) u. ä. Diese Rückentlehnungen erklären sich durch den Bedeutungswandel, den das Wort in der Fremde erfahren hat; der Wortstamm ist wohl geblieben, aber die Bedeutung ist eine andere geworden.

Zweifellos ist bei diesen Entlehnungen auch manches überflüssige und entbehrliche Wort übernommen worden, sei es aus Unkenntnis, sei es in dem immer wiederkehrenden Bestreben, einen abgebrauchten sprachlichen Ausdruck durch einen neuen zu ersetzen. Viele Fremdwörter sind auch erst im Laufe der Zeit entbehrlich geworden; nicht selten haben sich die puristischen Bestrebungen dadurch ein Verdienst erworben, daß sie ein Fremdwort durch ein eigens dazu neugeschaffenes deutsches Wort ersetzten und allmählich verdrängten. So sind mit Glück ersetzt worden Republik durch Freistaat, Alumne durch Zögling oder Pflegling, Karrikatur durch Zerrbild, Guillotine durch Fallbeil, Insekt durch Kerbtier, Epigramm durch Sinngedicht u. v. a. Daneben hat es auch nicht an ungeschickten oder lächerlichen Verdeutschungen gefehlt, namentlich die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts haben hierin manches geleistet (Natur = Zeugemutter, Affekt = Gemütstrift, Fenster = Tageleuchter usw.) und dadurch eher geschadet als genützt. Seit 1885 wirkt der „Allgemeine deutsche Sprachverein" im allgemeinen maßvoll, vornehmlich aufklärend und gewissenschärfend, in dieser Richtung.

Viele Fremdwörter sind indes so eingebürgert und haben sich, indem sie verschiedentlich auch dem Lautwandel mit unterworfen wurden, allmählich so unserer Sprache angepaßt, daß wir sie gar nicht mehr als Fremdwörter empfinden. Diese Art nennt man **Lehnwörter**. Lautwechsel haben erfahren: Pfalz (mit Lautverschiebung < lat. palatium), Dutzend ((< franz. douzaine), Neger ((< lat. niger), Lärm ((< ital. allarme), Pfingsten ((<griech. pentekosté, = der 50. Tag), Kirche ((< griech. kyriaké) u. v. a. Häufig hat auch die Analogie die Gestalt des Lehnwortes beeinflußt. Unwillkürlich lehnte man in einer Zeit, wo selbst die Gebildeten noch keine so sorgfältige Kenntnis der Fremdsprachen besaßen wie gegenwärtig, das Fremdwort an ein ähnlich klingendes deutsches Wort an und bildete es entsprechend lautlich um. Diese Erscheinung heißt **Volksetymologie**. So entstand Armbrust < lat. arcubalista, Felleisen < franz. valise (mhd. velis), Elfenbein < lat. elephas, Hängematte < amerikanisch hamaca (Haiti), Maulbeere < ahd. môr-beri < lat. morum (= Maulbeere), Vielfraß < nordisch fjallfress (= Bergbär), Kümmelblättchen < jüdisch-deutsch Gimelblättchen (hebräisch Gimel = 3) u. a. Die Volksetymologie zeigt sich übrigens auch an deutschen Wortstämmen, die vereinsamt und unverständlich geworden sind, z. B. Sauerland < Suderland, = Südland; Hühnerauge < mhd. hürnen ouge, = Hornauge; Eisbein < nd. îsbên = Hüftbein u. ä.

Nicht selten haben die Entlehnungen bei ihrem Übergang in

die deutsche Sprache Geschlechtswechsel erfahren, indem sie auch im Geschlecht von dem volkstümlichen Sprachempfinden zu einer laut- oder bedeutungsverwandten deutschen Wortgruppe gestellt wurden, z. B. der Wein, Mask., ⟨ lat. vinum, Neutr. etwa angelehnt an der Met; die Mauer, Fem., ⟨ lat. murus, Mask. angelehnt an die Wand; das Dutzend, Neutr., ⟨ franz. la douzaine, Fem. (wohl in Anlehnung an das Hundert, Tausend) u. a. Manche Fremd- und Lehnwörter zeigen noch gegenwärtig ein Schwanken bezüglich des Geschlechts, nicht nur in der Umgangssprache, sondern sogar in der Schriftsprache. Der Grund ist meist ein Widerstreit zwischen gelehrtem und volkstümlichem Empfinden. Das volkstümliche Sprachgefühl verlangt z. B. der Meter, der Zepter, weil die Ableitungen auf er, Maskulina, sind; der Gelehrte denkt an das Geschlecht in der Fremdsprache und sagt: das Meter (griech. *μέτρον* [métron] Neutr.), das Zepter (griech.-lat. sceptrum, Neutr.) u. ä. Ähnlich verhalten sich einige fremde Flußnamen, z. B. die Rhone (franz. le Rhône), weiblich nach der Analogie: die Elbe, die Saale, die Pleiße (dagegen gelehrt: der Rhone); ebenso die Tiber, Fem., (lat. Tiberis Mask.) angeglichen an die Oder, die Weser, die Elster usw. (gelehrt: der Tiber) u. a.

Außer den bisher besprochenen Fremdwörtern gibt es aber noch sehr viele, die nicht auf natürlicher Entlehnung, sondern auf künstlicher, meist gelehrter Wortschöpfung beruhen. Sie dienen in der Regel wissenschaftlichen Zwecken, um neue wissenschaftliche Begriffe und Vorstellungen eindeutig auszudrücken. Alle Wissenschaften sind an solchen fremden „Fachausdrücken" reich, z. B. Parthenogenesis, Insolation, Erosion, Symbiose, Prophylaxe usw.; die meisten besitzen wohl Medizin und Naturwissenschaften. Immer sind sie den toten Sprachen, in der Regel der griechischen, entnommen und in der Ursprache gewöhnlich nicht vorhanden, sondern erst künstlich abgeleitet oder zusammengesetzt. Dem außerhalb der betreffenden Wissenschaft stehenden Laien sind sie meist unverständlich. Etwas anders steht es mit den ähnlichen Wortschöpfungen der Technik für die neuen Erfindungen; hier haben sich die Fremdwörter in der Regel mit der Erfindung verbreitet und sind in den allgemeinen Wortschatz eingegangen, wie Telegramm, Telegraph, Telephon, Automobil, Motor, Grammophon, Omnibus, Thermometer, Barometer u. v. a.

§ 61. Der Bedeutungswandel.

Das ständig wachsende Bedürfnis des Menschen nach neuen Ausdrucksmitteln für seine Vorstellungen und Begriffe wird durch

die Wortbildung im bisher geschilderten Sinne keineswegs gedeckt. In der Not greift man häufig nach bereits vorhandenen Wörtern mit ähnlicher Bedeutung. Allmählich überträgt sich auf diese auch die neue Vorstellung, und schließlich haften an einem Worte mehrere Bedeutungen; die gemeinte ergibt sich jedesmal aus dem Sinn und Zusammenhang des Satzes. Der „Schritt" bezeichnete zunächst „das einmalige Ausschreiten mit dem Fuße", weiterhin ein Maß „in der Größe eines einmaligen Ausschreitens" und schließlich „das Schreiten im Gegensatz zu andern Bewegungsarten oder in Rücksicht auf seine Beschaffenheit" (nach Paul). Das Adjektiv „recht" hieß ursprünglich „gerade, gerade gerichtet", so noch in „rechter Winkel". Dazu trat die Bedeutung „richtig", „passend", z. B. sein rechter Vater, die rechte Frau, und erst zuletzt entwickelte sich die Bedeutung „rechtsbefindlich", im Gegensatz zu links, wie die rechte Seite; daraus wieder entstanden neue vieldeutige Wörter wie „die Rechte" = die rechte Hand oder die konservative Partei im Parlament u. ä. So hat sich die Bedeutung der Wörter vervielfältigt. Im Laufe der Zeit folgt allerdings der Vervielfältigung nicht selten wieder eine Vereinfachung. Eine und die andere Bedeutung verblaßt, und manchmal bleibt am Ende an dem Wortstamm eine Bedeutung haften, die von der ursprünglichen weit ablag. Diese Vorgänge faßt man zusammen unter dem Namen Bedeutungswandel.

Das Ergebnis des Bedeutungswandels ist sehr verschieden. Oft bringt er eine Einschränkung, öfter eine Erweiterung des Bedeutungsinhalts. Eine Einschränkung liegt z. B. vor in Leiche < mhd. lîch = Körper, Körpergestalt; heute bezeichnet das Wort nur den toten Körper; die ältere Bedeutung zeigt sich noch in Leichdorn (= Hühnerauge) und in gleich < mhd. gelîch = in der Gestalt zusammentreffend, übereinstimmend. Eingeschränkt ist auch gerben < mhd. gerwen, ahd. garîwen, Ableitung von gar; gar hieß ursprünglich „bereitet", „fertig", weiter „vollständig"; in dieser Bedeutung jetzt nur noch im Zusammenhang mit der Negation, wie gar nicht, gar niemand; entsprechend hieß gerben soviel wie „fertig machen", „zurecht machen", noch ohne Rücksicht auf den Gegenstand, und wurde erst später auf einen bestimmten Beruf und eine bestimmte Tätigkeit eingeschränkt. Einschränkung zeigen weiter Brunst (ursprünglich = Brand), Ecke (urspr. = Spitze), Dach (urspr. = das Deckende) u. a.

Erweiterung der Bedeutung liegt vor in „Korn", ursprünglich nur = „Samenkorn" (so in den Zusammensetzungen

das Kümmelkorn, das Getreidekorn), mitteldeutsch sogar verengert in der Bedeutung „Roggenkorn“, allgemein mit Geschlechtsänderung übertragen auf den aus den Getreidekörnern gewonnenen Schnaps; dann erweitert auf alle „kleinsten, fest zusammenhängenden Stücke anorganischer Massen“, z. B. Schrotkorn, Sandkorn, Hagelkorn usw. Erweitert ist auch die Bedeutung von „richten“, Ableitung von recht, daher ursprünglich = „etwas Krummes gerade machen.“ Diese Grundbedeutung ist ziemlich verloren gegangen, meist verallgemeinert = „etwas ordnungsmäßig einstellen“, z. B. ein Geschoß richten, die Augen richten u. ä., oder noch mehr verallgemeinert = „in Ordnung bringen“, „zurechtmachen“, z. B. das Bett richten (süddeutsch); in dieser Bedeutung wieder eingeschränkt auf einen bestimmten Beruf bei dem Richter. Besonders anschaulich zeigt sich die Erweiterung der Bedeutung bei einem Worte wie Streichholz; man denkt dabei nur an den Zweck und das Mittel, an das Feuerzünden durch Anstreichen, und hat die im Wort enthaltene Stoffbezeichnung (Holz) ganz vergessen, sagt daher ruhig **Wachsstreichhölzer**, ohne den Widerspruch zu empfinden. Ähnlicher Art ist Papiergulden. Als Erweiterung der Bedeutung kann man es auch ansehen, wenn ein Eigenname zum Gattungsnamen wird; derartige Fälle sind ziemlich häufig, z. B. Krösus, ehemals der Name eines reichen Königs, heute soviel wie ein reicher Mann, Goliath, der biblische Riese, heute soviel wie ein großer Kerl, ähnlich Mäcen (= Kunstgönner), Don Juan (= Frauenfreund), Dulcinea (= Geliebte in geringschätziger Bedeutung), Xanthippe (= zänkisches Weib) usw. Am eigenartigsten ist die Entwicklung des Namens Cäsar, griech. καῖσαρ (kaisar), daraus got. kaisar, ahd. kaisur, nhd. Kaiser, und russisch Zar. Zur Erweiterung der Bedeutung führt schließlich auch die sogenannte Übertragung (Metapher), die auf die Bedeutungsentwicklung großen Einfluß gewonnen hat. Am häufigsten ist die Übertragung vom Körperlichen auf das Seelische, z. B. Scharfsinn, spitzfindig, eindringlich, herzlich, oberflächlich, begreifen, erfassen, behalten, überlegen u. v. a. Gern wird auch von einem Sinn auf den andern übertragen. So sind namentlich Eigenschaften, die wir mit dem Gefühl oder dem Gesicht wahrnehmen, auf das Gehör übertragen; wir reden von hohen, tiefen, harten, weichen, rauhen u. ä. Tönen. Umgekehrt sprechen wir auch von Farbentönen, von schreienden, hellen (verwandt mit „hallen“), grellen (zu mhd. grëllen = laut schreien) usw. Farben, von heißen, sanften, stillen harten Blicken u. ä.

Wie der Umfang, so wechselt häufig auch die ethische oder soziale Wertschätzung eines Wortinhalts. Die Bedeutung kann sich verbessern oder verschlechtern; das letztere ist häufiger. Gestiegen ist in seinem Bedeutungswert das Wort Marschall < ahd. marahscalc; es hieß ursprünglich Pferdeknecht (marah = Pferd, > nhd. Mähre; ahd. scalc = Knecht, > nhd. Schalk), bedeutete dann einen „Aufseher über das fürstliche Gesinde auf Reisen und Heerzügen" und bezeichnet heute die oberste militärische Würde. Bezeichnenderweise findet sich die Wertsteigerung meist bei Lehn- oder Fremdwörtern, wie Papst (< lat. pāpa = Vater), Kanzler (< spätlat. cancellarius = Kanzleibeamter), Minister (< lat. minister = Diener) u. ä.

Dagegen ist die Verschlechterung oder Verringerung der Bedeutung gerade bei den deutschen Wörtern nicht selten, z. B. Herr, < ahd. hêriro, = der ältere, der ehrwürdigere, war im Mittelalter das Prädikat für die Männer höheren Standes, vom König bis zum freien Adel; heute dagegen ist es in der Anrede allgemein mit Ausschluß des Hochadels und der höchsten Würdenträger; entsprechend hat sich Frau (ursprünglich = Herrin, ahd. frouwa, Fem. zu dem Mask. frô = Herr, das sich in ‚Fronleichnam' erhalten hat) entwickelt. Jungfrau bezeichnete demgemäß im Mittelalter das Edelfräulein, ähnlich etwa unserem „gnädiges Fräulein", erhielt dann die Bedeutung „unbescholtenes Mädchen" und wurde schließlich in der Zusammenziehung „Jungfer" die Bezeichnung für eine jugendliche Dienerin, der die persönliche Bedienung der Herrschaft obliegt. „Fressen" < ahd. frëȥȥan < älterem *fra-ëȥȥan (Kompositum von essen < ahd. ëȥȥan) bedeutete ursprünglich „aufessen, verzehren", ohne verächtlichen Nebensinn, dann weiter „gierig essen" und wurde erst in neuerer Zeit auf die Nahrungsaufnahme des Tieres eingeschränkt. Schlecht, < mhd. slëht, hieß ursprünglich „gerade" im Gegensatz zu krumm, dann „einfach", „ohne Kunst oder Aufwand", wie seine in diesem Sinn erhaltene Nebenform schlicht; in dieser Bedeutung noch in schlechterdings, schlechthin; infolgedessen drückte es oft den Gegensatz zu dem Vornehmen und Wertvollen aus und erhielt dadurch die Bedeutung des Geringwertigen, vor allem des sittlich Minderwertigen, als Gegenstück zu gut.

§ 62. Die Wortbetonung.

1. Seit dem germanischen Akzentwechsel (§ 34) besteht im Deutschen das Gesetz, daß die **Stammsilbe** den **Hauptton** trägt. Das gilt für alle **einfachen Wörter** und deren Ableitungen.

Ausgenommen sind im großen nur die zusammengesetzten Wörter und deren Ableitungen (s. u.); sonst ist das Gesetz ziemlich streng durchgeführt und wird nur durchbrochen, wo das Sprachgefühl bezüglich der Stammsilbe schwankte, und das ist natürlich landschaftlich und selbst individuell sehr verschieden; allgemeine Ausnahmen sind z. B. Hollúnder (statt Hóllunder), lebéndig (statt lébendig), Forélle (statt Fórelle). Auch die Lehnwörter unterliegen zumeist dem Gesetze und unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Fremdwörtern, z. B. Spínat (< franz. épinard), Dútzend (< franz. douzaine), Hárnisch (< franz. harnais), Bánner (< franz. bannière) u. a. Dagegen ziehen merkwürdigerweise die entlehnten Ableitungssilben, mit wenigen Ausnahmen (z. B. er), regelmäßig den Ton auf sich, z. B. halbíeren, Abteí, Esseréi (schwankend, auch Ésserei), érzdumm, Érzabt, ántideutsch u. ä.

2. Für die Komposita gilt im allgemeinen die Regel, daß der erste Bestandteil, das Bestimmungswort, betont wird, also Haúsherr, Haúsfrau, Vógelnest, Gemǘsegarten, schwárzbraun, fórtgehen, úntersinken u. ä. Diese Betonung haben auch die Ableitungen von Komposita, z. B. Vórsicht — vórsichtig; Júngfrau — júngfräulich. Ebenso werden die meisten Zusammenbildungen betont: réchtsrheinisch, bármherzig, vórsündflutlich u. ä.; andere schwanken, wie wahrschéinlich neben wáhrscheinlich u. ä.

Wird jedoch das zusammengesetzte Nomen in Gegensatz zu einem andern, das mit dem gleichen Bestimmungswort zusammengesetzt ist, gebracht, so wird das Grundwort betont, z. B. der Haushérr war sehr liebenswürdig, die Hausfraú konnte liebenswürdiger sein; oder sein Haar war dunkelbraún, nicht dunkelblónd; u. ä. In diesem Falle wird das erste Wort gar nicht als Bestimmungswort im eigentlichen Sinne gefühlt; das Unterscheidende liegt im Grundwort und darum zieht dieses den Ton auf sich. Aus demselben Grunde betonen zahlreiche zusammengesetzte Ortsnamen regelmäßig den zweiten Bestandteil, z. B. Hohenzóllern im Gegensatz zu Hohenstaúfen, Hohenlóhe, Hohentwíel u. ä., Neuschóttland zum Unterschied von Neufúndland Neuyórk, Neuguinéa, und vielen andern, mit „neu“ gebildeten Zusammensetzungen in der neuen Welt; Sachsen-Áltenburg gegenüber Sachsen-Méiningen, Sachsen-Kóburg usw., überhaupt alle Eigennamen, die wieder aus zwei Namen zusammengesetzt sind, wie Schulze-Délitzsch, Bismarck-Schönhausen, Ebner-Éschenbach, Schleswig-Hólstein u. v. a. Auch die Wörter Jahrzéhnt, Jahrhúndert, Jahrtáusend gehören hierher.

Bei größeren langatmigen Zusammensetzungen ist als wichtiger Faktor noch das Bestreben nach bequemer Verteilung des Silbengewichts in Anrechnung zu bringen, z. B. Lándgerìchtsprä̀sidént, Eísenbàhnbetríebsè̀kretär u. dgl., wo in der Regel auch der zweite Bestandteil einen zweiten, nur wenig schwächeren Hauptton trägt.

3. Die Schwierigkeit, immer genau zu scheiden zwischen Ableitung und Zusammensetzung in der Wortbildung, führt dazu, daß die beiden Betonungsarten, diejenige für die Ableitungen und diejenige für die Komposita sich gelegentlich durchkreuzen, indem das Sprachgefühl manche Ableitungen noch als Kómposita und umgekehrt manche Komposita bereits als Ableitungen empfindet und entsprechend betont. So schwanken z. B. die Ableitungen mit dem Präfix un sehr auffällig. Neben unausbleíblich, unvermeídlich, unerfíndlich, unmöglich, unberéchenbar, unzählig, die gelegentlich wohl auch auf der ersten Silbe betont werden, steht eine Überzahl von Wörtern, die nur auf der Vorsilbe un betont werden, also die Betonung der Komposita aufweisen, wie Únglück, Úngeschick, Úngehorsam, únschön, únwillig, úngezogen, úngebührlich usw. Ähnlich verhalten sich die meisten andern ungeschwächten Vorsilben, wie miß (Míßgunst, Míßáchtung), ab (Ábkunft, absíchtlich), ant (Ántwort), ur (Úrteil) u. ä. Hinwiederum werden gewisse nominale Bestandteile, die im ersten Glied von Zusammensetzungen öfter wiederkehren, trotz des vollen Vokals oft nicht mehr als selbständige Wörter, sondern schon als Präfixe empfunden und entsprechend nicht vollbetont, wie all- (allmählich, allmächtig, allwíssend, alleín, aber noch Állmacht), stock- (stockfínster, stocksteíf, stocktaúb) u. ä. Andere schwanken wie blut- (< nd. blut = bloß) in blutjúng und blútjung, blutárm (aber blútarm = bleichsüchtig); ferner stein- in steinhárt und steínhart, steinreích (aber steínreich als echtes Kompositum, = steinig) usw.

Ein eigenartiges, aber ganz entsprechendes Verhalten zeigen die Verbalkomposita. Nur die trennbaren Komposita betonen regelmäßig als Zusammensetzungen, von den untrennbaren bloß ein kleiner Teil, wo die Zusammensetzung noch empfunden wird, wie liebkosen, wáhrsagen, rádebrechen u. ä. Die mit Partikeln zusammengesetzten untrennbaren Verbalkomposita betonen dagegen den Verbalstamm (vgl. § 50), die Partikel wird also schon als ableitendes Präfix empfunden, z. B. überséẗzen, unterságen usw. Ihnen schließen sich die Zusammensetzungen mit voll- an, wie vollénden, vollziehen u. ä. Schwankend verhalten sich die Bil-

dungen mit miß-: mißlingen und mißlingen, mißbrauchen und mißbraúchen usw.

Die Tonhöhe der Wörter wird bedingt durch ihre Stellung im Satze (vgl. § 84).

Zweites Kapitel.

Wortbiegung.

A. Die Nomina (Deklination).

§ 63. Bedeutung und Mittel der Deklination.

Durch die Deklination drücken wir im Deutschen dreierlei aus: Geschlecht (genus), Anzahl (numerus) und Beziehung im Satze. Die Ausdrucksmittel, deren wir uns dabei bedienen, sind: die Veränderung des Stammvokales, die Veränderung des Stammauslautes, die Anfügung von Endungen und der Artikel. Stammauslaut und Endung sind nur in der älteren Sprache geschieden, in der neueren zusammengefallen. Dagegen kennt die ältere Sprache noch nicht die Zuhilfenahme des Artikels.

1. Geschlecht. Grammatisch unterscheiden wir Wörter mit männlichem Geschlecht (Maskulina), mit weiblichem Geschlecht (Feminina) und geschlechtslose Wörter (Neutra). Das grammatische und das natürliche Geschlecht decken sich nicht immer. So sind alle Substantive mit den Verkleinerungssilben chen und lein geschlechtslos, wie Fräulein, Männlein, Weibchen, Mädchen u. ä. Anderseits haben viele Wörter, welche ungeschlechtige Dinge bezeichnen, grammatisches Geschlecht, wie die Maskulina: Baum, Hof, Garten, Tisch usw.; die Feminina: Straße, Esse, Lippe, Zeitung usw. Öfter ist die Geschlechtsangabe noch schwankend, namentlich in der Mundart, aber auch in der Schriftsprache, z. B. Flur (Mask. und Fem.), Bereich (Mask. und Neutr.), Teil (Mask. und Neutr.), Pacht (Mask. und Fem.) u. v. a. Nicht selten ist mit der Verschiedenheit des Geschlechts ein Unterschied in der Bedeutung verknüpft, z. B. Bund (Mask. und Neutr.), Gehalt (Mask. und Neutr.), Schild (Mask. und Neutr.), Hut (Mask. und Fem.), See (Mask. und Fem.) u. a. In der älteren Zeit wurde das Geschlecht durch Stammauslaut und Endung kenntlich gemacht, heute, abgesehen von den Ableitungssilben, fast ausschließlich durch den Artikel.

2. Anzahl. Gegenwärtig unterscheidet die Sprache zwei Zahlformen, die Einzahl (Singular) und die Mehrzahl (Plural). Der im Indogermanischen vorhandene Dualis (Zweizahl, z. B. got. wit = wir beide) ist schon im Germanischen stark beeinträchtigt und im Ahd.

nahezu gänzlich geschwunden. Manche Substantive erscheinen nur im Singular (Singularia tantum): Blut, Blei, Silber, Güte, Hunger, Zank u. ä., andere nur im Plural (Pluralia tantum): Leute, Trümmer, Kosten, Masern, Ferien u. ä. Die Anzahl wird durch Veränderung des Stammvokals, durch die Endung und durch den Artikel ausgedrückt.

3. Beziehung im Satze. Zum Ausdruck der Beziehung im Satze hat die heutige Sprache noch vier Fallformen oder Fälle (Kasus): Nominativ, Genitiv, Dativ und Akkusativ. Die indogermanische Sprache zählte noch weitere vier: den Ablativ, den Lokativ, den Vokativ und den Instrumentalis. Von diesen schwanden bereits in germanischer Zeit Ablativ und Lokativ. Das Ahd. kennt noch den Instrumentalis, aber nur im Singular; der Vokativ ist mit dem Nominativ zusammengefallen. In der ahd. Zeit wurden die Kasus durch Veränderung des Stammvokals, durch den Stammauslaut und durch die Endung unterschieden, heute nur durch die Endung und den Artikel. Die Bemühungen, die Kasussuffixe zu bestimmen und zu erklären, haben bisher kein völlig befriedigendes Ergebnis gehabt. Schon im Germanischen waren von den alten indogermanischen Kasussuffixen viele verändert; am sichtbarsten sind sie noch im Gotischen, dessen Formen daher hier zum Vergleich mit herangezogen sind.

§ 64. Die Deklinationsarten.

Nach dem Gebrauch der Deklinationsmittel im allgemeinen und im einzelnen hat man zwei Arten der Deklination unterschieden, eine substantivische und eine pronominale. Beide vereinigt finden sich bei dem Adjektiv. Je nach dem Stammauslaut hat man die Substantive wiederum einer vokalischen oder einer konsonantischen Deklination überwiesen. Beide Einteilungen sind aber auf die historische Grammatik beschränkt, da sich die genauen Unterschiede nur auf Grund des ahd. Formenbestandes feststellen lassen; schon im Mhd. und noch mehr im Nhd. sind die Unterschiede vielfach verwischt. Daher bevorzugt die Schulgrammatik eine andere Einteilung, die von Jacob Grimm herstammt und sich teilweise mit der erstgenannten Einteilung berührt. Sie unterscheidet nach dem heutigen Stande der Endungen eine starke und eine schwache Deklination. Die Ausdrücke stark und schwach sind ebenso unsicher, wie die Grenze zwischen den beiden Gebieten. Als schwach gelten diejenigen Substantive, die den Nom. Plur. auf en bilden und im Genitiv Sing. kein s annehmen. Die übrigen sind stark; es sind solche, welche im Nom. Plur. die Endungen

e, er oder die Ableitungssilben chen, lein und el haben, außerdem die mit der Nominativendung en, die im Gen. Sing. ein s annehmen.

Im folgenden sind alle drei Deklinationsarten berücksichtigt; Substantivische und pronominale Deklination sind getrennt behandelt; weiterhin sind die Substantive nach ihrem Geschlecht und nach ihrer Zugehörigkeit zur starken oder schwachen Deklination gesondert und bei der starken wieder die Substantive nach ihrem germanischen Stammauslaut geschieden.

§ 65. Die starken Maskulina.

1. Vokalische Deklination. Man unterscheidet im Ahd. (nach dem germanischen Stammauslaut) Maskulina auf o, wo, jo, i und u. Die wo-Stämme unterscheiden sich wenig, nur im N. Sg., von den o-Stämmen (snêo, snêwes, der Schnee), werden daher hier nicht weiter berücksichtigt.

a) Die o-Stämme:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	dags	tag	tac	Tag
G.	dagis	tages (-as)[1]	tages	Tages
D.	daga	tage (-a)	tage	Tage (Tag)
A. V.	dag	tag	tac	Tag
J.	daga	tagu (-o)	—	—
Pl. N. V.	dagôs	tagâ (-a)	tage	Tage
G.	dagê	tago	tage	Tage
D.	dagam	tagum (-om, -un, -on)	tagen	Tagen
A.	dagans	tagâ	tage	Tage

Auffällig ist zunächst, wie weit schon im Mhd. der Verfall der Endungen fortgeschritten ist. Mhd. und Nhd. decken sich hier lautlich vollkommen und unterscheiden sich nur in einer Form durch die Schreibung (tac: Tag). Auch das Ahd. stimmt schon im Sg. bis auf den Instrumentalis mit dem Nhd. überein; der Plural zeigt dagegen überhaupt noch keine Übereinstimmung; er hat also die stärkste Einbuße in historischer Zeit erfahren. o-Stämme sind: Berg, Weg, Ring, Fisch, Schatz, Hals, Stuhl, Stein u. v. a.; viele von ihnen haben, wie Schatz — Schätze, Stuhl — Stühle, im Plural nach Analogie der i-Stämme (vgl. unten c), zum Teil schon

[1] Die in Klammern stehenden Formen sind jünger oder mundartlich.

mhd., Umlaut angenommen. Ohne Umlaut waren noch mhd. die Plurale hove (daher der Dativ Pl. -hofen als Grundwort vieler Ortsnamen), boume, vogele u. ä.

b) Die jo-Stämme:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	haírdeis	hirti	hirte	Hirt
G.	haírdeis	hirtes	hirtes	} Hirten
D.	haírdja	hirte	} hirte	
A.	} haírdi	} hirti		
V.				Hirt
J.	haírdja	hirtiu (-u, -o)	—	—
Pl. N. V.	haírdjôs	hirte (-â)	} hirte	} Hirten
G.	haírdjê	hirteo (-o)		
D.	haírdjam	hirtim (-um)	hirten	
A.	haírdjans	hirte (-a)	hirte	

Hier ist der Unterschied zwischen den einzelnen Sprachstufen viel beträchtlicher. Der ahd. Pluralis neigt sich zu den o-Stämmen. Im Mhd. ist diese Neigung durch die Schwächung der mindertonigen Vokale wieder ausgeglichen, und im Nhd. ist dann Übertritt in die schwache Deklination erfolgt. Völlig dem Beispiel entsprechende jo-Stämme sind sonst nicht mehr vorhanden. Weizen (ahd. weizi), Rücken (ahd. rucki), Wecken (ahd. wecki), haben en auch im Nom. Sing. angenommen. Das Lehnwort Käse (ahd. kâsi < lat. caseus) hat die starke Flexion beibehalten, ebenso die Nomina agentis auf er (ahd. âri), wie Wächter (ahd. wahtâri), Fischer (ahd. fiskâri) u. v. a.

c) Die i-Stämme:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	gasts	gast	gast	Gast
G.	gastis	gastes	gastes	Gastes
D.	gasta	gaste	gaste	Gaste (Gast)
A.	} gast	} gast	} gast	} Gast
V.				
J.	gasta	gastiu (-u)	—	—
Pl. N. V.	gasteis	gesti	} geste	} Gäste
G.	gastê	gesteo (-o)		
D.	gastim	gestim (-in)	gesten	Gästen
A.	gastins	gesti	geste	Gäste

Schon im Ahd. wird der Plural dieser Stämme überwiegend mit Umlaut des umlautfähigen Stammvokals gebildet. Von hier aus ist dann der Umlaut auch in andere Deklinationen, besonders in die der o-Stämme eingedrungen (vgl. oben a). Die Zahl der ehemaligen i-Stämme ist beträchtlich: Bach, Schaft, Apfel, Schritt, Schlag, Wurf u. v. a.

d) Die u-Stämme:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	sunus	sunu (-o, —)	sun	Sohn
G.	sunaus	sunô (-es)	sunes	Sohnes
D.	sunau	suniu (-i, -e)	sune	Sohne(Sohn)
A. V.	sunu	sunu (-o, —)	sun	Sohn
J.	sunau	suniu (-u)	—	—
Pl. N. V.	sunjus	suni	süne	Söhne
G.	suniwê	suneo (-o)	süne	Söhne
D.	sunum	sunim (-in)	sünen	Söhnen
A.	sununs	suni	süne	Söhne

Wie das Beispiel zeigt, haben diese Stämme schon im Ahd. fast gänzlich ihre flexivischen Eigentümlichkeiten aufgegeben und sind in die Deklination der i-Stämme übergetreten, haben daher auch im Mhd., soweit es möglich war, Umlaut angenommen. Reste der alten u-Kasus sind der N. A. Sg. sunu, der G. Sg. sunô (in der Literatur übrigens von sunu nicht belegt, nur von fridu) und der D. Sg. suniu. Alte u-Stämme sind Sieg (ahd. sigu) und Met (ahd. mëto); Sitte (ahd. situ m.) und Friede (ahd. fridu) haben teilweise schwache Deklinationsformen angenommen. Der Wechsel des Stammvokals bei Sohn (o < u) ist nicht lautgesetzlich (vgl. § 41).

2. Die konsonantische Deklination. Die Mehrzahl der konsonantischen Stämme rechnet schon im Ahd. zu den schwachen Substantiven. Zu den starken zählen auch im Ahd. nur sehr wenige, so die Verwandtschaftsnamen auf -er, Vater und Bruder:

Ahd. Sg. N. G. D. A. bruoder,
Pl. N. bruoder, G. bruodero, D. bruoderum, A. bruoder.

Beide Wörter lehnen sich schon im Ahd. an die o-Stämme. Später hat dann eine Regelung dahin stattgefunden, daß sie im Singular das Genitivsuffix s und im Plural den Umlaut von der

vokalischen Deklination übernehmen. — Alte Partizipien mit konsonantischer Flexion sind ahd. friunt, Freund, und ahd. fîant, Feind; sie bilden den Pl. N. A. noch ohne Suffix, also friunt und fîant, zeigen aber daneben schon Anlehnung an die o=Stämme (friuntâ und fîantâ), die dann im Nhd. durchgedrungen ist.

Von den einsilbigen Maskulina zeigt im Ahd. nur noch eins konsonantische Deklination, man, Mensch.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	manna	man	man	Mann
G.	mans	man (mannes)	man (mannes)	Mannes
D.	mann	man (manne)	man (manne)	Manne (Mann)
A.	mannan	man	man	Mann
J.	—	—	—	—
Pl. N. V.	mans (mannans)	man	man (manne)	Männer (Mannen)
G.	mannê	manno	manne (man)	Männer (Mannen)
D.	mannam	mannum (-un)	mannen (man)	Männern (Mannen)
A.	mans (mannans)	man	man (manne)	Männer (Mannen)

In diesem Falle zeigt die gotische Sprache starke jüngere Abweichungen, indem einige Formen Sg. N. A., Pl. N. D. A. in die schwache Deklination übergetreten sind. Im Ahd. ist die konsonantische Deklination noch in allen Kasus erhalten, in einigen allerdings bestehen Nebenformen nach den o=Stämmen. Im Mhd. ist der Ausgleich weiter fortgeschritten. Im Nhd. ist die konsonantische Deklination gänzlich beseitigt; der Plural zeigt Doppelformen, die gebräuchliche auf r ist nach Analogie der starken Neutra (Lamm, vgl. § 66a) gebildet, die andere folgt der schwachen Deklination.

§ 66. Die starken Neutra.

Die Neutra gehen im Deutschen wie im Lateinischen und Griechischen bezüglich des Stammauslautes meist mit den Maskulina zusammen. Nur die konsonantischen Stämme sind im Deutschen verschwunden. Daher beschränkt sich die folgende Übersicht auf die vokalische Deklination:

a) Die o-Stämme.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. A. V.	waúrd	wort	wort	Wort
G.	waúrdis	wortes (-is, -as)	wortes	Wortes
D.	waúrda	worte (-a)	worte	Worte (Wort)
I.	waúrda	wortu (-o)	—	—
Pl. N. A. V.	waúrda	wort	wort	Worte, Wörter
G.	waúrdê	worto	worte	Worte, Wörter
D.	waúrdam	wortum (-om, -un, -on)	worten	Worten, Wörtern

Gegenüber dem Gotischen zeigt das Ahd. schon einen beträchtlichen Rückgang der flexivischen Vokale, der dann im Mhd. noch weiter zunimmt. Die eingeklammerten volleren Endungen im Ahd. sind dialektisch und begegnen erst in späteren Denkmälern. Der nhd. Plural zeigt dann eine Spaltung, die für die Bedeutungsentwicklung fruchtbar geworden ist. Der nhd. Plural Worte unterscheidet sich vom mhd. nur dadurch, daß er im N. A. unter dem Einfluß der Maskulina die Endung e angenommen hat. Indessen genügte diese Endung der flexivischen Unterscheidung zu wenig (ahd., mhd. sechsmal Wort, nhd. fünfmal Worte), daher wurde ein neuer umgelauteter Plural mit -er gebildet nach Analogie einiger schon im Ahd. vorhandenen o-Stämme, wie lamb = Lamm:

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. A. V.	lamb	lamp	Lamm
G.	lambes	lambes	Lammes
D.	lambe	lambe	Lamme (Lamm)
I.	lambu (-o)	—	—
N. A. V.	lembir	lember	Lämmer
G.	lembiro	lember	Lämmer
D.	lembirum (-om usw.)	lembern	Lämmern

Wie Lamm flektierten im Ahd. nur wenige Wörter: hrîs (Reis), blat (Blatt), kalb (Kalb), ei (Ei); schon im Mhd. aber schließen sich immer mehr Neutra ihnen an, zunächst mit Doppelformen, wie nhd. Wort, später meist ausschließlich mit er-Plural, z. B. Kind, Kleid, Haus, Kraut, Rad, Bret u. v. a., so daß heute nur noch eine kleine Anzahl den Plural ohne -er bildet, wie Jahr, Fell, Haar,

Schwein, Tier u. ä. Sogar Maskulina haben nhd. er-Plural angenommen, wie Mann (§ 65, 2), Strauch, die o-Stämme Geist, Leib, der i-Stamm Wurm u. a. Der er-Plural bewirkt immer Umlaut des umlautbaren Vokals, weil er < ahd. ir entwickelt ist.

Die wo-Stämme sind bei den Neutra ebenso gering wie bei den Maskulina, es gehören dahin die nhd. auf Vokal endigenden Wörter, wie Knie (< ahd. kneo, G. knëwes), Weh (< ahd. wêo), Spreu (< ahd. spriu, G. spriuwes) und Tau (< ahd. tou).

b) Die jo-Stämme.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. A. V.	nati	nezzi	netze	Netz
G.	natjis	nezzes	netzes	Netzes
D.	} natja	nezze	netze	Netze (Netz)
J.		nezziu (-u)	—	—
Pl. N. A. V.	natja	nezzi	} netze	} Netze
G.	natjê	nezzeo (-io, -o)		
D.	natjam	nezzim (-in, -um, -un, -on)	netzen	Netzen

jo-Stämme sind Erbe, Ende, Bett (ahd. betti), Antlitz, Bild, Hirn, Kinn u. v. a., ferner viele Kollektiva mit dem Präfix ge, wie Gebirge (< ahd. gibirgi), Gesinde, Gebein u. ä.

§ 67. Die starken Feminina.

1. Vokalische Deklination. Man unterscheidet im Ahd. (nach dem germanischen Stammauslaut) bei dem Femininum a-, ja-, i- und u-Stämme.

a) Die a-Stämme.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	stibna	stimma	} stimme	} Stimme
G.	stibnôs	stimma (-u, -o)		
D.	stibnai	stimmu (-o)		
A.	stibna	stimma		
Pl. N. V.	stibnôs	stimmâ	stimme	} Stimmen
G.	stibnô	stimmôno	} stimmen	
D.	stibnôm	stimmôm (-ôn, -on)		
A.	stibnôs	stimmâ	stimme	

Bei diesen Stämmen ist die Ausgleichung besonders eindrucksvoll. Schon im Ahd. zeigen G. und D. Sg. vielfach Zusammenfall. Im Mhd. ist der ganze Singular gleich, und im Plural sind Genitiv und Dativ zusammengefallen. Im Nhd. ist dann auch der ganze Plural unter dem Einfluß der schwachen Deklination zugunsten der Endung en ausgeglichen. Das gilt in gleicher Weise von allen a-Stämmen: Bitte, Buße, Ehre, Klage, Seele u. v. a. Manche haben das auslautende e des Singulars im Nhd. abgeworfen, wie Scham (< ahd. scama), Acht (< ahd. âhta), (die) Maß (< ahd. mâȥa, vgl. über alle Maßen) u. ä.

b) Die ja-Stämme.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	suntea (-a)	sünde	Sünde
G.	suntea (-a)	sünde	Sünde
D.	suntiu (-u)	sünde	Sünde
A.	suntea (-a)	sünde	Sünde
Pl. N. V.	sunteâ (-â)	sünde	Sünden
G.	sunteôno (-ôno)	sünden	Sünden
D.	sunteôm (-ôm, -ôn)	sünden	Sünden
A.	sunteâ (-â)	sünde	Sünden

Bezüglich der Endungen unterscheiden sich die ja-Stämme mhd. und nhd. von den a-Stämmen nicht mehr. Im Ahd. ist der ja-Stamm auch nur kurze Zeit zu erkennen. In der ältesten Zeit zeigen die ja-Stämme regelmäßig e statt ea und eâ; später stimmen sie in der Endung ganz mit den a-Stämmen überein. Sie bleiben erkennbar am mhd. Umlaut und einige an der Konsonantenverdoppelung, z. B. Sippe < ahd. sippa, got. sibja. — Die gotischen ja-Stämme haben im Ahd. wenig Entsprechungen; außer sibja nur halja, ahd. hella, die Hölle, und haiþi, ahd. heida, die Heide. — Eine große Gruppe zu den ja-Stämmen stellen im Ahd. die Ableitungen auf -in (< westgerm. innjo), z. B. ahd., N., A. kuningin, G. kuninginna, D. kuninginnu, A. kuninginna. Sie haben im Ahd. zunächst kein Nominativsuffix, später vielfach durch Ausgleich mit dem Akkusativ ein a (kuninginna > mhd. küneginne). Nhd. ist jedoch die kurze Form allgemein durchgedrungen.

c) Die i-Stämme.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	kraft	kraft	Kraft
G.	krefti	krefte (kraft)	
D.	krefti		
A.	kraft	kraft	
Pl. N. V.	krefti	krefte	Kräfte
G.	krefteo (-o)		
D.	kreftim (-in, -on)	kreften	Kräften
A.	krefti	krefte	Kräfte

Gotische Entsprechungen sind selten und zeigen im Ahd. dann nicht den überaus wichtigen Umlaut, wie ahd. nôt (got. nauþs), = die Not u. ä. Das a des Stammes ist im Ahd. regelmäßig umgelautet (außer vor einigen besonderen Konsonantenverbindungen), später auch û, wie ahd. hût, G. hiute, die Haut. Das Mhd. zeigt im Sing. bereits die Neigung, zugunsten der umlautlosen Formen auszugleichen, was dann im Nhd. allenthalben durchgeführt ist. Den starken Plural (mit Umlaut) hat eine Anzahl bewahrt, z. B. Maus, Macht, Not, Stadt, Bank, Axt (< ahd. ackus), Magd (< ahd. magad) u. ä. Andere haben im Plural nach dem Muster der a-Stämme schwache Flexion angenommen, z. B. Saat, Burg Glut, Jagd, List, Fahrt, Flut, Welt, Zeit u. a.

d) Die u-Stämme. Diese sind schon im Gotischen sehr gering an Zahl, im ahd. ist nur noch einer vorhanden, hant, die Hand:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	handus	hant	hant	Hand
G.	handaus	henti	hende (hant)	
D.	handau			
A. V.	handu	hant	hant	
Pl. N. V.	handjus	henti	hende	Hände
G.	handiwê	henteo		
D.	handum	hantum (-om -un, hentim)	handen (henden)	Händen
A.	handuns	henti	hende	Hände

Auch hant hat ahd. nur einen Kasus, der den alten u-Stamm verrät, den Dativ Pluralis, sonst richtet es sich sehr im Gegen-

saß zum Gotischen schon ganz nach den i-Stämmen. Reste des alten u-Stammes liegen noch in den Wendungen allerhand < aller hande (G. Pl.) und vorhanden, zu Handen (D. Pl.) vor; dagegen stammt aus der i-Deklination die Zusammenfügung behende (< mhd. bî hende, D. Sg.).

2. Die konsonantische Deklination. Auch hier sind nur sehr geringe Überreste vorhanden.

a) Die r-Stämme. Zu diesen gehören die drei Verwandtschaftsbezeichnungen Mutter, Schwester und Tochter, vielleicht auch ahd. swigur (= Schwiegermutter). Der Singular ist schon im ahd. unflektiert; der Plural lautet:

N. A. muoter. G. muotero. D. muoterum (-un, on).

Im Mhd. ist im Pl. Schwächung der Endsilben und Umlaut eingetreten.

b) Von den andern konsonantischen Stämmen hat nur naht, die Nacht, in der älteren Sprache sich kenntlich erhalten.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	nahts	naht	nacht	Nacht
G.		naht (-i, -es)	nacht (-e)	
D.	naht	naht (-i, -e)	nacht (-e)	
A.		naht	nacht	
Pl. N.	nahts	naht	naht (nehte)	Nächte
G.	nahtê	nahto	nahte (nehte)	
D.	nahtam	nahtum (-im)	nahten (nehten)	Nächten
A.	nahts	naht	naht (nehte)	Nächte

Bereits im Ahd. zeigt sich Übergang zur i-Deklination, welcher das Wort dann später ganz verfallen ist; doch fehlt im Ahd. der Umlaut noch ganz, da die Konsonantenverbindung ht den Umlaut hindert. Ein Rest der älteren Flexion in Weihnachten (< mhd. zen wîhen nahten = zu den heiligen Nächten). Die andern im Gotischen noch vorhandenen konsonantischen Stämme, wie Brust und Burg, werden schon im Ahd. wie Kraft (vgl. oben 1c) dekliniert.

§ 68. Die schwache Deklination der Substantive.

Die schwache oder n-Deklination ist ursprünglich die Deklination der konsonantischen n-Stämme, aber schon im Ahd. sind die Kasussuffixe derselben einander so angenähert (zu allermeist endigen sie

auf n), daß das stammhafte n als Suffix erscheint. Im Mhd. ist allgemein, mit Ausnahme des N. Sg. und bei dem Neutrum auch des A. Sg., Zusammenfall der Suffixe in en eingetreten.

1. Maskulina

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	aúhsa	ohso	ohse	Ochse
G.	aúhsins	ohsen (-in)	ohsen	Ochsen
D.	aúhsin			
A.	aúhsan	ohson (-un)		
Pl. N. V.	aúhsans	ohson (-un)	ohsen	Ochsen
G.	aúhs(a)nê	ohsôno		
D.	aúhsam	ohsôm (-ôn)		
A.	aúhsans	ohson (-un)		

Die Substantive dieser Art waren früher zahlreicher als jetzt; es gehören hierher: Nase, Bote, Bürge, Recke, Schütze, Geselle, Erbe, Schöffe, Zeuge, Ferge u. ä. Manche haben nhd. das e im N. Sg. abgeworfen, wie Fürst (< mhd. fürste), Herr (< mhd. hërre), Mensch (< mhd. mensche), der Tor (< mhd. tore) u. ä. Eine größere Anzahl hat den N. Sg. zugunsten der andern Kasus ausgeglichen. Diese haben dann weiter nhd., nach Analogie der o-Stämme auf en wie Wagen (< ahd. wagan), Zeichen (< ahd. zeihhan), starke Flexion, d. h. im G. Sg. ein s angenommen, z. B. Garten (< ahd. garto), Daumen (< ahd. dûmo), Haken (< ahd. hâko), Kasten (< ahd. kasto), Tropfen (< ahd. tropfo) u. v. a.

2. Neutra

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	hairtô	herza	herze	Herz
G.	hairtins	herzen (-in)	herzen	Herzens
D.	hairtin			Herzen
A.	hairtô	herza	herze	Herz
Pl. N. V.	hairtôna	herzun(-on)	herzen	Herzen
G.	hairtanê	herzôno		
D.	hairtam	herzôm(-on)		
A.	hairtôna	herzun (-on)		

Die Anzahl der schwachen Neutra war schon im Germanischen nicht groß, erhielt sich im ahd. und mhd. ungefähr auf dem-

selben Bestand (herze, ôre, auge und wange) und ist nhd. auf das als Musterbeispiel (Paradigma) gebrauchte zusammengeschmolzen, das im Genitiv Sg. auch schon ein Formelement der starken Maskulina angenommen hat; Ohr und Auge haben im Sg. nhd. die schwache Flexion gänzlich abgelegt.

3. Die Feminina

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	tuggô	zunga	zunge	
G.	tuggôns			Zunge
D.	tuggôn	zungûn	zungen	
A.	tuggôn			
Pl. N. V.	tuggôns	zungûn		
G.	tuggônô	zungôno	zungen	Zungen
D.	tuggôm	zungôm (-ôn)		
A.	tuggôns	zungûn		

Der Ausgleich, der nhd. im Sg. zugunsten des Nominativs stattgefunden hat, ist offenbar unter Einwirkung der starken Feminina erfolgt, so daß sich starke und schwache im Sg. jetzt nicht mehr unterscheiden. Die Zahl der schwachen Feminina ist beträchtlich: Taube, Blume, Sonne, Witwe, Biene, Birne (< ahd. bira), Rose, Glocke, Mücke, Amme u. ä. Verlust des e im Nominativ Sg. zeigt Frau (< ahd. frouwa).

Neben diesen ôn-Stämmen existieren in der älteren Sprache noch feminine în-Stämme, die später mit den ôn-Stämmen völlig zusammengefallen sind.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N. V.	managei			
G.	manageins	menigî(n)	menege	Menge
D.	managein			
A.				
Pl. N. V.	manageins	menigî(n)		
G.	manageinô	menigîno	menegen	Mengen
D.	manageim	menigîm (-în)		
A.	manageins	menigî(n)		

Die în-Stämme sind in der Hauptmasse Adjektivabstrakta, wie Höhe, Tiefe usw.

§ 69. Deklinationswechsel.

Die Übersicht über die Entwicklung der Deklinationen wird dadurch erschwert, daß vielfach Übertritte aus einer Deklination in die andre stattgefunden haben. Ganze Gruppen sind aus der starken in die schwache Deklination übergetreten und umgekehrt. So sind von den starken Feminina die a-Stämme und ja-Stämme vollständig mit den schwachen Feminina zusammengefallen und nhd. von diesen nicht mehr zu unterscheiden. Hinwiederum sind von den schwachen Maskulina sehr viele mit den auf n ausgehenden o- und jo-Stämmen verschmolzen, und die schwachen Neutra sind völlig geschwunden. Auf diese Weise sind vielfach Mischformen entstanden, bei denen es zweifelhaft ist, ob sie richtiger der starken oder schwachen Flexion zuzuzählen sind. Ein Wort wie Herz wäre heute nach der strengen Regel der starken Deklination zuzuzählen, ebenso Auge und Ohr. Die Schulgrammatik hat für diese jedoch eine besondere Rubrik geschaffen, die sie „gemischte" Deklination nennt. Mit dem gleichen Rechte könnte man auch Wörter wie Rücken (ahd. rucki), Kasten (ahd. kasto) u. ä. dieser Abteilung überweisen. Dem widerspräche allerdings wieder der umgelautete Plural, den mehrere ehemals schwache Substantive auf -en wie Kasten (Kästen), Bogen (Bögen), Schaden (Schäden) im Nhd. angenommen haben, und der mit historischem Recht als Eigentümlichkeit der starken Substantive, wenn auch durchaus nicht aller umlautfähigen, gilt.

Als Wörter der nhd. gemischten Deklination gelten solche, die im Singular die Endungen der starken Deklination (Gen. s, Dat. e) und im Plural die der schwachen (en) haben. Es kommen nur Maskulina und Neutra in Betracht, da die Feminina nhd. keine Endung im Singular aufweisen und daher allein nach dem Plural geschieden werden können. Zu den Maskulina zählen einige versprengte Wörter wie die ehemals schwachen Substantive Schmerz (mhd. smërze) und Strahl (mhd. die strâle), das Lehnwort Forst (< mittellat. forestis) u. ä. Zu den Neutra gehören außer den ehemals schwachen (Herz, Auge, Ohr) mehrere alte jo-Stämme, wie Hemd (< ahd. hemidi), Ende (< ahd. enti), Bett (< ahd. betti), das substantivierte Adjektiv Leid u. ä.

Eine kleine Anzahl von Substantiven verhält sich schwankend und bildet Doppelformen. So hat das ursprünglich schwache Mask. Hahn (ahd. hano) gelegentlich noch schwache Formen im Sg. (des Hahnen neben des Hahns). Bär (ahd. bëro), ehemals

schwach, hat im Sing. auch starke Formen angenommen: des Bärs, den Bär, neben des Bären usw. Bauer, ahd. bûâri, ein alter jo-Stamm, flektiert im Sg. stark und schwach (des Bauers und des Bauern), der Pl. ist ganz in die schwache Deklination übergetreten.

§ 70. Die Vornamen.

Auch bei den Personennamen unterschied man ursprünglich eine starke und eine schwache Deklination. Heute sind beide Arten miteinander verschmolzen.

1. Maskulina

a) Starke:

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	Hartmuot	Hartmuot	Hartmut
G.	Hartmuotes	Hartmuotes	Hartmuts (-ens)
D.	Hartmuote	Hartmuote (-en, —)	Hartmut (-en)
A.	Hartmuotan	Hartmouten (-e, —)	Hartmut (-en)

Stark flektiert wurden die Männernamen, die auf einen Konsonanten ausgingen. Der A. zeigt im Ahd. die pronominale Endung; diese dringt im Mhd. in den Dativ, im Nhd. mit s (ens) auch in den Genitiv.

b) Schwache:

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	Otto (Hagano)	Otte (Hagene)	Otto (Hagen)
G.	Otten (Haganen)	Otten (Hagenen)	Ottos (Hagens)
D.	Otten (Haganen)	Otten (Hagenen)	Otto(n) (Hagen)
A.	Ottun(-en)(Haganun)	Otten (Hagenen)	Otto(n) (Hagen)

Schwache Flexion hatten die männlichen Eigennamen, die im Ahd. auf Vokal endigten. Das Nhd. kennt keine schwachen männlichen Vornamen mehr; das steht offenbar im Zusammenhang damit, daß viele ehemals auf Vokal endigende Namen den auslautenden Vokal nhd. abgeworfen haben, wie Hagen, Fritz (< Fridizo), Walter (< Wálthâri) u. ä. Die gewöhnliche Genetivendung ist nhd. s, nur bei denen, die nhd. auf einen Zischlaut ausgehen, ist regelmäßig ens dafür eingetreten, z. B. Fritz(ens), Hans(ens), Max(ens) u. ä.

2. Feminina

a) Starke:

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	Hiltigund	Hildigunt	Hildegund
G.	Hiltigunda	Hildigunde	Hildegunds (-ens)
D.	Hiltigundu	Hildigunde	Hildegund (en)
A.	Hiltigunda	Hildigunde	Hildegund (en)

Die echten ahd. Frauennamen auf gund, hilt, gart, burg, lint, rûn u. ä. sind im Ahd. ja-Stämme; nhd. sind sie öfter in die schwache Flexion übergetreten, sonst stehen sie ohne Flexionsendung; nur der Genitiv hat von den Maskulina die Endung s, beziehungsweise ens übernommen. Eigentümlich ist der ganzen Gruppe die endungslose Form des N. Sg.

b) Schwache:

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
S. N.	Maria	Marie	Marie
G.	Mariûn	Marien	Mariens (-es)
D.	Mariûn	Marien	Marien
A.	Mariûn	Marien	Marie(n)

Schwach wurden die im Ahd. auf -a, im Mhd. auf -e endenden Vornamen flektiert, sowohl die entlehnten (Maria), als die einheimischen Koseformen (Hilda). Nhd. ist auch hier das Genitiv-s, aber vorwiegend an die schwache Genitivendung (en + s), angefügt worden.

§ 71. Der Artikel.

Solange der Stammauslaut gut erhalten und deutlich erkennbar war, genügte dieser in Verbindung mit den flexivischen Suffixen zur Unterscheidung des Geschlechts wie der Kasus. Mit dem zunehmenden Verfall der Endungen indessen wurden andere Mittel nötig, um die Flexion klar auszudrücken und Verwechselungen zu vermeiden. Als bequemes Mittel brauchte die Sprache dazu den Artikel, der im älteren Ahd. noch sparsam verwandt wird, allmählich eine wachsende Bedeutung gewinnt, zunächst als Geschlechtswort, aber weiterhin auch zur Unterscheidung der Kasus, und der heute nicht selten ganz allein, z. B. im Singular der Feminina, wo jede unterscheidende Endung fehlt, die Kosten der Deklination bestreiten muß.

Man unterscheidet zwei Artikel, einen bestimmten (der, die, das) und einen unbestimmten (ein, eine, ein). Der bestimmte hat sich von dem hinweisenden Pronomen abgezweigt (§ 54), der unbestimmte von der ersten Kardinalzahl (§ 55, 1). In der Lautform und Flexion zeigen sie keine Unterschiede gegenüber ihrer Grundform (s. daher die Flexion § 72 und § 74), nur in der Betonung. Der Artikel versieht immer nur die Stelle einer Vorsilbe, er trägt daher nie den Hauptton und paßt sich tonisch dem Worte an, dessen Flexion er bestimmt: der Mánn wird etwa betont wie Verhaú; eines Mánnes wie widerráten. Der unbestimmte Artikel steht an Bedeutung wie an Alter weit hinter dem bestimmten zurück (vgl. § 94). Zudem wird er nur im Singular gebraucht; bei einer unbestimmten Angabe im Plural wird gar kein Artikel gesetzt.

Der Artikel genügt in der Regel seiner Aufgabe, sobald er durch eine Endung des Substantivums unterstützt wird (**den** Dienern, **die** Tage). Ohne diese Unterstützung ist er meist nicht ausreichend, und die Flexion bleibt mehrdeutig (z. B. das Haus, der Frau u. ä.)

Anderseits hat die flexivische Mitwirkung der Suffixe in der älteren Sprache, als die Stammauslaute undeutlich wurden, nicht selten zu Irrungen hinsichtlich des Geschlechtes und schließlich zum G e s c h l e c h t s w e c h s e l geführt. So sind Maskulina und Neutra der o- und jo-Stämme mhd. in der Form des N. Pl. zu den schwachen Feminina übergetreten, weil die beiden Deklinationsformen im Suffixe (e) und später auch im Artikel (die) übereinstimmten, z. B. die Träne < mhd. die trêne = N. Pl. von dër trahen (< ahd. trahan); die Zähre < mhd. die zehere = N. Pl. von dër zaher (< ahd. zahar); die Beere < mhd. die bere = N. Pl. von daȥ ber (< ahd. beri); die Locke < mhd. die locke = N. Pl. von dër loc u. a. Nur N u m e r u s w e c h s e l weisen auf: die Hüfte < mhd. die hüffe = N. Pl. von mhd. diu huf; die Hürde < mhd. die hürde = N. Pl. von mhd. diu hurt u. ä.

Trotz der Verschiedenheit des Artikels sind mehrere ehemalige Maskulina der schwachen Deklination verweiblicht, weil ihre Suffixe mit denen der schwachen Feminina völlig zusammengefallen waren, z. B. die Grille, mhd. diu grille < ahd. dër grillo; die Schlange, mhd. diu slange, ahd. dër slango; die Kohle, mhd. diu kole < ahd. dër kolo u. ä. Ein schwaches Neutrum war ursprünglich die Wange, mhd. daȥ wange < ahd. daȥ wanga.

§ 72. Das Pronomen.

Hinsichtlich der Deklination zerfallen die Pronomina in drei Klassen, in ungeschlechtige Pronomina, geschlechtige Pronomina und Pronominaladjektive.

1. Die ungeschlechtigen Pronomina. Diese unterscheiden nur Kasus und Numerus, aber nicht das Geschlecht, und bilden die einzelnen Formen nicht selten von ganz verschiedenen Stämmen. Es gehören hierher das Personalpronomen der ersten und zweiten Person und das Reflexivpronomen der dritten. Von dem im Got. noch vollständig erhaltenen Dualis bewahrt das Ahd. nur einen dürftigen Rest.

a) Personalpronomen der ersten und zweiten Person:

	1. Person			2. Person		
	Got.	Ahd. Mhd.	Nhd.	Got.	Ahd. Mhd.	Nhd.
Sg. N.	ik	ih, ich	ich	þu	dû, du	du
G.	meina	mîn	mein(er)	þeina	dîn	dein(er)
D.	mis	mir	mir	þus	dir	dir
A.	mik	mih, mich	mich	þuk	dih, dich	dich
Du. N.	wit	— —	—	—	—	—
G.	ugkara	unkêr —	—	igqara	—	—
D.	ugkis	— —	—	igqis	—	—
A.	ugkis, ugk	— —	—	igqis	—	—
Pl. N.	weis	wir	wir	jus	ir	ihr
G.	unsara	unsêr, -er	unser	izwara	iuwêr, -er	euer
D.	uns, unsis	uns	uns	izwis	iu	euch
A.	uns, unsis	unsih, uns	uns	izwis	iuwih, iuch	euch

Die Erweiterung des Gen. Sing. im Nhd. durch das Suffix er hat das Personalpronomen mit dem Reflexivpronomen und dem Pron. der 3. Person gemeinsam. Überhaupt zeigen alle einfachen Pronomina im Nhd. die Neigung, die einsilbige Genitivform zu verlängern.

b) Reflexivpronomen:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. u. Pl. G.	seina	sîn	sîn	sein(er)
D.	sis	[Sg. imu, iru; Pl. im]	[Sg. im, ir; Pl. in]	sich
A.	sik	sih	sich	sich

Die fehlenden Formen des Reflexivpronomens, der Dativ Sg und Pl., werden im Ahd. und Mhd. durch die entsprechenden

Formen vom geschlechtigen Pronomen der 3. Person (vgl. unten 2a) ersetzt; im Nhd. ist zugunsten des Akk. ausgeglichen worden.

2. **Die geschlechtigen Pronomina.** Zu diesen zählen folgende drei Arten: das Pronomen der 3. Person, die Demonstrativpronomina und die Interrogativpronomina.

a) Pronomen der 3. Person.

Maskulinum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	is	ër	ër	er
G.	is	[sîn]	[sîn]	seiner
D.	imma	imu (-o)	ime, im	ihm
A.	ina	inan, in	in	ihn
Pl. N.	eis	sie	sie, si	sie
G.	izê	iro	ire, ir	ihrer
D.	im	im, in	in	ihnen
A.	ins	sie	sie, si	sie

Neutrum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Ahd.
Sg. N.	ita	iz	ëz	es
G.	is	is, ës	ës	seiner
D.	imma	imu (-o)	ime, im	ihm
A.	ita	iz	ëz	es
Pl. N.	ija	siu	siu, sie	sie
G.	izê	iro	ire, ir	ihrer
D.	im	im, in	in	ihnen
A.	ija	sie	siu, sie	sie

Femininum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	si	siu, sî	siu, sî, sie	sie
G.	izôs	ira (-u, -o)	ire, ir	ihrer
D.	izai	iru (-o)	ire, ir	ihr
A.	ija	sia, sie	sie, sî	sie
Pl. N.	ijôs	sio	sie, sî	sie
G.	izô	iro	ire, ir	ihrer
D.	im	im, in	in	ihnen
A.	ijôs	sio	sie, sî	sie

b) **Die Demonstrativpronomina.** Das älteste Demonstrativpronomen ist das noch heute als solches übliche „der, die, das". Es wurde schon im Ahd. zugleich als bestimmter Artikel und neben andern als Relativpronomen benutzt. Im Gotischen entspricht ihm sa, sô, þata, das auch nebenbei als Artikel, aber nicht als Relativpronomen vorkommt.

Aus der Zusammensetzung mit der Partikel se ist daraus weiter das Demonstrativpronomen dërse usw., nhd. dieser, entstanden, das anfangs in der Mitte flektierte und erst allmählich die Flexion an das Ende verlegte. Im Ahd. ist diese Verlegung bereits eingetreten. Das Gotische besitzt dazu keine formale Entsprechung; die Zusammensetzung erfolgt dort mit einer andern Partikel (sa + uh > sah).

aa) **der, die, das.**

Maskulinum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	sa	dër	dër	der
G.	þis	dës	dës	des(sen)
D.	þamma	dëmu (-o)	dëme, dëm	dem
A.	þana	dën	dën	den
Pl. N.	þai	dê, dea, dia, die	die	die
G.	þizê	dëro	dëre, dër	der(en)
D.	þaim	dêm, dên, dean, dien	dën	den(en)
A.	þans	dê, dea, dia, die	die	die

Neutrum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	þata	daȥ	daȥ	das
G.	þis	dës	dës	des(sen)
D.	þamma	dëmu (-o)	dëme, dëm	dem
A.	þata	daȥ	daȥ	das
J.	þê	diu	diu	—
Pl. N.	þô	(dei,) diu	diu	die
G.	þizê	dëro	dëre, dër	der(en, er)
D.	þaim	dêm, dên, dean, dien	dën	den(en)
A.	þô	(dei,) diu	diu	die

Femininum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	sô	diu	diu, die	die
G.	þizôs	dëra (-u, -o)	dëre, dër	der(en)
D.	þizai	dëru (-o)	dëre, dër	der
A.	þô	dea, dia, die	die	die
Pl. N.	þôs	deo, dio	die	die
G.	þizô	dëro	dëre, dër	der(en, er)
D.	þaim	dêm, dên, dien, dean	dën	den(en)
A.	þôs	deo, dio	die	die

Die erweiterten nhd. Formen für den G. Sg. und den G. D. Pl. stehen nur bei relativem und demonstrativem Gebrauch.

bb) dieser.

Maskulinum

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	dëse (-êr, thërêr)	dirre	dieser
G.	dësses	dises	dieses
D.	dësemu (-o)	diseme	diesem
A.	dësan	disen	diesen
J.	—	—	—
Pl. N.	dëse	dise	diese
G.	dësero (thërero, thërro)	dirre	dieser
D.	dësêm (-en)	disen	diesen
A.	dëse	dise	diese

Neutrum

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	diz (thizi)	ditze, diz	dies(es)
G.	dësses	dises	dieses
D.	dësemu (-o)	diseme	diesem
A.	diz (thizi)	ditze, diz	dies(es)
J.	dësiu, disiu, dësu, disu	—	—
Pl. N.	dësiu, disiu, disu	disiu	diese
G.	dësero (thërero, thërro)	dirre	dieser
D.	dësêm (-en)	disen	diesen
A.	dësiu, disiu, disu	disiu	diese

Femininum

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	dësiu, disiu	disiu	diese
G.	dësera, (o; thërera, thërra, -o)	dirre	dieser
D.	dëseru (-o; thërru, -o)	dirre	dieser
A.	dësa	dise	diese
Pl. N.	dëso	dise	diese
G.	dësero, (thërero, thëro)	dirre	dieser
D.	dësêm (-en)	disen	diesen
A.	dëso	dise	diese

Gegenüber dem bunten Formenbestand des Ahd. zeigt das Mhd. schon das Heraustreten des modernen Wortstammes dis-, allerdings noch im Wettbewerb mit dirr-; im Nhd. ist dann zugunsten von dies- ausgeglichen. Die ahd. Formen mit anlautendem th sind frühfränkische Formen (Otfried), an denen die 2. Lautverschiebung (§ 35, 3) noch nicht vollzogen ist.

c) Das Fragepronomen wer, was. Es steht immer substantivisch und hat die im Gotischen bewahrte Form für das Femininum (N. A. ƕô, G. ƕizôs, D. ƕizai) schon ahd. verloren. Der Plural fehlt gänzlich.

Maskulinum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	ƕas	hwër	wër	wer
G.	ƕis	hwës	wës	wes(sen)
D.	ƕamma	hwëmu (-o)	wëme	wem
A.	ƕana	hwënan	wën	wen
J.	—	—	—	—

Neutrum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	ƕa	hwaȥ	waȥ	was
G.	ƕis	hwës	wës	wes(sen)
D.	ƕamma	hwëmu (-o)	wëme	wem
A.	ƕa	hwaȥ	waȥ	was
J.	ƕê	hwiu (hiu)	wiu	—

3. Die Pronominaladjektive. Dahin rechnen die Possessiva „mein", „dein", „sein" usw., das Demonstrativum „jener", das Relativum „welcher" und die Indefinita „keiner", „jeder", „solcher", „mancher" u. ä. Sie haben im allgemeinen die Flexion der Adjektive, nur daß bei manchen von ihnen gewisse Formen, z. B. die schwachen Formen bei „jener", „welcher" u. ä. fehlen.

§ 73. Das Adjektiv.

Das Adjektiv hat in allen germanischen Sprachen eine zweifache Deklination, eine starke und eine schwache; die schwache Deklination ist eine germanische Neubildung, die starke geht auf die alte indogermanische Adjektivflexion zurück. Beide Deklinationsarten sind unter dem Einfluß der Substantivflexion entwickelt, doch besteht schon rein äußerlich ein großer Unterschied darin, daß ein Substantiv nur stark oder nur schwach dekliniert wird, während ein und dasselbe Adjektiv, stark und schwach, je nach den syntaktischen Erfordernissen (vgl. § 96), flektieren kann.

1. Die starke Deklination der Adjektive zerfällt in zwei Arten, eine rein substantivische und eine pronominal-gemischte Deklination. Bereits im Germanischen wurden in der starken Deklination nach substantivischem Muster dadurch Störungen hervorgerufen, daß in eine Anzahl von Kasus die pronominale Flexionsendung eindrang. Im Ahd. entstanden so für verschiedene Kasus Doppelformen, die später eine syntaktisch verschiedene Verwendung erhielten (§ 96) und dadurch die Zweiteilung der starken Flexion im Deutschen herbeiführten:

a) Die alte rein substantivische Flexion ist nur noch in der sogenannten unflektierten Form bewahrt, die nhd. das Suffix verloren hat. Das Ahd. hat jedoch auch hier noch teilweise den älteren Formenbestand und läßt, entsprechend der vokalischen Deklination der Substantive, noch drei Stämme erkennen: Adjektive mit o—a-Stamm, mit jo—ja-Stamm und mit wo—wa-Stamm.

Schon im Ahd. abgefallen ist das Suffix bei den o—a-Stämmen.

got. blind, ahd. blind, mhd. blint, nhd. blind.

Dagegen haben die jo—ja-Stämme das Suffix noch bis ins Mhd. bewahrt:

got. wilþi, ahd. wildi, mhd. wilde, nhd. wild.

Nhd. sind diese Stämme vielfach noch am umgelauteten Vokal zu erkennen, wie jäh (< ahd. gâhi), grün (< ahd. gruoni), schön (< ahd. scôni) u. ä. Einzelne weisen sogar noch nhd. Vokalauslaut (e < ahd. i) auf, wie träge (< ahd. trâgi), müde (< ahd. muodi),

mürbe (< muruwi), trübe < ahd. truobi, blöde < ahd. blôdi, böse < ahd. bôsi, leise < ahd. lîsi u. ä. Es ist bezeichnend, daß der Vokal sich immer nur hinter einem stimmhaften Laut (b, d, g, s), als natürliches Schutzmittel für diesen, erhalten hat.

Die wo—wa-Stämme endigen ahd. auf o und haben das alte w des Stammes schon ahd. in dieser Form verloren:

ahd. garo (Stamm garw-), mhd. gar, nhd. gar.

Im Gotischen fehlen die wo-Stämme bei dem Adjektiv; dafür haben sich hier noch adjektivische i- und u-Stämme, erhalten. Im Ahd. sind die o—a-Stämme am zahlreichsten entwickelt; zu ihnen gehören fast alle mit Suffix abgeleiteten Adjektive. Aber auch die Zahl der jo—ja-Stämme ist beträchtlich.

b) Die pronominal gemischte Deklination, in der Schulgrammatik schlechthin die starke Deklination genannt:

got. blinds, ahd. blintêr, mhd. blinder, nhd. blinder
got. wilþeis, ahd. wildêr, mhd. wilder, nhd. wilder
got. — ahd. garawêr, mhd. garwer, nhd. garer.

Hier ist der alte Stammunterschied bei den jo-Stämmen schon im Ahd. verwischt. Dagegen haben die wo-Stämme im Gegensatz zu der alten rein substantivischen Flexion, das auslautende w des Stammes bis in das Mhd. bewahrt. Erst nhd. ist hier ausgeglichen, indem entweder das w ausfiel wie bei gar, garer, oder indem es sich unter Anpassung an den vorhergehenden Laut im gesamten Wortstamm durchsetzte, wie grau < ahd. grâo (grâwêr) usw., oder indem Doppelformen entstanden, wie fahl und falb (< ahd. falo, falawêr), gehl und gelb (< ahd. gëlo, gëlwêr).

Es genügt das Paradigma der o-Stämme:

Maskulinum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	blinds	blintêr	blinder	blinder
G.	blindis	blintes	blindes	blindes(-en)
D.	blindamma	blintemu (-emo)	blindeme (-em)	blindem
A.	blindana	blintan	blinden	blinden
J.	—	blintu (-o)	—	—
Pl. N.	blindai	blinte (-a)	blinde	blinde
G.	blindaizê	blintero	blindere (-er)	blinder
D.	blindaim	blintêm (-ên)	blinden	blinden
A.	blindans	blinte (-a)	blinde	blinde

Neutrum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	blindata	blintaʒ	blindeʒ	blindes
G.	blindis	blintes	blindes	blindes(-en)
D.	blindamma	blintemu (-emo)	blindeme (-em)	blindem
A.	blindata	blintaʒ	blindeʒ	blindes
J.	—	blintu (-o)	—	—
Pl. N.	blinda	blintiu (-u)	blindiu	blinde
G.	blindaizê	blintero	blindere (-er)	blinder
D.	blindaim	blintêm (-ên)	blinden	blinden
A.	blinda	blintiu (-u)	blindiu	blinde

Femininum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	blinda	blintiu (-u)	blindiu	blinde
G.	blindaizôs	blintera (-eru, -ero)	blindere (-er)	blinder
D.	blindai	blinteru (-ero, -era)	blindere (-er)	blinder
A.	blinda	blinta	blinde	blinde
Pl. N.	blindôs	blinto	blinde	blinde
G.	blindaizô	blintero	blindere (-er)	blinder
D.	blindaim	blintêm (-ên)	blinden	blinden
A.	blindôs	blinto	blinde	blinde

2. Die schwache Deklination der Adjektive unterscheidet sich in der älteren Sprache nicht von der der Substantive. Die wo-Stämme zeigen ahd. und mhd. auch hier das w im Stammauslaut, also garwo (< garawo), dagegen blinto und wildo.

Maskulinum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	blinda	blinto	blinde	blinde
G.	blindins	blinten (-in)	} blinden	} blinden
D.	blindin	blinten (-in)		
A.	blindan	blinton (-un)		
Pl. N.	blindans	blinton (-un)	} blinden	} blinden
G.	blindanê	blintôno		
D.	blindam	blintôm (-ôn)		
A.	blindans	blinton (-un)		

Neutrum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	blindô	blinta	blinde	blinde
G.	blindins	blinten (-in)	blinden	blinden
D.	blindin	blinten (-in)		
A.	blindô	blinta	blinde	blinde
Pl. N.	blindôna	blintun (-on)	blinden	blinden
G.	blindanê	blintôno		
D.	blindam	blintôm (-ôn)		
A.	blindôna	blintun (-on)		

Femininum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. N.	blindô	blinta	blinde	blinde
G.	blindôns	blintûn	blinden	blinden
D.	blindôn	blintûn		
A.	blindôn	blintûn		blinde
Pl. N.	blindôns	blintûn	blinden	blinden
G.	blindônô	blintôno		
D.	blindôm	blintôm (-ôn)		
A.	blindôns	blintûn		

Das Nhd. zeigt im Akk. Sg. Fem. eine Störung, entsprechend der substantivischen Entwicklung (vgl. § 68, 3).

Die Steigerungsformen, der Komparativ und der Superlativ, wurden im Ahd. und noch im Mhd. nur schwach flektiert (im Got. allein der Komparativ); im Nhd. hat sich dann auch die starke Deklination als gleichberechtigt durchgesetzt. Dagegen flektieren bereits im Ahd. die Partizipien des Präsens und des Präteritums wie die regelmäßigen Adjektive stark und schwach.

§ 74. Das Zahlwort.

1. Die Kardinalzahlen. Von diesen werden im Ahd. dekliniert die Zahlen 1—19 und 1000. Regelmäßig besaßen jedoch die Deklination nur 1—3, die dreigeschlechtig sind und zwischen pronominaler und substantivischer Deklination schwanken. Die Zahlen 4—19 wurden nur unter bestimmten syntaktischen Umständen, wenn sie als Adjektive hinter dem Substantiv standen oder selbst als Substantiv gebraucht wurden, dekliniert und folgten

dann den Substantiven der i-Deklination (§ 65, 1 c). 1000 wurde verschieden dekliniert; heute rechnet es als Substantiv, wie hundert, zu den starken Neutra (die Tausende, die Hunderte).

a) Von den ersten drei Grundzahlen hat nur „eins" volle Flexion im Nhd. bewahrt, und offenbar verdankt es dies auch nicht seiner Bedeutung als Zahlwort, sondern als flexivisches Hilfswort; denn seit Ende des Mittelalters wird es in zunehmendem Maße als unbestimmter Artikel und als unbestimmtes Pronomen (= irgend jemand) gebraucht. Im Ahd. und Mhd. zeigt es die starke Flexion des Adjektivs. Es hat einmal rein substantivische Flexion: ahd. mhd. ein im Nom. Sg. für alle drei Geschlechter und im Akk. Sg. Neutr.; nhd. dagegen „ein" nur Nom. Sg. Mask. und Nom. Akk. Sg. Neutr., im Fem. „eine". Daneben steht die pronominale:

Maskulinum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	ains	einêr	einer	einer
G.	ainis	eines	eines	eines
D.	ainamma	einemu (-emo)	einem	einem
A.	ainana	einan	einen	einen

Neutrum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	ainata	einaȥ	eineȥ	eins
G.	ainis	eines	eines	eines
D.	ainamma	einemu (-emo)	einem	einem
A.	ainata	einaȥ	eineȥ	eins

Femininum

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
N.	aina	einiu	einiu	eine
G.	ainaizôs	einera (-eru, -ero)	einer	einer
D.	ainai	eineru (-ero)	einer	einer
A.	aina	eina	eine	eine

Jünger ist die schwache Deklination von „ein", die nur in Verbindung mit dem bestimmten Artikel eintritt: des einen (Hauses), der einen (Frau) usw. Bei diesem Gebrauch ist auch ein Plural möglich: die einen usw.

b) Von **zwei** und **drei** war der Formenbestand der Deklination schon in der älteren Sprache beschränkter und ist nhd. durch Ausgleichung noch ärmer geworden. Bei zwei ist im Nom. nhd. das Neutrum durchgedrungen:

	Got.			Ahd.			Mhd.			Nhd.
	M.	N.	F.	M.	N.	F.	M.	N.	F.	
N.	twai	twa	twôs	zwêne	zwei	zwâ (zwô)	zwêne	zwei	zwô (zwuo, zwâ)	zwei
G.	twaddjê			zweio			zweier (-ger)			zweier
D.	twaim			zweim (-n)			zwein (-en)			zweien
A.	twans	twa	twôs	zwêne	zwei	zwâ (zwô)	zwêne	zwei	zwô (zwuo, zwâ)	zwei

Bei drei ist das Maskulinum Sieger geblieben:

	Got.			Ahd.			Mhd.			Nhd.
	M.	N.	F.	M.	N.	F.	M.	N.	F.	
N.	þrei	þrija	þreis	drî	driu	drîo	drî	driu	drîe	drei
G.	þrijê			drîo			drîer (-ger)			dreier
D.	þrim			drim (-n)			drin (drîn, drîen)			dreien
A.	þrins	þrija	þrins	drî	driu	drîo	drî	driu	drîe	drei

2. Die **Ordinalzahlen** werden im Got. und im Ahd. noch ausschließlich schwach flektiert mit Ausnahme von ahd. andar, got. anþar, der zweite, das nur starke Deklination hat (ahd. anderêr, anderaʒ, anderiu, got. anþar, anþarata, anþara). Später setzt sich bei allen Ordnungszahlen auch die starke Flexion neben der schwachen durch.

B. Das Verb (Konjugation).

§ 75. Zweck und Mittel der Konjugation.

Durch die Konjugation unterscheiden wir bei einer Handlung fünferlei: die Person, die Anzahl der Personen (Numerus), die Zeit (Tempus), die Aussageform (Modus) und die Art oder Richtung der Handlung (Genus). Dazu werden folgende Mittel angewandt: Veränderung des Stammvokals, Veränderung des Stammauslautes, Anfügung von Präfixen und Suffixen und Aushilfe durch besondere Hilfswörter (Personalpronomen, Hilfsverb). Die Mehr-

zahl der heutigen Verbalformen wird mit Hilfsverben gebildet. Man nennt derartige Bildungen im Gegensatz zu den einfachen Verbalformen Umschreibungen.

1. Die Person wurde im Germanischen und noch im Gotischen durch das Suffix allein hinreichend ausgedrückt. Mit dem Verfall der Endungen wurde im Ahd. die Aushilfe des Personalpronomens nötig, sobald das Subjekt nicht durch ein Substantiv oder anderes Pronomen gegeben war. Das Personalpronomen hat zu dem Verb eine ähnliche Stellung gewonnen, wie der Artikel zum Substantiv und ist, wenn es als flexivisches Hilfswort gebraucht wird, tonlos: ich néhme, got. noch ohne Personalpronomen einfach nima. Es werden drei Personen unterschieden, die sprechende, die angesprochene und die besprochene. Ein Geschlechtsunterschied wird nur in der 3. Person Sing. des Personalpronomens gemacht.

2. Der Numerus wird heute allgemein durch die Endung, im Ahd. und Mhd. auch durch Veränderung des Stammvokals ausgedrückt (nimu, nëmamês; zôh, zugum). Ein Überbleibsel davon hat sich bei einigen starken Verben im Präsens erhalten. Von dem ursprünglich im Indogermanischen und Germanischen vorhandenen Dual hat das Gotische geringe Reste, das Ahd. keine Spur bewahrt.

3. Das Tempus wird bezeichnet durch Wechsel des Stammvokals, Veränderung des Stammauslauts, Anfügung von Präfixen und Suffixen und durch besondere Hilfsverben. Es werden also sämtliche flexivische Ausdrucksmittel der Konjugation dabei in Anspruch genommen. Die deutsche Sprache bildet in allen Perioden mit der einfachen Verbalform nur zwei Tempora oder Zeitformen, die Gegenwart (Präsens: ich komme) und die Vergangenheit (Präteritum: ich kam). Die Gegenwart dient zugleich mit zur Bezeichnung der Zukunft (Futurum); „ich komme" kann heißen: ich komme in diesem Augenblick (Präsens), oder ich komme demnächst, morgen (Zukunft). In der lebendig-anschaulichen Erzählung tritt das Präsens öfter an stelle des Präteritums (Praesens historicum). Vier andere Tempora werden durch Umschreibung mit Hilfsverben gebildet, zunächst ein besonderes Futurum (ich werde kommen) und weiter drei Tempora, durch welche die Vollendung einer Handlung in einer der drei Zeiten ausgedrückt wird: das Perfektum (Vollendung in der Gegenwart: ich habe genommen, ich bin gekommen), das Plusquamperfektum (Vollendung in der Vergangenheit: ich hatte genommen, ich war gekommen) und das Futurum exaktum (Vollendung in der Zukunft: ich werde genommen haben,

ich werde gekommen sein). In manchen oberdeutschen Mundarten ist auch das Präteritum verloren gegangen und durch das Perfektum ersetzt worden, so daß da nur ein einziges Tempus mit einfacher Verbalform gebildet wird.

4. Der **Modus** oder die Aussageform wird durch Veränderung des Stammvokales und durch Hilfsverben ausgedrückt. Man unterscheidet drei Modi oder Aussageformen: die Wirklichkeitsform (Indikativ), die Möglichkeitsform (Konjunktiv) und die Befehlsform (Imperativ). Der Indikativ (er kommt) bezeichnet eine Handlung, schlechthin als geschehen oder geschehend. Der Konjunktiv (er komme) bezeichnet eine Handlung als möglich oder wünschenswert und enthält oft einen Wunsch oder eine Aufforderung. Der Imperativ (komm) besagt, daß eine Handlung geschehen soll, und enthält einen Befehl. Indikativ und Konjunktiv werden zu jedem Tempus und zu jeder Person gebildet, der Imperativ nur zum Präsens und nur zu drei Personen mit einfachen Verbalformen (2. Pers. Singularis und Pluralis und 1. Pers. Pluralis; die letztere ist nhd. als besondere Form verloren gegangen). Das Gotische hat auch noch imperativische Formen der 3. Person, wie sie das Indogermanische und Germanische besaß, bewahrt.

5. Das **Genus** war in der indogermanischen Sprache ein dreifaches: Aktivum (die sog. tätige Form: ich stoße), das Passivum (Leideform: ich werde gestoßen) und das Medium (Mittelform, meist reflexiv: ich stoße mich). Davon ist als einfache Verbalform nur das Aktivum im Deutschen erhalten; das Gotische besaß noch Reste des Mediums in passiver Bedeutung (Mediopassivum). Das Passivum wird im Deutschen mit Hilfsverben umschrieben.

6. Außerdem besitzt die deutsche Sprache seit alters drei sogenannte **Verbalnomina**, d. h. Bildungen verbalen Ursprungs, die als Nomina (Substantive oder Adjektive) verwendet werden: einen Infinitiv des Präsens (kommen, nehmen) und zwei Partizipien, ein Partizip des Präsens mit aktiver Bedeutung (stoßend, nehmend), und ein Partizip des Präteritums mit passiver Bedeutung (gestoßen, genommen). Im Nhd. ist noch ein viertes Verbalnomen hinzugekommen, ein Partizip des Futurums mit passiver Bedeutung, das durch die Verbindung von zu mit dem Partizip des Präsens gebildet wird (zu lesend, zu glaubend usw., z. B. das zu bearbeitende Feld = das Feld, das bearbeitet werden wird oder soll; ebenso das zu lesende Buch u. a). Das Partizip Präs. ist hier jedoch nicht ursprünglich, sondern an Stelle eines älteren Infinitivs ge-

treten. Der Infinitiv war in der älteren Sprache selbst deklinierbar (vgl. § 77, 1d) und konnte daher, namentlich in Verbindung mit Präpositionen den Artikel entbehren. So hieß „ein Buch zum Lesen" mhd. ein buoch ze lesenne. Als die Flexion des Infinitivs anfing zu schwinden, wurden derartige Formen wegen ihrer engen Beziehung zum Substantiv mißverständlich zu Partizipien Präs. umgedeutet, daher nhd.: das zu lesende Buch.

§ 76. Konjugationsarten.

Der von Grimm vorgeschlagenen und seither eingebürgerten Einteilung in starke und schwache Verben (vgl. § 50) liegt ein Unterschied der Tempusbildung zugrunde. Das Präteritum und das Part. Prät., das für die Bildung der umschriebenen Tempora überaus wichtig ist, werden beidemal verschieden gebildet.

1. Die starke Konjugation bildet das Präteritum und das Part. Prät. durch Veränderung des Stammvokals. Hier sind nhd. zwei verschiedene Flexionsweisen zusammengefallen, die ablautende und die reduplizierende. Reduplikation oder Doppelung ist eine Wiederholung der Stammsilbe; die reduplizierenden Verben bildeten also ihr Präteritum ursprünglich mit einem Präfix (anlautender Kosonant + ai): got. fâhan, faífâh; stautan, staístaut. Diese Bildung ist jedoch nur noch im Gotischen vorhanden und bereits im Ahd. beseitigt. An ihre Stelle ist ein dem Ablaut ähnlicher Wechsel des Stammvokals getreten.

2. Die schwache Konjugation bildet das Präteritum und das Part. Prät. mit einem dentalen Suffix (got. d, deutsch t), worin das Präteritum von tun ermutet wird. Entsprechend den drei verschiedenen ableitenden Suffixen der schwachen Verben im Ahd., i, ô und ê (vgl. § 50, 2a), unterscheidet man in der älteren Sprache drei schwache Konjugationen, eine erste oder i-Konjugation, eine zweite oder ô-Konjugation und eine dritte oder ê-Konjugation. Sie sind Nhd. unterschiedslos zusammengefallen.

3. Eine größere Anzahl Verben zeigt Mischformen, d. h. sie gehören mit einer Form der starken, mit der andern der schwachen Konjugation an, oder sie bilden auch dieselbe Form gleichzeitig auf beide Weisen. Eine kleine Gruppe weist unregelmäßige Konjugation auf, die zu keiner der beiden Arten paßt und sich als Überrest einer älteren, sonst im Germanischen geschwundenen Konjugationsart darstellt.

§ 77. Die starke Konjugation.

1. Das Präsens. Die ablautenden und die ehemals reduplizierenden Verben stimmen schon in der ältesten Sprache hier völlig überein. Als Beispiel dient im folgenden ein ablautendes Verb (nehmen, ahd. nëman, got. niman).

a) Indikativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	nima	nimu (-o)	nime	nehme
2.	nimis	nimis (-ist)	nimest	nimmst
3.	nimiþ	nimit	nimet	nimmt
Du. 1.	nimôs	—	—	—
2.	nimats	—	—	—
Pl. 1.	nimam	nëmamês(-emês,-êm,-ên)	nëmen	nehmen
2.	nimiþ	nëmet (-at)	nëmet	nehmt
3.	nimand	nëmant (-ent)	nëment	nehmen

Die Endungen zeigen die Schwächung der Vokale in den mindertonigen Silben. Auffällig ist in der 2. Sg. des Ahd. die Anfügung eines t, das sich bis heute erhalten hat; es wird erklärt als Rückstand aus dem nachgestellten Personalpronomen (ahd. nimistu = nimmst du; giloubistu = glaubst du usw.), indem diese Zusammenfügungen falsch gelöst worden seien. Außerdem haben die entsprechenden Formen der Präteritopräsentien (§ 84: weist, kanst, darft, scalt, maht) mitgewirkt. Der Abfall des t in der 3. Pl. beginnt bereits im Mhd. Die volle Endung -amês, -emês in der 1. Pl. wird seit dem 9. Jahrhundert durch die kürzere -êm, -ên verdrängt, die aus dem Konjunktiv Präs. (vgl. unten b) herübergenommen ist.

Zu beachten ist im Ahd. die Veränderung des Stammvokals im Singular, die sich hier als Brechung erklärt durch folgendes u und i (das Gotische kennt die i-Brechung nicht, es hat allgemein i statt germ. e). Im Nhd. hat in der 1. Sg. Ausgleich stattgefunden. Den gleichen Wechsel des Stammvokals zeigen: geben, essen, sehen, schelten, befehlen, helfen u. a. Enthält der Stamm einen umlautfähigen Vokal, so tritt in der 2. und 3. Sg. Umlaut ein, ahd. nur bei a: faru (= ich fahre), feris, ferit, tragu (= ich trage), tregis, tregit usw.; mhd. auch bei andern Vokalen: stôȥe (= ich stoße), stœȥest, stœȥet u. ä. Ausgenommen von diesem Umlaut sind nhd. nur wenige starke Verben, wie kommen (ahd. quëman) und rufen (ahd. ruofan).

b) Konjunktiv.

		Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg.	1.	nimau	nëme	nëme	nehme
	2.	nimais	nëmês (-st)	nëmest	nehmest
	3.	nimai	nëme	nëme	nehme
Du.	1.	nimaiwa	—	—	
	2.	nimaits	—	—	
Pl.	1.	nimaima	nëmêm (-ên, -amês)	nëmen	nehmen
	2.	nimaiþ	nëmêt	nëmet	nehmet
	3.	nimaina	nëmên	nëmen	nehmen

In zunehmendem Maße zeigt der Konjunktiv Ausgleichung der Formen, nicht nur im eignen Bestand, sondern auch mit dem Indikativ. Der Unterschied zwischen Konjunktiv und Indikativ ist im Nhd. auf drei Formen beschränkt (2. Sg. u. Pl., 3. Sg.) und beruht vornehmlich auf dem Wechsel des Stammvokals im Singular des Indikativs, während der Unterschied der Endungen nur in einem Fall (3. Sg.) wirklich gewahrt ist. In der 2. Sg. und Pl. unterscheiden sich die Endungen beider Modi bloß dadurch, daß im Konj. die Ausstoßung des e nicht eingetreten ist.

c) Imperativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg.2.	nim	nim	nim	nimm
3.	nimadau	—	—	—
Du.2.	nimats	—	—	—
Pl. 1.	nimam	nëmamês (-emês, -êm, -ên)	nëmen	—
2.	nimiþ	nëmet	nëmet	nehmt
3.	nimandau	—	—	—

Gegenüber dem älteren reichen Formenbestand, wie ihn noch das Gotische bewahrt hat, zeigt das Deutsche starken Rückgang. Die 2. Sg. gibt auf allen Stufen den reinen Stamm und ist die einzige selbständige deutsche Imperativform, während die 1. und 2. Pl. mit den betreffenden Formen des Ind. übereinstimmen. Die 1. Pl. Imp. wird schon früh durch die 1. Pl. Konj. (nehmen wir) ersetzt.

d) Nominalformen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Inf. N.	niman	nëman	nëmen	nehmen
G.	—	nëmannes	nëmennes	(des) Nehmens
D.	—	nëmanne	nëmenne	(dem) Nehmen
Part.	nimands	nëmanti	nëmende	nehmend

Der deklinierte Infinitiv wird gewöhnlich als Gerundium bezeichnet. Der Vokal der Endung lautete bei den Nominalformen der starken Verben ahd. a; er wird jedoch schon im späteren Ahd. zu e geschwächt und fällt daher weiterhin mit dem flexivischen Vokal der schwachen Verben (§ 79 f.) zusammen.

2. Präteritum. Um den Unterschied zwischen den ehemals reduplizierenden und den ablautenden Verben deutlich zu machen, wird von beiden ein Paradigma für den Indikativ aufgestellt; als Beispiel für die reduplizierenden Verben dient got. haitan = heißen, ahd. heizzan.

a) Indikativ des ablautenden Verbs.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	nam	nam	nam	nahm
2.	namt	nâmi	næme	nahmst
3.	nam	nam	nam	nahm
Du. 1.	nêmu	—	—	—
2.	nêmuts	—	—	—
Pl. 1.	nêmum	nâmum (-umês, -un)	nâmen	nahmen
2.	nêmuþ	nâmut	nâmet	nahmt
3.	nêmun	nâmun	nâmen	nahmen

Das Präteritum der ablautenden Verben hat in der älteren Sprache doppelten Ablaut und zeigt im Plural einen andern Vokal als im Singular: nam — nâmun, zôh — zugun (von ziohan = ziehen), reit — ritun (von ritan = reiten) usw. Nur die 2. Sg. hat sich (im Got. noch nicht) dem Plural angeschlossen. Dadurch hat der Vokal des Plurals meist das Übergewicht erlangt und nhd. ist dann Ausgleich zu seinen Gunsten eingetreten (nahm — nahmen). Aber auch der Vokal des Singulars hat bisweilen gesiegt, z. B. bei nhd. zog — zogen (< ahd. zugun; vgl. auch das nächste Paradigma).

Auch hinsichtlich des Stammauslauts zeigt das Präteritum

dieser Verben in der älteren Sprache häufig eine Spaltung, indem in der 2. Sg. und dem Pl. Prät. grammatischer Wechsel (vgl. § 34) eingetreten ist, z. B.

		Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg.	1.	zôh	zôch	zog
	2.	zugi	züge	zogst
	3.	zôh	zôch	zog
Pl.	1.	zugum (umês, -un)	zugen	zogen
	2.	zugut	zuget	zoget
	3.	zugun	zugen	zogen

Hier ist nhd. im konsonantischen Stammauslaut regelmäßig zu gunsten des Plurals ausgeglichen, z. B.

ahd. sneid — snitum > nhd. schnitt — schnitten;
ahd. sôd — sutum > nhd. sott — sotten u. ä.

Das i in der ahd. Endung der zweiten Pers. Sg. weist darauf-hin, daß diese Form offenbar aus dem Konjunktiv (vgl. unten c) herübergenommen und die ältere indikativische verdrängt hat. Es verursacht mhd. bei umlautfähigem Vokal Umlaut; nhd. ist dieser durch Ausgleich wieder verschwunden, und die 2. Sg. hat dafür nach dem Vorbild der 2. Sg. in den andern Zeitformen und im schwachen Verb das Suffix st erhalten. Die 1. und 3. Sg. zeigen schon seit dem Got. unverändert den reinen Stamm. Die Endung mês ist erst später aus dem Präs. auch in das Prät. eingedrungen und bald wieder geschwunden.

b) Indikativ des reduplizierenden Verbs.

		Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg.	1.	haíhait	hiaȥ	hieȥ	hieß
	2.	haíhaist	hiaȥi	hieȥe	hießest
	3.	haíhait	hiaȥ	hieȥe	hieß
Du.	1.	haíhaitu	—	—	
	2.	haíhaituts	—	—	
Pl.	1.	haíhaitum	hiaȥum (-un)	hieȥen	hießen
	2.	haíhaituþ	hiaȥut	hieȥet	hießt
	3.	haíhaitun	hiaȥun	hieȥen	hießen

Die Endungen stimmen mit denen des ablautenden Verbs völlig überein; Got. 2. Sg. haíhaist < haíhait + t erklärt sich aus den got. Lautgesetzen. Nur der Stamm hat sich im Deutschen

verändert und zeigt Vokalwechsel, jedoch allein gegenüber dem Präsensstamm, nicht wie die starken Verben auch innerhalb des Präteritums selbst.

c) Der Konjunktiv.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	nêmjau	nâmi	næme	nähme
2.	nêmeis	nâmîs (-îst)	næmest	nähmest
3.	nêmi	nâmi	næme	nähme
Du. 1.	nêmeiwa	—	—	—
2.	nêmeits	—	—	—
Pl. 1.	nêmeima	nâmîm (-îmês, -în)	næmen	nähmen
2.	nêmeiþ	nâmît	næmet	nähmet
3.	nêmeina	nâmîn	næmen	nähmen

Das Suffix î hat schon im Ahd. und Got., soweit es nicht durch Konsonanten gedeckt ist, Abschwächung zu i erfahren und ist mhd. vollends von e verdrängt; nur in dem gleichmäßig durchgedrungenen Umlaut des umlautfähigen Stammvokals zeigt sich noch eine Erinnerung daran: ahd. sluogi > nhd. schlüge, ahd. lugi > nhd. löge usw. Der Stammvokal des Konj. stimmt ahd. zu dem Vokal im Pl. Prät. Wo nhd. der Sg. Prät. durchgedrungen ist, wurde zu seinen Gunsten auch im Konj. ausgeglichen, doch besteht dann die ältere Konjunktivform oft noch nebenher, z. B. sterben, ahd. Prät. Ind. starb — sturbum, Konj. sturbi; nhd. Ind. starb, Konj. stärbe, daneben stürbe; ebenso wärfe und würfe, hälfe und hülfe, stände und stünde u. ä.

Die reduplizierenden Verben stimmen in der Endung völlig mit den ablautenden überein, nur daß sie im Stamm die Form des Indikativs zeigen:

Got. haíhaitjau, ahd. hiazi, mhd. hieze, nhd. hieße.

d) Das Partizip.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
	numans	ginoman	genomen	genommen

Zu dem Suffix ist seit dem Ahd. noch das Präfix gi-, ge- hinzugekommen, das jedoch regelmäßig nur vor den Stamm der einfachen, nicht abgeleiteten Verben (§ 50, 1) und vor den der trennbar zusammengesetzten (§ 50, 4 b) gesetzt wird: genommen,

abgenommen; gelassen, freigelassen. Es wird also bei den trennbar zusammengesetzten Verben, der lockeren Fügung dieser Verben entsprechend, zwischen Grund- und Bestimmungswort eingeschoben. Dagegen bilden die mit Präfix abgeleiteten (§ 50, 3) und die untrennbar zusammengesetzten starken Verben (§ 50, 4 a) ihr Partizip Prät. ohne Präfix: vernommen, übernómmen; mißfallen, überfállen; entzogen, vollzógen. Die Ursache dieses verschiedenen Verhaltens liegt in der Wortbetonung: das Präfix tritt nur an solche Verben, welche die erste Silbe betonen.

Der Stamm des Partizips zeigt gegenüber den andern Formen des Präteritums meist Vokalwechsel. Der Unterschied zwischen gotischer und deutscher Form (u — o) erklärt sich in diesem Falle durch die im Deutschen eingetretene Brechung (vgl. § 31).

§ 78. Die Tempusstämme der starken Verben.

Um die Tempora eines Verbs der starken Konjugation bilden zu können, braucht man bei der älteren Sprache vier Grund- oder Stammformen: den Infinitiv Präs. für das Präsens, die 1. Sg. Prät. für die 3. Sg. Prät. (im Got. auch für die 2. Sg.; vgl. oben § 77, 2 a), die 1. Pl. Prät. für das ganze übrige Präteritum und das Partizip Prät. für die umschriebenen Formen (s. u. § 86). Infolge des Vokalausgleichs im Präteritum braucht das Nhd. nur drei Stammformen. Außerdem ist die Störung des Ablauts durch Umlaut und Brechung zu berücksichtigen.

Man ordnet die starken Verben nach den sechs germanischen Ablautsreihen (vgl. § 30); dazu kommt seit dem Ahd. eine siebente Reihe für die ehemals reduplizierenden Verben.

1. Reihe: **ī ai i i**

Dem got. germ. ai entspricht lautgesetzlich (§ 40) ahd. ei: ahd. ī, ei, i, i.

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	sneiþan	snaiþ	sniþum	sniþans
Ahd.	snīdan	sneid	snitum	gisnitan
Mhd.	snīden	sneit	sniten	gesniten
Nhd.	schneiden	schnitt	schnitten	geschnitten

Ebenso:

got. beitan, ahd. bīȥȥan, mhd. bīȥen, nhd. beißen,
got. — ahd. trīban, mhd. trīben, nhd. treiben.
u. ä.

Vor h und w ist ahd. im Sg. Prät. Kontraktion des ei > ê eingetreten, vor h got. i zu aí gebrochen:

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	teihan	taih	taíhum	taíhans
Ahd.	zîhan	zêh	zigum	gizigan
Mhd.	zîhen	zêch	zigen	gezigen
Nhd.	zeihen	zieh	ziehen	geziehen
Got.	speiwan	spaiw	spiwum	spiwans
Ahd.	spîwan	spêo (spê)	spiwum	gispiwan
Mhd.	spîwen	spê (spei)	spiewen (spûwen)	gespiwen
Nhd.	speien	spie	spieen	gespieen

2. Reihe: **eu au u u.**

Diese Reihe hat sich m Ahd. wieder gespalten, indem germ. au vor Dentalen und h ahd. zu ô, vor Labialen und Gutturalen zu ou wurde; im Nhd. ist Ausgleichung zu gunsten von ŏ eingetreten. u ist gotisch vor h zu aú, ahd. vor a zu o gebrochen. Germ. eu ist got. allgemein zu iu, ahd. vor u und i zu iu, vor a zu io gebrochen (§ 31).

a) Stämme mit auslautendem Dental oder h:
ahd. io, ô, u, o.

	Inf.	1.Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	biudan	bauþ	budum	budans
Ahd.	biotan	bôt	butum	gibotan
Mhd.	bieten	bôt	buten	geboten
Nhd.	bieten	bot	boten	geboten

Ebenso:

Got. tiuhan, ahd. ziohan, mhd. ziehen, nhd. ziehen.
Got. giutan, ahd. giozan, mhd. giezen, nhd. gießen.
u. ä.

b) Stämme mit auslautendem Labial oder Guttural:
ahd. io, ou, u, o.

	Inf.	1.Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	biugan	baug	bugum	bugans
Ahd.	biogan	boug	bugum	gibogan
Mhd.	biegen	bouc	bugen	gebogen
Nhd.	biegen	bog	bogen	gebogen

Ebenso:

Got. liugan, ahd. liogan, mhd. liegen, nhd. lügen.
Got. —, ahd. kriochan, mhd. kriechen, nhd. kriechen.
u. ä.

3. Reihe: e a u u.

Auch diese Reihe hat sich im Ahd. in zwei Unterabteilungen gespalten, je nachdem die Verben einen Nasal nach dem Stammvokal zeigen oder nicht. Die mit folgendem Nasal haben im Infinitiv Präs. Brechung erfahren, dagegen nicht im Part. Prät. (vgl. § 31), stimmen also mit dem Got. im Stammvokal durchgehends überein. Die Verben, die nichtnasalen Konsonanten hinter dem Stammvokal zeigen, haben die Brechung nur im Part. Prät. aufzuweisen, im Präsens dagegen das alte germ. ë bewahrt. Got. ist vor r Brechung von i 〉 aí und von u 〉 aú eingetreten.

a) Verben mit Nasal hinter dem Stammvokal:

ahd. i, a, u, u.

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	bindan	band	bundum	bundans
Ahd.	bintan	bant	buntum	gibuntan
Mhd.	binden	bant	bunden	gebunden
Nhd.	binden	band	banden	gebunden

Ebenso:

Got. rinnan, ahd. rinnan, mhd. rinnen, nhd. rinnen.
Got. siggwan, ahd. singan, mhd. singen, nhd. singen
u. v. a.

b) Verben mit nichtnasalem Konsonanten hinter dem Stammvokal:

ahd. ë, a, u, o.

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	waírpan	warp	waúrpum	waúrpans
Ahd.	wërfan	warf	wurfum	giworfan
Mhd.	wërfen	warf	wurfen	geworfen
Nhd.	werfen	warf	warfen	geworfen

Ebenso:

Got. waírþan ahd. wërdan mhd. wërden nhd. werden

Got. — ahd. fëhtan mhd. fëchten nhd. fechten

u. ä.

4. Reihe: e a ê u.

Da offenes germ. ê > ahd. â geworden ist, so steht hier im ahd. regelmäßig â statt gotisch ê. Germ. ë wurde gotisch immer zu i; germ. u ist im Partizip ahd. wegen des folgenden a zu o gebrochen.

ahd. ë, a, â, o.

	Inf.	1.Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	stilan	stal	stêlum	stulans
Ahd.	stëlan	stal	stâlum	gistolan
Mhd.	stëlen	stal	stâlen	gestolen
Nhd.	stehlen	stahl	stahlen	gestohlen

Ebenso:

Got. brikan ahd. brëhhan mhd. brëchen nhd. brechen.
Got. niman ahd. nëman mhd. nëmen nhd. nehmen

u. v. a.

5. Reihe: e a ê e.

Hier entspricht, wie in der vorigen, dem got. german. ê lautgesetzlich ahd. â. Die Reihe spaltet sich im Ahd. in zwei Abteilungen dadurch, daß einige Verben infolge eines alten auslautenden j im ganzen Präsensstamm Brechung von e > i zeigen und hier also mit dem Got. übereinstimmen.

a) Regelmäßige Gruppe:

ahd. ë, a, â, ë.

	Inf.	1.Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	giban	gaf	gêbum	gibans
Ahd.	gëban	gab	gâbum	gigëban
Mhd.	gëben	gab	gâben	gegëben
Nhd.	geben	gab	gaben	gegeben

Ebenso:

Got. mitan ahd. mëzzan mhd. mëzzen nhd. messen.
Got. lisan ahd. lësan mhd. lësen nhd. lesen

u. a.

b) Stämme mit auslautendem j im germ. Präsensstamm: ahd. i, a, â, ë.

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	bidjan	baþ	bêdum	bidans
Ahd.	bitten	bat	bâtum	gibëtan
Mhd.	bitten	bat	bâten	gebëten
Nhd.	bitten	bat	baten	gebeten

Ebenso:

altsächs. sittjan ahd. sizzan mhd. sitzen nhd. sitzen
altsächs. liggjan ahd. lickan mhd. ligen nhd. liegen.

6. Reihe: a ô ô a.

Dem got. germ. ô entspricht lautgesetzlich (vgl. § 40) ahd. uo. ahd. a, uo, uo, a.

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	dragan	drôg	drôgum	dragans
Ahd.	tragan	truog	truogum	gitragan
Mhd.	tragen	truoc	truogen	getragen
Nhd.	tragen	trug	trugen	getragen

Ebenso:

got. slahan ahd. slahan mhd. slahen nhd. schlagen
got. graban ahd. graban mhd. graben nhd. graben
u. a.

Auch bei dieser Reihe gab es in der älteren Sprache einige ehemalige j-Präsentien, die dementsprechend ahd. Umlaut des a > e zeigten. Nhd. ist nur wenig davon erhalten geblieben, mit vielfacher Ausgleichung heben (< got. hafjan), mit Wechsel des Vokals schwören (< ahd. swerjan < swarjan; Stamm swar, daher gotisch swaran):

	Inf.	1. Sg. Prät.	1. Pl. Prät.	Part. Prät.
Got.	hafjan	hôf	hôfum	hafans
Ahd.	heffen	huob	huobum	gihaban
Mhd.	heben	huop	huoben	gehaben
Nhd.	heben	hob	hoben	gehoben

Das alte Partizip von heben ist noch erhalten in der isolierten Form erhaben.

7. **Ursprünglich reduplizierende Verben.** Diese haben sämtlich im ganzen Präteritum mhd. nhd. ie, das bei den einen auf ahd. ia < ê, bei den andern auf ahd. io < eo zurückgeht. Der Vokal des Part. Prät. richtet sich nach dem des Präsens.

a) ahd. ê-Präterita.

	Inf. Präs.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	haldan	haíhald	haldans
Ahd.	haltan	hêlt (hialt)	gihaltan
Mhd. Nhd.	halten	hielt	gehalten

Ebenso:

got. slêpan ahd. slâffan mhd. slâfen nhd. schlafen
got. skaidan ahd. sceidan mhd. scheiden nhd. scheiden
u. a.

b) ahd. eo-Präterita.

	Inf. Präs.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	stautan	staístaut	stautans
Ahd.	stoȥan	steoȥ (stioȥ)	gistôȥan
Mhd.	stôȥen	stieȥ	gestôȥen
Nhd.	stoßen	stieß	gestoßen

§ 79. Die erste schwache oder i-Konjugation.

1. Präsens.

a) Indikativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	lagja	leggu	lege	lege
2.	lagjis	legis (-ist)	legest	legst
3.	lagjiþ	legit	leget	legt
Du. 1.	lagjôs	—	—	—
2.	lagjats	—	—	—
Pl. 1.	lagjam	lèggemês (-ên)	legen	legen
2.	lagjiþ	legget	leget	legt
3.	lagjand	leggent	legent	legen

In den Endungen besteht schon im Gotischen und Ahd. kein Unterschied gegenüber dem starken Verb. Der Stamm zeigt im Got. noch regelmäßig das j, nach langer Stammsilbe mit i

verschmolzen zu ei: sôkeis (< sôkjis) usw. Im Ahd. ist das j im Präsens bereits völlig verschwunden bis auf die Stämme mit auslautendem r, wie nerien; diese haben j noch in der 1. Sg. (neriu) und vor e (neriemês usw.). Bei kurzem Stammvokal zeigt sich ahd. eine Spur des j im Umlaut und in der Verdoppelung der auslautenden Konsonanten: leggu; ausgenommen von der Verdoppelung sind jedoch die 2. und 3. Sg. und die 2. Sg. des Imperativs (s. unten c). Mhd. und Nhd. herrscht im Indikativ völlige Übereinstimmung mit dem starken Verbum. Die Gemination ist schon mhd., wie bei legen, vielfach durch Ausgleich wieder geschwunden:

b) Der Konjunktiv ist von dem der starken Konjugation nicht verschieden:

got. lagjau ahd. legge mhd. lege nhd. lege.
usw. (vgl. § 77).

c) Der Imperativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 2.	lagei	legi	lege	lege
3.	lagjadau	—	—	—
Du. 2.	lagjats	—	—	—
Pl. 1.	lagjam	leggemês (-ên)	legen	—
2.	lagjiþ	legget	leget	leget
3.	lagjandau	—	—	—

Der Imperativ unterscheidet sich in der 2. Sg. völlig vom starken Verb dadurch, daß er immer vokalisch ausgeht und in der älteren Sprache das i-Suffix zeigt, das seit dem Mhd. zu e geschwächt ist.

d) Nominalformen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Inf.	lagjan	leggen	legen	legen
Part.	lagjands	leggenti	legende	legend

Im Vokal der Endung unterscheiden sich die Verben der ersten schwachen Konjugation ahd. zunächst streng von den starken (§ 77, 1d), indem sie sowohl im Inf. wie im Part. regelmäßig e aufweisen. Im späteren Ahd. indessen findet sich infolge Ausgleichs auch bei den schwachen Verben öfter a statt e (leggan, legganti), bis schließlich infolge der Vokalschwächung bei allen Verben gleichmäßig e durchdringt.

2. Präteritum. In dem Präteritum zeigt sich im Ahd. bei der ersten schwachen Konjugation ein Unterschied, je nach der Quantität des Stammvokals.

a) Indikativ der kurzsilbigen Stämme.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	lagida	legita	legete (leite)	legte
2.	lagidês	legitôs (-ôst)	legetest	legtest
3.	lagida	legita	legete	legte
Du. 1.	lagidêdu	—	—	—
2.	lagidêduts	—	—	—
Pl. 1.	lagidêdum	legitum (-umês, -un)	legeten	legten
2.	lagidêduþ	legitut	legetet	legtet
3.	lagidêdun	legitun	legeten	legten

Hier tritt das Suffix ahd. ta an den umgelauteten Stamm. Die Endungen stimmen im Plural mit der starken Konjugation überein. Bei vielen Verben dieser Ableitung ist mhd. das inlautende e (< ahd. i) bereits synkopiert, regelmäßig nach r und l, z. B. nerte, spilte, wonte, zeiote u. a.

b) Indikativ der lang- und mehrsilbigen Stämme.

Als Beispiel diene ahd. hôran, nhd. hören.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	hausida	hôrta	hôrte	hörte
2.	hausidês	hôrtôs (-ôst)	hôrtest	hörtest
3.	hausida	hôrta	hôrte	hörte

usw.

Bei diesen wurde Ahd. schon früh das i ausgestoßen und das Suffix -ta unmittelbar an den reinen Stamm (ohne das ableitende Suffix i) gefügt, so daß im Ahd. und Mhd. der Umlaut unterblieb. Der Umlaut im Nhd. erklärt sich als Ausgleich nach Analogie des Präsens.

Neuhochdeutsch sind die beiden Bildungsweisen a) und b) durch die auch bei den kurzsilbigen Stämmen eingetretene Synkope und den Umlaut im Präteritum der langsilbigen nicht mehr verschieden. Doch macht sich bei einigen ehemals langsilbigen Stämmen noch die alte Bildungsweise bemerkbar. Zu diesen rechneten nämlich auch die im Germanischen auf mehrfache

Konsonanz endenden Stämme wie denken (got. þagkjan), brennen (got. brannjan) usw. Soweit diese nun germ. got. a als Stammvokal aufwiesen, hat sich dieser auch im nhd. Präteritum erhalten, z. B. brennen, brannte; denken, dachte u. a. (sog. Rückumlaut, vgl. § 39). Nur bei wenigen Verben dieser Art ist das Prät. nachträglich ebenfalls durch Ausgleich umgelautet worden, z. B. heften, heftete (ahd. hafta) wälzen, wälzte (ahd. walzta) u. a.

c) Der Konjunktiv zeigt hinsichtlich des Stammes dieselben Unterschiede in der Bildung wie der Indikativ; hinsichtlich der Endung weicht er von der starken Konjugation nicht ab, nur daß im Got. hier als Präterital-Suffix die Silbe -dêd- an den Stamm tritt.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	lagidêdjau	legiti	legete	legte
2.	lagidêdeis	legitîs (-îst)	legetest	legtest

usw.

d) Das Partizip.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
lagiþs	gilegit	geleget (geleit)	gelegt

Das Suffix ist ahd. -it. Bei den Verben jedoch, die im Präteritum das i ausstoßen (vgl. oben 2 b), zeigt die flektierte Form ebenfalls ahd. Synkope und entsprechend keinen Umlaut:

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Part. unflekt.	gihôrit	gehœret	gehört
flekt.	gihôrtêr	gehôrter	gehörter

Nhd. ist wie im Prät. zugunsten der umgelauteten Form ausgeglichen. Eine Ausnahme machen dabei wiederum die Verben mit germ. got. Stammvokal a und mehrsilbiger Konsonanz dahinter (vgl. oben 2 b):

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Part. unflekt.	gibrennit	gebrennet	gebrannt
flekt.	gibranntêr	gebrannter	gebrannter

Hier ist umgekehrt der nicht umgelautete Vokal der flektierten Form durchgedrungen, entsprechend den übrigen Formen des Präteritums.

Das Präfix gi-, ge- zeigt dieselbe Eigentümlichkeit, wie bei dem Partizip der starken Verben (vgl. § 77, 2 d). Es verbindet sich nur mit Verben, die auf der ersten Silben Vollton haben, also regelmäßig mit den durch Suffix abgeleiteten Verben (§ 50, 2): gesprengt, gelästert, geblitzt usw. Ausgenommen sind nur die Ableitungen auf -ieren, da diese Ableitungssilbe den Ton auf sich zieht: studiert, rasiert usw. Die Komposita (§ 50, 4) nehmen überwiegend ge an; nur diejenigen untrennbaren, welche die Stammsilbe betonen, sind ausgeschlossen, also: abgebrannt, niedergelegt, heimgeführt, freigelassen, geliebkost, gelustwandelt, genasführt, aber volléndet, wiederhólt, übertönt usw.

§ 80. Die zweite schwache oder ô-Konjugation.

1. Präsens.

a) Indikativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	salbô	salbôm (-ôn)	salbe	salbe
2.	salbôs	salbôs (-ôst)	salbest	salbst
3.	salbôþ	salbôt	salbet	salbt
Du. 1.	salbôs	—	—	—
2.	salbôts	—	—	—
Pl. 1.	salbôm	salbômês (-ôn)	salben	salben
2.	salbôþ	salbôt	salbet	salbt
3.	salbônd	salbônt	salbent	salben

b) Konjunktiv.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	salbô	salbôe (-o)	salbe	salbe
2.	salbôs	salbôês (-ôêst, ôst)	salbest	salbest
3.	salbô	salbôe (-o)	salbe	salbe
Du. 1.	salbôwa	—	—	—
2.	salbôts	—	—	—
Pl. 1.	salbôma	salbôêm (-ôm, -ôn, -ômês)	salben	salben
2.	salbôþ	salbôêt (-ôt)	salbet	salbet
3.	salbôna	salbôên (-ôn)	salben	salben

c) Imperativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 2.	salbô	salbo	salbe	salbe
3.	salbôdau	—	—	—
Du. 2.	salbôts	—	—	—
Pl. 1.	salbôm	salbômês (-ôn)	salben	—
2.	salbôþ	salbôt	salbet	salbet(-t)
3.	salbôndau	—	—	—

d) Nominalformen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Inf.	salbôn	salbôn	salben	salben
Part.	salbônds	salbônti	salbende	salbend

Der bei der älteren Sprache in der Endung ständig wiederkehrende Konjugationsvokal ô ist in dem jüngeren Mhd. zu e geschwächt, soweit er nicht überhaupt ab- oder ausgefallen ist. Da auch schon mhd. die 1. Sg. Präs. Ind. (ahd. salbôm) nach dem Muster der anderen Konjugationen ausgeglichen ist (salbe), so sind im mhd. Präsens alle Unterschiede zwischen der zweiten schwachen Konjugation einerseits, und der ersten schwachen, sowie der starken Konjugation anderseits verwischt. Nur in der 2. Sg. des Imperativs unterscheiden sich die schwachen Verben auch der 2. Konjugation, ebenso wie der ersten (§ 79, 1 c), bis heute von den starken Verben durch den auslautenden Vokal: salbe, wie lege, dagegen nimm, zieh, komm usw.

2. Präteritum.

In der älteren Sprache tritt das flexivische Suffix (ahd. ta, t) an den ô-Stamm. Infolge der Vokalschwächung der mindertonigen Silben ist mhd. völliger Zusammenfall mit den regelmäßigen Formen der ersten schwachen Konjugation eingetreten. Die Endungen stimmen von Anfang an überein, so daß ein ausführliches Paradigma nicht nötig ist.

a) Indikativ.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
salbôda	salbôta	salbete	salbte

usw.

b) Konjunktiv.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
salbôdêdjau	salbôti	salbete	salbte

usw.

c) Partizip.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
salbôþs	gisalbôt	gesalbet	gesalbt

§ 81. Die dritte schwache oder ê-Konjugation.

Diese Konjugation entspricht in ihren Formen genau der zweiten schwachen Konjugation, nur daß in der älteren Sprache die Vokale des Stammnachlauts beidemale verschieden sind (ahd. salbôn, sorgên), indem an Stelle des ô hier in der Regel ein ê (got. ai oder a) zu stehen kommt.

1. Präsens.

a) Indikativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	saúrga	sorgêm (-ên)	sorge	sorge
2.	saúrgais	sorgês (-êst)	sorgest	sorgst
3.	saúrgaiþ	sorgêt	sorget	sorgt
Du. 1.	saúrgôs	—	—	—
2.	saúrgats	—	—	—
Pl. 1.	saúrgam	sorgêmês (-ên)	sorgen	sorgen
2.	saúrgaiþ	sorgêt	sorget	sorgt
3.	saúrgand	sorgênt	sorgent	sorgen

b) Konjunktiv.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	saúrgau	sorgêe (-e)	sorge	sorge
2.	saúrgais	sorgêês (-êêst, -ês, -êst)	sorgest	sorgest
3.	saúrgai	sorgêe (-e)	sorge	sorge
Du. 1.	saúrgaiwa	—	—	—
2.	saúrgaits	—	—	—
Pl. 1.	saúrgaima	sorgêêm (-êm, -ên, -êmês)	sorgen	sorgen
2.	saúrgaiþ	sorgêêt (-êt)	sorget	sorget
3.	saúrgaina	sorgêên (-ên)	sorgen	sorgen

c) Imperativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 2.	saúrgai	sorge	sorge	sorge
3.	saúrgadau	—	—	—
Du. 2.	saúrgats	—	—	—
Pl. 1.	saúrgam	sorgêmês (-ên)	sorgen	—
2.	saúrgaiþ	sorgêt	sorget	sorget
3.	saúrgandau	—	—	—

d) Nominalformen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Inf.	saúrgan	sorgên	sorgen	sorgen
Part.	saúrgands	sorgênti	sorgende	sorgend

2. Präteritum.

a) Indikativ.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
saúrgaida	sorgêta	sorgete	sorgte

usw.

b) Konjunktiv.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
saúrgaidêdjau	sorgêti	sorgete	sorgte

usw.

c) Partizip.

Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
saúrgaiþs	gisorgêt	gesorget	gesorgt

§ 82. Die Tempusstämme der schwachen Verben.

Während die starken Verben infolge des Ablautes bei der Tempusbildung außerordentliche Mannigfaltigkeit zeigen, ist derselbe Vorgang bei den schwachen Verben wesentlich einfacher. Für die Tempusbildung der schwachen Konjugation kommen immer nur drei

Formen in Betracht, die man kennen muß, um die übrigen abzuleiten: der Infinitiv für das Präsens, die 1. Sg. Prät. für das Präteritum und das Partizip Prät. für die umschriebenen Formen. Die Stelle der Ablautreihen vertreten hier als ordnendes Prinzip die Zwischenvokale im Stammnachlaut (i, ô, ê).

1. Die i-Stämme. Sie gliedern sich in zwei Gruppen, je nach der ahd. Quantität des Stammvokals.

a) Kurzsilbige.

	Inf.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	(uf)þanjan	(uf)þanida	(uf)þaniþs
Ahd.	dennen	denita	gidenit
Mhd.	denen	denete	gedenet
Nhd.	dehnen	dehnte	gedehnt

Ebenso:

got. nasjan ahd. nerien (nerren) mhd. nerigen (nern) nhd. nähren
got. — ahd. frummen mhd. frumen nhd. frommen
u. ä.

Schwankend verhalten sich die ahd. Stämme auf auslautendes ll und tt. Diese bilden im Präteritum Doppelform nach Art der kurzsilbigen und der langsilbigen Stämme:

	Inf.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	waljan	walida	waliþs
Ahd.	wellen	walta u. welita	giwalt u. giwelit
Mhd.	wellen (weln)	walte u. welte	gewalt u. gewellet
Nhd.	wählen	wählte	gewählt

Nhd. ist hier immer zugunsten der umgelauteten Stammform ausgeglichen.

Ebenso:

got. — ahd. zellen mhd. zeln nhd. zählen
got. — ahd. retten mhd. retten nhd. retten
u. ä.

Die ahd. kurzen Stämme, welche auf pf, zz und ck endigen, gehen mit den langsilbigen.

b) Lang- und mehrsilbige.

	Inf.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	sôkjan	sôkida	sôkiþs
Ahd.	suohhen	suohta	gisuohhit (gisuohtêr)
Mhd.	suochen	suohte	gesuochet und gesuoht
Nhd.	suchen	suchte	gesucht

Ebenso:

got. laidjan ahd. leiten mhd. leiten nhd. leiten
got. galaubjan ahd. gilouben mhd. gelouben nhd. glauben

u. a.

Hierher rechnen außerdem die Verben mit kurzem Stammvokal, die im Germ. Doppelkonsonanz nach dem Stammvokal zeigten oder zeigen würden, z. B.

got. namnjan ahd. nennen mhd. nennen nhd. nennen
got. dragkjan ahd. trenken mhd. trenken nhd. tränken

u. ä.

Ferner die ahd. Stämme mit auslautendem pf, zz und ck (germ. pj, tj, kj), z. B.

got. satjan ahd. sezzen mhd. setzen nhd. setzen
germ. þakjan ahd. decken mhd. decken nhd. decken

u. ä.

2. Die ô-Stämme.

	Inf.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	fiskôn	fiskôda	fiskôþs
Ahd.	fiscôn	fiscôta	gifiscôt
Mhd.	fischen	fischete	gefischet
Nhd.	fischen	fischte	gefischt

Ebenso:

got. — ahd. offanôn mhd. offenen nhd. öffnen
got. — ahd. hintarôn mhd. hindern nhd. hindern

u. v. a.

Die Zahl der hierher gehörigen Wörter ist ahd. beträchtlich, wenn auch kleiner als die Anzahl der i-Stämme; nur sind die gotischen Entsprechungen gering.

3. Die ê-Stämme.

	Inf.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	liban	libaida	libaiþs
Ahd.	lëbên	lëbêta	gilëbêt
Mhd.	lëben	lëbete	gelëbet
Nhd.	leben	lebte	gelebt

Ebenso: got. trauan ahd. trûên mhd. trûwen nhd. trauen
got. ga-þarban ahd. darbên mhd. darben nhd. darben u. ä.

Die Zahl dieser Stämme ist geringer; verhältnismäßig häufig sind darunter die ahd. Ableitungen von Adjektiven, meist Inchoativa: rîfên (reifen), fûlên (faulen), altên (altern) u. a. Unregelmäßig entwickelt hat sich infolge von Kontraktion in der jüngeren Sprache „haben" (vgl. auch § 85, 3 d):

	Inf.	1. Sg. Prät.	Part. Prät.
Got.	haban	habaida	habaiþs
Ahd.	habên	habêta	gihabêt
Mhd.	haben u. hân	habete u. hâte	gehabet
Nhd.	haben	hatte	gehabt.

§ 83. Konjugationswechsel.

Der Konjugationswechsel hat ebenso innerhalb der schwachen Konjugation selbst, wie zwischen der schwachen und der starken Konjugation stattgefunden. Der Konjugationswechsel innerhalb der schwachen Konjugation ist historisch minder wichtig, da hier längst alle Unterschiede beseitigt sind. Von Bedeutung dagegen ist der Wechsel zwischen starker und schwacher Konjugation.

In der Mehrzahl sind starke Verben zur schwachen Konjugation übergetreten, weil diese nach Beseitigung der Zwischenvokale die größere Gleichmäßigkeit für sich hatte. So waren noch mhd. stark:

die ehemals reduplizierenden Verben: wallen (ahd. wallan = sprudeln, vom Wasser), walten, salzen, spannen und schweifen (ahd. sweifan);

von der sechsten Ablautsreihe: nagen und waten;

von der fünften: jäten (ahd. jëtan) und kneten;

von der vierten: ziemen (ahd. zëman) und hehlen;

von der dritten: bellen, gellen, hinken;

von der zweiten: schmiegen, niesen, bleuen (ahd. bliuwan), reuen (ahd. hriuwan), kauen (ahd. kiuwan);

von der ersten: neiden und seihen.

Neben den schwachen Formen zeigen die ursprünglichen starken noch heute folgende Verben: pflegen, weben, glimmen, klimmen, gären, sprießen, schnauben, saugen, backen, melken, spalten, mahlen u. a. Ehemals stark war wohl auch bringen, das heute Prät. und Part. mit Vokalwechsel, aber zugleich mit dem t-Suffix der schwachen Verben bildet; ahd. ist noch das starke Part. brungan viel häufiger als das schwache brâht.

Umgekehrt waren noch mhd. schwach die heute starken Verben preisen (vgl. das Kirchenlied: Gott unser Vater sei gepreist) und gleichen. Starke Formen neben älteren schwachen zeigen jetzt fragen, bedingen und schallen.

Öfter erklärt sich die Konjugationsmischung auch daraus, daß zwei oder mehr laut- und bedeutungsverwandte Verben zusammengefallen sind und das untergegangene seine Formen teilweise oder ganz an das überlebende abgegeben hat. So bestanden in der älteren Sprache drei Verben für das heutige hängen: ahd. hâhan, mhd. hâhen, starkes reduplizierendes Verb, = hängen in transitiver Bedeutung; davon abgeleitet ahd. hangên, mhd. hangen, schwach, = hängen (hangen) in intransitiver Bedeutung; von hangên abgeleitet ahd. mhd. hengen, schwach, = hängen lassen (z. B. die Zügel). Diese drei sind im nhd. Verb hängen derart zusammengefallen, daß im transitiven Präteritum starke und schwache Formen gleichbedeutend nebeneinander stehen (intransitives Präteritum nur stark: er hing); das Präsens hangen ist bis auf wenige Wendungen (z. B. mit Hangen und Bangen) aus der Umgangssprache verschwunden.

§ 84. Die Präteritopräsentien.

Eine besondere Art des Konjugationswechsels zeigen die so genannten Präteritopräsentien; das sind schwache Verben, deren heutiges Präsens seiner Form wie seiner Bedeutung nach ehemals ein starkes Präteritum war. Die Form ist noch deutlich erkennbar, aber die präteritale Bedeutung ist bereits in germanischer Zeit zu gunsten der präsentischen aufgegeben worden. Infolge dieses Bedeutungswandels ist das ursprüngliche Präsens dieser Verben verloren gegangen, und es haben sich neue Präterita nach der schwachen Konjugation entwickelt; diesen fehlt aber in der älteren Sprache der Zwischenvokal, so daß sie eine Sonderstellung zwischen starker und schwacher Konjugation einnehmen. Man pflegt sie daher nach den Ablautsreihen zu ordnen, denen sie mit ihrem ehemaligen Präteritum, heutigen Präsens, angehören:

1. Erste Ablautreihe.

wissen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	wait	weiʒ	weiʒ	weiß
1. Pl. „	witum	wiʒʒum (-un)	wiʒʒen	wissen
1. Sg. Konj. „	witjau	wiʒʒi	wiʒʒe	wisse
1. Sg. Prät.	wissa	wissa, wësta	wisse, wëste	wußte
Part. Prät.	—	giwiʒʒan	gewist, gewëst	gewußt
Infinitiv	witan	wiʒʒan	wiʒʒen	wissen

Singular und Plural des Präsens sind verschieden, entsprechend dem ahd. Ablaut innerhalb des Präteritums. Die 2. Sg. lautet regelmäßig got. waist, ahd. weist; sie hat bei allen diesen Verben auch im Ahd. ihre ursprüngliche Form (-t) bewahrt und unterscheidet sich darin wesentlich von der 2. Sg. des ahd. starken Präteritums (§ 77, 2a: ahd. nâmi, dagegen got. namt). Das Prät., got. ahd. wissa, ist durch Assimilation aus wista entstanden, doch hat sich schließlich das t-Suffix als Analogiebildung nach dem regelmäßigen schwachen Präteritum durchgesetzt.

2. Zweite Ablautreihe.

taugen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
3. Sg. Präs.	daug	toug	touc	taugt
3. Pl. „	—	tugun	tugen	taugen
3. Sg. Konj. „	—	tugi	tüge	tauge
3. Sg. Prät.	—	tohta	tohte	taugte
Part. Prät.	—	—	—	getaugt
Infinitiv	—	tugan	tugen	taugen

Im Got. und Ahd. nur unpersönlich in der 3. Person; erst seit dem Mhd. werden auch die andern Personen gebildet.

3. Dritte Ablautreihe.

a) **gönnen.**

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	an	gan (< ge -an)	gönne
1. Pl. „	unnum	gunnen (günnen)	gönnen
1. Sg. Konj. „	unni	günne	gönne
1. Sg. Prät.	onda	gunde	gönnte
Part. Prät.	—	gegunnen, gegunnet	gegönnt
Infinitiv	unnan	gunnen (günnen)	gönnen

Der noch im Mhd. vorhandene Ablaut im Präsens Sg. und Pl. ist nhd. ausgeglichen zugunsten des im Mhd. umgelauteten Plurals, der aus dem Konj. in den Indik. gedrungen ist; über die Rundung des Vokals im Nhd. vgl. § 41, 2. Im Got. fehlt der Verbalstamm.

b) **können.**

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	kann	kan	kan	kann
1. Pl. „	kunnum	kunnum	kunnen (künnen)	können
1. Sg. Konj. „	kunnjau	kunni	künne	könne
1. Sg. Prät.	kunþa	konda	kunde (konde)	konnte
Part. Prät.	kunþs	—	—	gekonnt
Infinitiv	kunnan	kunnan	kunnen (künnen)	können

Den Ablaut im Präsens hat das Nhd. bewahrt, doch ist der Vokal des Plurals wie bei gan (vgl. oben 3 a) mhd. zunächst umgelautet und dann nhd. gerundet worden. 2. Sg. got. kant, ahd. kanst. Eine junge Bildung ist das Part. Prät. Die Bedeutung des Wortes hat sich gewandelt: got. kann = ich weiß, ich kenne; ahd. mhd. kan = ich weiß, ich verstehe; nhd. = ich bin imstande; ich verstehe.

c) **dürfen.**

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	þarf	darf	darf	darf
1. Pl. „	þaúrbum	durfum	durfen (dürfen)	dürfen
1. Sg. Konj. „	þaúrbjau	durfi	dürfe	dürfe
1. Sg. Prät.	þaúrfta	dorfta	dorfte	durfte
Part. Prät.	þaúrfts	—	(be-dorft)	gedurft
Infinitiv	þaúrban	durfan	(be-dürfen)	dürfen

Im Formbestand stimmt das Wort zu kan, nur daß nhd. keine Rundung des ü > ö und des u > o eingetreten ist. 2. Sg. ahd. mhd. darft; erst nhd. ist im Ausgleich t durch st ersetzt worden. Auch hier hat ein Bedeutungswandel stattgefunden: got. þarf, ahd. mhd. darf = ich habe nötig, bedarf.

Die ältere Sprache besaß noch einen vierten Stamm dieser Reihe, der im Nhd. ausgestorben ist, got. ga-dars, ahd. gi-tar, mhd. tar = ich wage (Präteritum: got. gadaúrsta, ahd. gitorsta, mhd. torste).

4. Vierte Ablautreihe.

sollen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	skal	scal	sol	soll
1. Pl. "	skulum	sculum	suln (süln)	sollen
1. Sg. Konj. "	skuljau	sculi	süle	solle
1. Pl. Prät.	skulda	scolta	solte	sollte
Part. Prät.	skulds	—	—	gesollt
Infinitiv	skulan	scolan	soln (suln)	sollen

Der Ausgleich zugunsten der o-Formen im Nhd. ist verständlich, dagegen hat der Ausfall des gutturalen Lautes vor dem Stammvokal, der bereits im Ahd. beginnt, noch keine genügende Aufklärung gefunden. 2. Sg. ahd. scalt, mhd. solt.

5. Fünfte Ablautreihe.

mögen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	mag	mag	mac	mag
1. Pl. "	magum	magum, mugum	{ magen, mugen megen, mügen	mögen
1. Sg. Konj. "	magjau	megi, mugi	mege, müge	möge
1. Sg. Prät.	mahta	mahta, mohta	mahte, mohte	mochte
Part. Prät.	mahts	—	—	gemocht
Infinitiv	magan	magan, mugan	mügen	mögen

Das in der älteren Sprache herrschende Schwanken zwischen u- und a-Formen im Pl. Präs. und seinen Ableitungen ist nhd. zugunsten des gerundeten Vokals entschieden. Das Präsens zeigt noch Ablaut. 2. Sg. ahd. mhd. maht. Die Bedeutung hat sich gewandelt: got. mag, ahd. mag, mhd. mac = ich kann, bin imstande, vermag.

6. Sechste Ablautreihe.

müssen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Präs.	ga-môt	muoȥ	muoȥ	muß
1. Pl. "	ga-môtum	muoȥum	müeȥen	müssen
1. Sg. Konj. "	ga-môtjau	muoȥi	müeȥe	müsse
1. Sg. Prät.	ga-môsta	muosa	muose (muoste)	mußte
Part. Prät.	—	—	—	gemußt
Infinitiv	ga-môtan	*muoȥan	müeȥen	müssen

2. Sg. ahd. mhd. muost. Die ältere deutsche Präteritalform muosa, muose, wird durch Assimilation des präteritalen t-Suffixes an ʒ erklärt. Die Bedeutung hat sich stark gewandelt: got. ga-môt = ich habe Raum, ich kann, ahd. muoʒ = ich mag.

§ 85. Unregelmäßige Verben.

Außerdem gibt es noch einige Verben, die in ihrer Flexion von den übrigen abweichen und sich in keine der genannten Konjugationen und Mischgruppen völlig einordnen lassen: sein, tun, gehen, stehen und wollen.

1. Das Verb sein bildet seine Formen im Deutschen von drei Stämmen: ës, bi und wës.

a) Präsens Indikativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	im	bim	bin	bin
2.	is	bist	bist	bist
3.	ist	ist	ist	ist
Du. 1.	siju	—	—	—
2.	sijuts	—	—	—
Pl. 1.	sijum	birum (-un)	birn (sîn, sint)	sind
2.	sijuþ	birut	birt (sît)	seid
3.	sind	sind	sint	sind

unerklärt cf Grundriss p.435

Kennzeichnend für alle Verben dieser Gruppe ist das m (< germ. -mi) in der 1. Sg. im Ahd.; diese Verben sind der Rest einer im Indogermanischen beträchtlichen Klasse, die dort als Verben auf -mi gleichwertig neben der ablautenden stand. Bereits mhd. ist das m durch n verdrängt, das nhd. bei „sein" nur mundartlich (ich „bi" statt „bin"), bei den folgenden Verben (§ 85, 2 und 3: ich tu, geh, steh) gänzlich abgefallen ist.

Seit dem 13. Jahrhundert verlieren sich die alten Formen für die 1. und 2. Pl. An ihre Stelle treten die entsprechenden konjunktivischen (vgl. unter b), doch behauptet sich davon nur die 2. Pl. (seid); die 1. Pl. wird nhd. durch die 3. Pl. Ind. (sind) ersetzt. Der Unterschied in der orthographischen Schreibung der 2. Pl. (Ind. seid, Konj. seiet) ist willkürlich.

b) Präs. Konj.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	sijau	sî	sî (sîe)	sei
2.	sijais	sîs (sîst)	sîst (sîest)	seiest
3.	sijai	sî	sî (sîe)	sei

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Du. 1.	sijaiwa	—	—	—
2.	sijaits	—	—	—
Pl. 1.	sijaima	sîm (sîn)	sîn (sîen)	seien
2.	sijaiþ	sît	sît (sîet)	seiet
3.	sijaina	sîn	sîn (sîen)	seien

c) Imperativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 2.	sijais	wis	wis (bis)	sei
Pl. 2.	sijaiþ	wëset	sît	seid

Im Got. hat bereits derselbe Prozeß wie im Nhd. stattgefunden: Ersatz durch konjunktivische Formen. Nhd. „seid" ist dann in der Schreibung der 2. Pl. des Indikativs angeglichen worden, die ja ebenfalls dem Konjunktiv entstammt (vgl. oben unter a). Der alte Imperativ bis < wis findet sich noch vielfach mundartlich.

d) Das Präteritum wird regelmäßig vom starken Verb wësan (got. wisan; 5. Ablautsreihe) gebildet. Indikativ:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	was	was	was	war
2.	wast	wâri	wære	warest
3.	was	was	was	war
Du. 1.	wêsu	—	—	—
2.	wêsuts	—	—	—
Pl. 1.	wêsum	wârum	wâren	waren
2.	wêsuþ	warut	wâret	waret
3.	wêsun	wârun	wâren	waren

Sing. und Plur. zeigen in der älteren Sprache grammatischen Wechsel zwischen s und r; nhd. ist zu gunsten von r ausgeglichen, doch findet sich der s-Singular noch bisweilen dichterisch (v. Feuchtersleben: so dir geschenkt ein Knösplein was usw.).

Entsprechend regelmäßig im Konjunktiv:

got. wêsjau, ahd. wæri, mhd. wære, nhd. wäre.

e) Nominalformen.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Infinitiv	wisan	wësan	wësen, sîn	sein
Part. Präs.	wisands	wësanti	wësende	seiend
Part. Prät.	wisans	—	gëwesen	gewesen

Während die ältere Sprache die Nominalformen durchgehends von wësan bildet, erlangen in der jüngeren Sprache die neugebildeten Formen vom s-Stamm die Überzahl.

2. **Das Verb tun** (dafür got. taujan, regelmäßig nach der ersten schwachen Konjugation) zeigt im Westgermanischen unregelmäßige Bildung der Tempusstämme wie der Personalformen.

a) Präsens Indikativ.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	tôm (tuon)	tuon	tu (tue)
2.	tôs (tuos, -st)	tuost	tust
3.	tôt (tuot)	tuot	tut
Pl. 1.	tômês (tuomês, tuon)	tuon	tun
2.	tôt (tuot)	tuot	tut
3.	tônt (tuont)	tuont	tun

Über das m in der 1. Pers. Sg. vgl. oben 1 a.

b) Präsens Konjunktiv.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	tô (tuo)	tuo (tüeje)	tue
2.	tôs (tuês)	tuost (tüejest)	tuest
3.	tô (tuo)	tuo (tüeje)	tue
Pl. 1.	tôm (tuon)	tuon (tüejen)	tuen
2.	tôt (tuot)	tuot (tüejet)	tuet
3.	tôn (tuon)	tuon (tüejen)	tuen

c) Imperativ.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 2.	tô (tuo)	tuo	tu
Pl. 1.	tômês (tuomês)	tuon	—
2.	tôt (tuot)	tuot	tut

d) Präteritum.

Indikativ.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	tëta < reduplication	tëte	tat
2.	tâti	tæte	tatest
3.	tëta	tëte	tat
Pl. 1.	tâtum (-un)	tâten	taten
2.	tâtut	tâtet	tatet
3.	tâtun	tâten	taten

Nhd. hat zugunsten des Plurals Ausgleich der Formen stattgefunden.

Der Konjunktiv lautet davon regelmäßig
ahd. tâti, mhd. tæte, nhd. täte.

e) Nominalformen.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Inf.	tôn (tuon)	tuon	tun
Part. Präs.	tônti (tuonti)	tuonde	tuend
Part. Prät.	gitân	getân	getan

3. **gehen und stehen.** Die starken Verben gangan (giang, gigangan; 7. Ablautsreihe) und stantan (stuont, gistantan; 6. Ablautsreihe) zeigen im ahd. Präsens kürzere Nebenformen mit doppeltem Stammvokal (gân und gên, stân und stên), die Reste eines älteren kürzeren Stammes; vgl. griech. ἵημι (íemi = gehen) und ἵστημι (histemi = stehen). Schließlich verdrängen im Nhd. die kurzen ê-Formen sowohl die â-Formen wie die längeren Formen des ursprünglichen Stammes aus dem Präsens vollständig. Zwischen den beiden Verben besteht dabei in der Flexion kein Unterschied. Es folgen daher hier nur die kontrahierten Formen von gangan.

a) Indikativ Präsens.

	Ahd.		Mhd.		Nhd.
Sg. 1.	gâm (gân)	gêm (gên)	gân	gên	geh
2.	gâs (gâst)	gês (gêst)	gâst	gêst	gehst
3.	gât	gêt	gât	gêt	geht
Pl. 1.	gâmês (gân)	gêmês (gên)	gân	gên	gehen
2.	gât	gêt	gât	gêt	geht
3.	gânt	gênt	gânt	gênt	gehen

Der â-Stamm ist nhd. erloschen.

b) Konjunktiv Präs.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	gê	gê (gâ)	gehe
2.	gês (-st)	gêst (gâst)	gehest
3.	gê	gê (gâ)	gehe
Pl. 1.	gên	gên (gân)	gehen
2.	gêt	gêt (gât)	gehet
3.	gên	gên (gân)	gehen

Der â-Stamm dringt erst mhd. in den Konjunktiv und verschwindet im Nhd. wieder; ahd. wird der Konj. noch meist regelmäßig, durch gange, gangês usw., wiedergegeben.

c) Imperativ.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 2.	[gang]	[ganc] gâ gê	geh
Pl. 1.	gâmês gêmês (gên)	—	
2.	gât gêt	gât gêt	geht

Die 2. Sg. wird ahd. noch regelmäßig, mhd. überwiegend vom vollen Stamme (gang, ganc) gebildet.

d) Nominalformen.

	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Inf.	gân gên (Gen. gânnes, Dat. gânne)	gân gên	gehen
Part. Präs.	gânti gênti	gânde gênde	gehend

stân (stên) stimmt genau zu diesem Paradigma, nur daß für die Formen vom Stamme gang Formen vom Stamme stant (mhd. stand) eintreten. Die beiden Verben haben im Mhd. weiter Einfluß gewonnen auf die präsentischen Kontraktionen von lassen, mhd. lâzen > lân, und von haben, mhd. haben > hân. Bei lassen sind nhd. die Kontraktionen wieder aufgegeben, bei haben dagegen sind sie in mehreren Formen erhalten (hast, hat); vgl. über haben auch § 81.

4. Wollen. Dies Verb steht den Präteritopräsentien nahe; die in präsentischer Bedeutung gebrauchten Formen waren, wie aus dem Got. noch deutlich erkennbar ist, ursprünglich ein Konj. Prät. Dazu sind dann ein neuer Konjunktiv Präsentis und neue Präteritalformen nach der schwachen Konjugation gebildet worden.

Das e des Stammes im Ahd. und Mhd., das früher als Brechungs-ë galt, wird jetzt als Umlauts-e aufgefaßt.

a) Präsens Indikativ.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	wiljau	willu	wil	will
2.	wileis	wili	wil(t)	willst
3.	wili	wili	wil	will
Du. 2.	wileits	—	—	—
Pl. 1.	wileima	wellemês (-ên)	wellen	wollen
2.	wileiþ	wellet	wellet	wollt
3.	wileina	wellent	wellent	wollen

b) Präsens Konjunktiv.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Sg. 1.	—	welle	welle	wolle
2.	—	wellês(t)	wellest	wollest

usw., wie die erste schwache Konjugation (vgl. § 79).

Im Got. ist der Konj. Präs. nicht belegt.

c) Präsens Imperativ, Infintiv und Partizip.

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
Imp. Sg. 2.	—	welle	welle	wolle
Pl. 1.	—	wellemês	wellen	—
2.	—	wellet	wellet	wollet
Inf. Präs.	wiljan	wellen	wellen	wollen
Part. Präs.	wiljands	wellenti	wellende	wollend

Der Imperativ fehlt gotisch. Im Deutschen sind die Formen regelmäßig vom Infinitiv wellen nach der 1. schwachen Konjugation gebildet.

d) Präteritum:

	Got.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
1. Sg. Ind.	wilda	wolta (wëlta)	wolte	wollte
1. Sg. Konj.	wildêdjau	wolti	wolte (wölte)	wollte
Part.	—	—	gewellet (gewöllet)	gewollt

Im Präteritum zeigt sich bereits ahd. der o-Stamm bis auf das Partizip, das erst spät mhd. erscheint und regelmäßig von wellen

gebildet ist, aber auch schon bald dem o-Stamm zuneigt. Vom Präteritum aus hat dann der o-Stamm im Nhd. auch den größeren Teil der präsentischen Formen erobert.

§ 86. Die umschriebenen Formen.

Der Formenbestand des Verbs war, im Indogermanischen namentlich hinsichtlich der Tempora, weit größer; das Germanische, und entsprechend das Deutsche, hat hier offenbar starke Verluste erlitten. Diese wurden auf verschiedene Weise gedeckt. Entweder übertrug man die Bedeutung eines absterbenden, beziehungsweise abgestorbenen Tempus auf ein noch lebenskräftiges, z. B. die des Perfekts auf das Präteritum; oder man schaffte Ersatz durch Umschreibungen, indem man eins der Verbalnomina einem andern Verb als nähere Bestimmung beigab. Am ältesten sind die Umschreibungen des Passivums, das dem Deutschen ja gänzlich abhanden gekommen war, z. B. ahd. sie sind (oder sie wërdent) ginomane. Im Aktivum besorgten noch lange die einfachen Formen die Stellvertretung für die fehlenden Tempora. Erst als die kirchliche Übersetzungstätigkeit begann, machte sich auch im Aktivum ein stärkeres Bedürfnis nach Umschreibungen geltend. Allmählich bildeten sich gewisse Regeln, die in die allgemeine Schriftsprache übergingen. Die Umgangssprache dagegen hielt sich auch dann noch davon fern und bevorzugt bis heute, abgesehen von gewissen mundartlichen Eigentümlichkeiten, im Aktivum den Ersatz durch einfache Formen.

1. Aktivum.

a) Das Futurum wird in der älteren Sprache in der Regel durch das Präsens ersetzt und nur gelegentlich durch eine Umschreibung (Infinitiv mit Hilfsverb) wiedergegeben. Am häufigsten dient als umschreibendes Hilfsverb got. skulan, ahd. scolan, mhd. suln; daneben finden sich got. haban und duginnan (beginnen), ahd. mhd. wellen, seltener mhd. müezen. Erst seit dem 13. Jahrhundert entwickelt sich mhd. die Umschreibung des Futurums durch wërden mit dem Infinitiv oder dem Part. Präs., und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird dann die Umschreibung durch wërden mit dem Infinitiv für die Schriftsprache die mustergiltige Form des Futurums.

b) Das Futurum exactum in seiner heutigen Umschreibung durch wërden mit dem Inf. Perf. kennt die ältere Sprache überhaupt nicht; diese ist erst ganz jungen, nhd. Ursprungs. Mhd. wird es gern ersetzt durch das Präsens mit der Vorsilbe ge-.

c) Das Perfektum als Bezeichnung einer in der Gegenwart vollendeten Handlung wird schon in den ältesten deutschen Quellen

durch das Präsens der Hilfszeitwörter habên, eigan (= haben) und wësan mit dem Part. Prät. umschrieben; anfänglich wurde dabei auch die flektierte Form des Partizips angewandt, entsprechend dem allgemeinen syntaktischen Gebrauch des prädikativen Adjektivs (vgl. § 96); doch überwiegt schon mhd. die unflektierte. Im Got. wurde dagegen das Perfektum nicht umschrieben, sondern durch das Präterium ersetzt. Eigan erlischt bereits im Ahd., und für die Verwendung der Hilfsverben sein (wësan) und haben bildet sich allmählich die Regel heraus, daß ersteres nur bei Intransitiven, besonders solchen, die eine Bewegung ausdrücken, gebraucht wird, während alle anderen sich mit haben verbinden. Tatsächlich liegt dabei jedoch ein Bedeutungsunterschied zugrunde, der sich noch darin zeigt, daß manche Verben mit beiden Hilfsverben verbunden werden können (ich bin geritten und ich habe geritten). Die Umschreibung mit haben bezeichnet die vollendete Tätigkeit oder Handlung: ich habe getrunken, er hat geblüht; die mit sein den Eintritt oder Abschluß eines Zustandes: ich bin gekommen, er ist verblüht. Im Mhd. ist außerdem der Ersatz des Perfekts durch das Präteritum mit der Vorsilbe ge- beliebt.

d) Das Plusquamperfektum teilt völlig die Entwicklung des Perfektums, nur daß es mit dem Präteritum der Hilfszeitwörter haben (ahd. auch eigan) und sein (ahd. wësan) umschrieben wird.

2. Das Passivum. Das Passivum hat im Gotischen noch besondere Formen für das Präsens, die häufig gebraucht werden, das sogenannte Mediopassivum. Das Präteritum wird gotisch mit dem Präteritum von wairþan (werden) oder wisan (sein) und dem Part. Prät. des betreffenden Verbs umschrieben.

Im Ahd. sind für Präsens und Präteritum Umschreibungen durch die Hilfsverben wësan und wërdan mit dem Part. Prät. üblich, zunächst anscheinend ohne Bedeutungsunterschied hinsichtlich des Hilfsverbs. Seit dem 9. Jahrhundert wird es indessen Regel, daß wërdan (Präs. und Prät.) das Präsens und Präteritum, wësan (Präs. und Prät.) das Perfektum und Plusquamperfektum umschreiben hilft. Der Zusatz des Partizips „worden" für Perf. und Plusquamperf. wird erst seit dem 13. Jahrhundert üblich.

Das passivische Futurum und Futurum exactum sind erst nhd. Ursprungs und der Umgangssprache noch jetzt ziemlich fremd; meist werden sie, wie in der älteren Zeit gewöhnlich, durch das Präsens beziehungsweise Perfektum ersetzt.

Zur Übersicht über die passivischen Formen diene das nachstehende Paradigma:

a) Präsens Indikativ:

	Got.	Ahd.		Mhd.		Nhd.	
Sg. 1	nimada	ih wirdu	ginoman	ich wërde	genomen	ich werde	genommen
2	nimaza	dû wirdis(t)		duwirdest(wirst)		du wirst	
3	nimada	er wirdit		er wirdet (wirt)		er wird	
Pl. 1	nimanda	wir wërdên		wir wërden		wir werden	
2		ir wërdet		ir wërdet		ihr werdet	
3		sie wërdent		sie wërdent		sie werden	

b) Präsens Konjunktiv:

	Got.	Ahd.		Mhd.		Nhd.	
Sg. 1	nimaidau	ih wërde	ginoman	ich wërde	genomen	ich werde	genommen
2	nimaizau	dû wërdêst		du wërdest		du werdest	
3	nimaidau	er wërde		er wërde		er werde	
Pl. 1	nimaindau	wir wërdên		wir wërden		wir werden	
2		ir wërdêt		ir wërdet		ihr werdet	
3		sie wërdên		sie wërden		sie werden	

c) Präteritum:

	Got.	Ahd.		Mhd.		Nhd.	
Ind.	numans was (warþ)	ih ward	ginoman	ich wart	genomen	ich wurde	genommen
Konj.	numans wêsjau (waúrþjau)	ih wurti		ich würde		ich würde	

d) Perfektum:

	Ahd.		Mhd.		Nhd.	
Ind.	ih bim	ginoman	ich bin	genomen (worden)	ich bin	genommen worden
Konj.	ih sî		ich sî		ich sei	

e) Plusquamperfektum:

	Ahd.		Mhd.		Nhd.	
Ind.	ih was	ginoman	ich was	genomen (worden)	ich war	genommen worden
Konj.	ih wâri		ich waere		ich wäre	

Vierter Teil.

Satzlehre.

Erstes Kapitel.

Satzbildung.

§ 87. Die Satzarten.

Die Sätze sind die natürlich gegebenen Teile der zusammenhängenden menschlichen Rede. Während wir Laute, Silben und Wörter erst durch eine künstliche Analyse suchen müssen, ist der Satz ohne weiteres klar, da er sowohl lautlich wie seiner Bedeutung nach in sich abgeschlossen ist (vgl. § 17). Es kommt dabei durchaus nicht auf die Länge, also auf die Anzahl der Laute, Silben oder Wörter an; diese ist ganz willkürlich. Au, so? nimm! guten Morgen, es regnet, der Tag bricht an usw., sind alles gleichwertige Sätze. Die alte Regel der Schulgrammatik, daß jeder Satz wenigstens aus Subjekt und Prädikat bestehen müsse, ist für die Sprachform unzutreffend und auch dann nicht stichhaltig, wenn man annimmt, daß die fehlenden Satzglieder, als stillschweigend vorausgesetzt, zu ergänzen seien. Das geht wohl an bei Sätzen wie „nimm" (ergänze du), „danke" (erg. ich), „guten Morgen" (erg. wünsche ich) u. ä. Aber was soll man bei Sätzen wie „eiei", „bravo", „heda" usw. ergänzen? Derartige Sätze sind aber in der Umgangssprache sehr häufig. Man scheidet darum die Sätze nach ihrer Sprachform am besten in zwei Gruppen, in logisch gegliederte und in logisch ungegliederte, ohne daß damit ein Werturteil abgegeben wäre.

Gewöhnlich teilt man die Sätze nach ihrem Inhalt in folgende fünf Arten ein:

1. Aussagesätze: es regnet.
2. Ausrufsätze: ach!
3. Wunschsätze: guten Morgen.
4. Befehlsätze: er komme.
5. Fragesätze: kommt er?

Besteht ein Satz aus mehreren Wörtern, so ordnen sich häufig mehrere davon nach ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit wieder zu Wortgruppen; diese sind nicht mit den Sprechtakten, den phonetischen Unterteilen des Satzes, zu verwechseln (vgl. § 16). Die Wortgruppe besteht meist aus einem Satzglied und den dazugehörigen Formwörtern (eingliedrige Wortgruppe). Unter Form-

wörtern versteht man die Wörter, welche nur der syntaktischen Verbindung dienen und keinen selbständigen Satzteilwert besitzen, wie Präpositionen, Konjunktionen und Artikel. In dem Satze „er hat den Knaben wohl in dem Arm" bilden die Worte „den Knaben" und „in dem Arm" solche eingliedrigen Wortgruppen. Es können aber auch mehrere Wörter, jedes mit vollem Satzteilwert, gleichzeitig zu einer Verbindung sowohl mit Formwörtern als auch ohne diese zusammentreten (mehrgliedrige Wortgruppe); dann sind die selbständigen Glieder der Gruppe einander entweder beigeordnet (Wortverbindung) oder unter-, beziehungsweise übergeordnet (Wortgefüge). In der mehrgliedrigen Wortgruppe „durch Nacht und Wind" sind Nacht und Wind einander beigeordnet, es sind beides adverbiale Bestimmungen in dem Satze: Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Für die Unterordnung kommen vor allem die verschiedenen Formen des Attributs in Betracht. Die Schillerschen Verse: „Aus dem schwarzen Schlunde dräun der Zähne stachelichte Reihn" enthalten zwei Wortgefüge; das erste „aus dem schwarzen Schlunde" zeigt die Unterordnung des adjektivischen Attributs (schwarzen), das zweite „der Zähne stachelichte Reihn" weist außer dem adjektivischen Attribut (stachelichte) auch noch ein substantivisches im Genitiv (der Zähne) auf. Für eine mehrgliedrige Wortgruppe sind Formwörter zwar nicht erforderlich, doch sind sie gewöhnlich auch hier an der Bildung beteiligt und bleiben selten weg; sie fehlen z. B. bei dem Satze „Deine Tochter saß im Saale" in der ersten Wortgruppe (Deine Tochter), ebenso bei dem Satze „Manch Jährlein hab ich gesungen" in der Gruppe „manch Jährlein". Das Charakteristische der Wortgruppe ist, daß ihre Glieder unzerreißbar zusammen gehören; die einzelnen Wörter lassen sich wohl innerhalb der Wortgruppe bisweilen umstellen, aber nicht auseinanderreißen und etwa auf beliebige Stellen des Satzes verteilen.

Selten besteht die Rede nur aus einem Satze, sondern in der Regel aus mehreren. Diese werden häufig nach ihrer inhaltlichen Zusammengehörigkeit wieder zu S a t z g r u p p e n vereinigt. Die Glieder einer Satzgruppe stehen zueinander in demselben Verhältnis, wie die selbständigen Glieder einer Wortgruppe; sie sind entweder einander beigeordnet oder unter-, beziehungsweise übergeordnet. Die dreigliedrige Satzgruppe „ich kam, ich sah, ich siegte" enthält drei einander beigeordnete Sätze; jeder ist in sich abgeschlossen und für sich allein verständlich, es hängt am Ende von der Willkür oder dem Stilgefühl des Redenden oder Schreibenden ab, ob er die drei Sätze als Satzgruppe oder als Einzelsätze aufgefaßt wissen will. Eine derartige Satzgruppe, die nur aus selbständigen

Sätzen besteht, heißt Satzverbindung oder Satzreihe. Die Satzgruppe „ich sah, daß er siegte" zählt zwei Sätze, von denen der zweite dem ersten untergeordnet ist. Der übergeordnete Satz (ich sah) ist in sich abgeschlossen und auch ohne den Nachsatz möglich (Hauptsatz); der untergeordnete (daß er siegte) ist für sich allein unverständlich und grammatisch unmöglich (Nebensatz oder abhängiger Satz). Man nennt eine solche Satzgruppe, die Sätze verschiedenen Wertes (Haupt- und Nebensätze) in sich vereinigt, ein Satzgefüge. Umfaßt ein Satzgefüge mehrere Nebensätze, so ist der Fall gar nicht selten, daß ein Nebensatz nicht unmittelbar vom Hauptsatz, sondern zunächst von einem andern Nebensatz abhängt (Nebensatz zweiten Grades), z. B. „Ich freute mich, als ich sah, daß er siegte."

Die Satzlehre will die Beziehungen der einzelnen Wörter innerhalb der Wortgruppen und Sätze, sowie die Beziehungen der Sätze innerhalb der Satzgruppe zueinander dartun. Statt Satzlehre braucht man vielfach den griechischen Ausdruck Syntax; der Name soll von den antiken Grammatikern aus dem Heerwesen übernommen sein und ursprünglich eine Schlachtaufstellung bezeichnet haben.

§ 88. Die Entstehung und Entwicklung der Nebensätze.

Die Entstehung der Nebensätze ist ein historischer Prozeß, der sich in der älteren Sprache teilweise noch vor unseren Augen vollzieht und erst im Nhd. zum vorläufigen Abschluß gekommen ist. Das gemeinsame Kennzeichen der deutschen Nebensätze ist die eigenartige Wortstellung, Subjekt Verb (vgl. § 89, 2a), die sich bereits im Ahd. ausgeprägt vorfindet und bis heute nur in wenigen besonderen Ausnahmefällen durchbrochen wird. Gewöhnlich unterscheidet man nach dem einleitenden Worte drei Arten von Nebensätzen: Konjunktionalsätze, Relativsätze und abhängige Fragesätze.

1. Von diesen hat nur eine Gruppe bereits im Ahd. ihre fertige Ausprägung erlangt, die indirekten Fragesätze; sie unterscheiden sich da weder in der Form noch in der Verwendung wesentlich vom heutigen Gebrauch: hër frâgên gistuont, hwër sîn fater wâri[1] (Hildebrandslied); wârun wartênti, wara man nan legiti[2] (Otfried). Schon im Ahd. bevorzugen sie den Konjunktiv. Auf die Entstehung der indirekten Fragesätze können wir aus der Entwicklung der andern Nebensätze Schlüsse ziehen. Offenbar haben sie sich aus direkten Fragesätzen entwickelt: sie warteten, wohin sie ihn legen würden < sie warteten: wohin würden sie ihn legen?

2. Die Konjunktionalsätze sind im Ahd. noch gering an Zahl, sie nehmen erst mhd. und besonders nhd. zu. In der

[1] er begann zu fragen, wer sein Vater wäre. — [2] sie warteten, wohin man ihn legen würde.

älteren Sprache überwiegt statt dessen die Verwendung von Hauptsätzen, d. h. in Satzgruppen wird auch da die Satzverbindung bevorzugt, wo wir heute ein Satzgefüge anwenden würden. Z. B.: hër was eo folches at ente: imo was eo fëhta ti leop[1] (Hild.); dô sahen Blœdelînes man: ir hërre lac erslagen[2] (Nibelungen); daȝ ors einer site pflac: grôȝ arbeit ëȝ ringe wac[3] (Parzival); done muote mich niht sô sêre: ërn bôt mir nie die êre.[4] Unsere heutige Umgangssprache teilt noch diese Neigung und meidet die abhängigen Sätze als zu schwerfällig, z. B. ich weiß, er lebt; sie fürchten, es regnet u. ä.

Besonders beliebt ist diese Konstruktionsweise bis heute nach den Verben des Sagens und Meinens; indessen wird dann das Verb des Nachsatzes meist in den Konjunktiv gesetzt, so schon ahd.: sie wântun, druhtin meinti[5] (Otfr.); mhd. ich bin gewis, ëȝ sî ein rëhter jaspis;[6] ich vürhte, ëȝ im versmâhe.[7] Es können auf diese Weise durch den Konjunktiv Sätze jeglichen Inhalts, Aussagesätze, Befehlsätze, Wunschsätze, ja auch Fragesätze, von Verben, die einen seelischen Vorgang ausdrücken, gedanklich abhängig gemacht werden, z. B. ich wünschte, er käme; sie erwiderte, er möge kommen; wir wußten nicht, würde er kommen oder nicht usw. An einem zusammenfassenden Namen für diese Art von Sätzen fehlt es bislang. Ihrer Form wie ihrem Satzwert nach stehen sie etwa mitten inne zwischen Haupt- und Nebensätzen und könnten als ideell abhängige Sätze, im Gegensatze zu den formell abhängigen Sätzen bezeichnet werden.

Die Zahl der im Ahd. verwendeten unterordnenden Konjunktionen ist gering. Häufig gebraucht werden besonders thaȝ, daȝ (daß), dô (da) und ibu oder oba (= wenn, ob), z. B. sunufatarungo iro saro rihtun, dô sie tô dëro hiltiu ritun[8] (Hild.); wër ougta iu thaȝ ir intfliahet heile thëmo gotes urdeile[9] (Otfr.); ibu dû mî ênan sagês, ik mî dê ôdre wêt[10] (Hild.); dat sagêtun mî sêolîdante, dat inan wîc furnam[11] (Hild.); oba thû Helias avur bist, thër uns kunftigêr ist, thaȝ gizeli thû uns nu sâr[12] (Otfr.) u. v. a. Die subordinierenden Konjunktionen

[1] er war immer an der Spitze des Volkes, da ihm das Fechten zu lieb war. — [2] da sahen die Mannen Blödelins, daß ihr Herr erschlagen lag. — [3] das Roß hatte die Eigentümlichkeit, daß es große Anstrengung nicht leiden mochte. — [4] da schmerzte mich nichts so sehr, als daß er mir nie die Ehre erwies. — [5] sie wähnten, der Herr meine. — [6] ich bin sicher, daß es ein echter Jaspis war. — [7] ich fürchte, daß es ihm verächtlich erscheint. — [8] Vater und Sohn machten ihre Rüstung fertig, als sie zu dem Kampfe ritten. — [9] wer zeigte euch, daß ihr heil dem Urteile Gottes entgeht. — [10] wenn du mir einen nennst, weiß ich mir die andern. — [11] das sagten mir Seeleute, daß ihn der Streit hinwegraffte. — [12] wenn du aber der Heiland bist, der uns bestimmt ist, dann erzähle uns das sogleich.

haben sich sehr verschieden entwickelt. Öfter gehörten sie ursprünglich gar nicht zu dem abhängigen Satz, sondern standen am Ende des Hauptsatzes und wurden erst später zu dem abhängigen Satz gezogen, wie daß (aus dem Pronomen das); z. B. ich höre, daß er kommt < ich höre das: er kommt; sie sagten, daß sie zu Hause blieben < sie sagten das: sie blieben zu Hause. Ähnlich ging es mit ehe, bevor u. ä., z. B. stillt euern Durst, ehe (bevor) wir aufbrechen < stillt euern Durst eher (bevor): wir brechen auf. Andere Konjunktionen standen von jeher in dem heute abhängigen Satze. Gewöhnlich hatten sie hier ihren Platz am Anfang, weil sie ursprünglich demonstrative Bedeutung besaßen und auf den vorhergehenden Satz hinwiesen, wie die ehemaligen Adverbien da, seitdem, nachdem, indem, als (< alsô) u. ä.; z B. nachdem ein Kind in den Brunnen gefallen war, wurden die Leute aufmerksam < nach dem (= nachher, darauf) war ein Kind in den Brunnen gefallen, die Leute wurden aufmerksam. Einige Adverbien pflegten zufällig, nur infolge der üblichen Wortstellung (vgl. § 89, 2 b), an der Spitze des Satzes zu stehen und wurden dann dem allgemeinen Zuge folgend mit zu Konjunktionen umgewertet, wie ob (ursprünglich = etwa, vielleicht, jetzt noch annähernd in dieser Bedeutung in der zweifelnden Frage: ob er kommt?), weil usw.

Eine abweichende Form des abhängigen Satzes haben neben der regelmäßigen die **Bedingungssätze** aufzuweisen. Schon in der älteren Sprache begegnet neben der Form des Konjunktionalsatzes mit ahd. ibu, oba (mhd. obe, nhd. wenn) der Konditionalsatz in der Form eines unabhängigen Frage- oder Wunschsatzes, wenn er in der Satzgruppe als Vordersatz steht; z. B. gâst du mir dîn swester, so wil ich ëȥ tuon[1], könnte ebensogut heißen: gâst du mir dîn swester? sô wil ich ëȥ tuon (Nib.); desgleichen: maht du mir dën zins geringen, dînes heiles kempfe wil ich sîn[2] (Neidhart). Als ehemalige Wunschsätze erscheinen die Vordersätze in folgenden Beispielen: bræche mir ein blat darunter sîn vil milte richiu hant, so möhte ich loben die süeȥen ougenweide[3] (Walther v. d. V.); stüende ëȥ in dër werlde alsam vor drîȥec jâren, dër mich danne trûriclîchen sæhe gebâren, dër solde mich zehant behiuten und behâren[4] (Neidhart) usw. Es ist kein Zweifel, daß sich diese Form des Bedingungssatzes aus dem Frage-, beziehungsweise Wunschsatz heraus entwickelt hat.

[1] gibst du mir deine Schwester, so will ich es tun. — [2] machst du mir den Zins gering, will ich deines Heiles Kämpfer sein. — [3] Bräche mir seine freigebige und reiche Hand davon ein Blatt, dann könnte ich die schöne Augenweide loben. — [4] Stünde es in der Welt noch wie vor dreißig Jahren, der mich dann traurig gebaren sähe, der sollte mir sogleich Haut und Haare herunterreißen.

3. Der Relativsatz ist im Ahd. ebenfalls bereits vorhanden, wird aber, wie die Konjunktionalsätze, noch sparsam angewendet und nur mit dem Pronomen „der, die, das" eröffnet, dessen ursprünglich demonstrative Bedeutung noch häufig anklingt, z. B. thër brût habêt, thër scal brûtigomo sîn[1] (Otfried); klîban thëmo manne, thër sie inan lêrti[2] (Otfried); upi sia avar kihalônt die, die dâr von himile quëmant[3] (Muspilli); dat sagêtun mî ûsere liuti, alte ante frôte, dea êrhina wârun[4] (Hild.) u. s. f. Hier unterscheidet sich der Relativsatz von dem demonstrativen Hauptsatz nur in der Wortstellung. Die Wortstellung war hier ganz allein das Entscheidende, wodurch die Demonstrativsätze zu Relativsätzen umgeformt und umgefühlt wurden. So erklärt es sich auch, daß, ähnlich wie zum Teil noch im Englischen, das Relativpronomen in der älteren Sprache auch ganz fehlen kann, z. B. funtan einen man, mit namon Simeon hiez[5] (Tatian); thia lâz ih thëmo, iz lisit[6] (Otfried). Der enge Zusammenhang zwischen Demonstrativ- und Relativpronomen zeigt sich noch mhd. darin, daß dasselbe Pronomen zugleich demonstrative Bedeutung im Haupt- und relative im Nebensatz hat: ich bin dër hie tôt gelît (ich bin der, der hier tot liegt); daz ich singe, ouwê, von dër ich iemer dienen sol (daß ich singe von der, der ich immer dienen werde). Das geschieht sogar, wenn die Kasusform des Pronomens in beiden Sätzen verschieden ist; den Ausschlag gibt in diesem Falle der Nebensatz: daz ist dën ir dâ meinet (das ist der, welchen ihr da meint); dô kam von dëm ich sprëchen wil (da kam der, von dem ...) usw.

Seit dem 14. Jahrhundert begegnen in relativer Bedeutung auch die Pronomina „wer" und „welcher"; die ältere Sprache brauchte „wer" nur als verallgemeinerndes Relativum in der Form sô wër sô, mhd. swër (neben sô welih sô, mhd. swelih), = wer auch immer: ahd. sô wër sô ist fona wâre, thër hôrit mir[7] (Otfried); mhd. swër an rëhte güete wendet sîn gemüete, dëm volget sælde unde êre[8] (Iwein). Gegen Ausgang des Mittelalters wurde so allein als einfaches Relativpronomen üblich. Es findet sich besonders häufig bei Luther, aber auch noch bei Klopstock und andern Dichtern des 18. Jahrhunderts, die unter dem Einfluß der Bibelsprache standen: die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist (Luther); der du richtest die, so solches tun (Luther); Röschen,

[1] wer eine Braut besitzt, der muß Bräutigam sein. — [2] spalten dem Manne, der sie ihn lehrte. — [3] wenn sie aber die holen, die dahin vom Himmel kommen. — [4] das sagten mir unsre Leute, alte und ehrwürdige, die früher da waren. — [5] sie fanden einen Mann, der mit Namen Simeon hieß. — [6] die überlaß ich dem, der es liest. — [7] jeder, der aus der Wahrheit ist, gehört mir zu. — [8] wer sein Herz der rechten Güte zuwendet, dem folgt Glück und Ehre.

so der Mutter Freude, so der Stolz des Dorfes war (Hölty); der Mann, so dem Tode reif war (Klopstock) u. ä.

§ 89. Die Wortstellung.

Bei der Wortstellung sind zwei Gebiete zu unterscheiden, die Anordnung der Wörter im Satz und die innerhalb der Wortgruppe. Ferner macht es einen großen Unterschied, ob die Redeweise ungebunden (Prosa) oder gebunden (Poesie) ist. Die Poesie zeigt des Rhythmus und Reims wegen viel größere Freiheit in der Wortstellung als die Prosa. Es ist daher im folgenden soweit möglich zwischen prosaischer und poetischer Wortstellung unterschieden.

1. Innerhalb der Wortgruppe war die Wortstellung in der älteren Sprache um vieles freier und willkürlicher.

a) Das adjektivische Attribut konnte ahd. und noch mhd. beliebig vor oder nach gestellt werden: dër dëgen guot; golt daz rôte; ein wîp schoenez u. ä. Im Nhd. ist Voranstellung Regel. Die Nachstellung, wie „Röslein rot", ist heute poetische Freiheit und auch als solche gegen früher wesentlich eingeschränkt (vgl. § 96).

b) Das substantivische Genitivattribut muß ehemals gewöhnlich vorangestanden haben, wie aus der Komposition hervorgeht. Noch mhd. kann es ebenso gut voranstehen wie nachfolgen. Im Nhd. pflegt es in der Prosa nachzufolgen: die Umgebung des Hauses, das Licht der Sonne, die Zeile des Buches u. ä. Nur Eigennamen und Personenbezeichnungen werden auch in Prosa noch öfter vorangestellt: Gottes Wort, Berlins Umgebung, meines Vaters Bruder u. ä.

Die Dichtung hat sich größere Freiheiten bewahrt, steht aber auch gegenüber dem Mhd. zurück. So hat nhd. das vorangestellte Genitivattribut gewöhnlich den Artikel bei sich: des Kupfers Brei, des Tages Hitze, der Feinde Lanzen u. ä. Mhd. ist dieser Artikel nicht nötig, dagegen kann dem Attribut noch der Artikel des Beziehungswortes vorausgehen: der sanges meister, ein mannes heil; eine derartige Wortfügung mußte natürlich die Zusammensetzung sehr begünstigen. Oder es konnte auch ein adjektivisches oder pronominales Attribut des Beziehungswortes vorausgehen: disen goldes rif, nach rîchem küniges site, getriuwer küneges pflegære u. ä. Aber auch das Genitivattribut selbst konnte wieder ein adjektivisches Attribut bei sich haben: drîer slahte sanc, aller wîbe wünne, guoter wîbe minne u. ä. Auf diese Weise ließen sich Irrtümer in der Beziehung des adjektivischen Attributs nicht vermeiden; bei einer Wortgruppe wie dîn lieber ougen funt (Neidh.) ist die Beziehung von lieber, ob zu ougen oder zu funt, grammatisch gar nicht sicher zu ermitteln.

Infolgedessen hat im Nhd. hier eine genaue Regelung der Wortstellung stattgefunden. Kommen in einer Wortgruppe gleichzeitig substantivisches und adjektivisches Attribut vor das Beziehungswort zu stehen, so steht nhd. adjektivisches Attribut immer hinter dem substantivischen: in des Schilfes grünen Kranz, von des Hauses weitschauendem Giebel, nach der Vollendung reiner Höhe u. ä. Ein vor dem Genitivattribut stehendes adjektivisches Attribut gehört nhd. zu diesem, bildet mit diesem wiederum eine Wortgruppe für sich: vieler Menschen Ohr, des rauhen Krieges Horden, der saubern Herren Pfuscherei u. ä. Da nun bei vorangestelltem Genitivattribut beide Substantive ein adjektivisches Attribut bei sich haben können, so treten nicht selten drei Attribute mit verschiedener Beziehung in einem Wortgefüge unmittelbar nebeneinander: des gefürchteten Gipfels schneebehangener Scheitel, der ersten Liebe goldene Zeit, aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern u. ä.

2. Die Anordnung der Wörter im Satze hat in historischer Zeit mehrfache Änderungen erfahren und ist gegenwärtig ziemlich schwierig und verwickelt. Als entscheidend für die Wortfolge im Satze gilt die Stellung des Verbs. Je nach seiner Stellung an den charakteristischen Punkten des Satzes, spricht man von einer Anfangsstellung, Mittelstellung und Schlußstellung des Verbs. Nicht minder wichtig ist die Stellung des Verbs zum Subjekt. Seit Adelung heißt die Wortfolge Subjekt Verb die normale, die umgekehrte Folge (Verb Subjekt) Inversion, dabei ist unter Verb immer nur die durch eine Person begrenzte Verbalform, gleichviel ob vom selbständigen Verb oder vom Hilfsverb, verstanden (das sogenannte Verbum finitum); dagegen sind die Nominalformen des Verbs, also Partizipien und Infinitive, ausgeschlossen, da diese die einfache Verbalform nie entbehren können, wenn sie im formal logischen Satz das Prädikat bilden helfen, und syntaktisch nur als Prädikatsbestimmung oder Prädikatsnomen zu gelten haben. Zwischen den Sätzen: „der Junge ist groß" und „der Junge ist gewachsen", besteht in syntaktischer Beziehung kein Unterschied; „gewachsen" ist ebenso wie „groß" Prädikatsnomen, und das Verb des Satzes heißt beidemale „ist".

In der Wortfolge des Satzes hat eine Entwicklung von großer Freiheit zu ziemlicher Gebundenheit stattgefunden. Im Indogermanischen und noch im Germanischen war die Wortstellung völlig frei, d. h. das Verb konnte an jeder beliebigen Stelle des Satzes stehen, und zwischen normaler Wortfolge und Inversion bestand kein syntaktischer Unterschied. Ausschlaggebend für die Wortstellung war allein der inhaltliche Zusammenhang: an die

Spitze trat das Wort, das im Vordergrund des Bewußtseins stand, also in der Regel das wichtigste; die andern ordneten sich nach dem Wohlklange, besonders nach dem Gewicht ihrer Lautmassen. Erst im Westgermanischen erlitt die Freiheit der Verbalstellung dadurch eine Einbuße, daß sich für den Nebensatz immer mehr die normale Wortstellung als Regel herausbildete. Während aber das Englische diese Regel wieder beseitigt hat, ist sie im Deutschen beibehalten und mit großer Strenge durchgeführt worden, so daß bei uns die Wortstellung das wichtigste Kennzeichen des Nebensatzes bildet.

a) Der Nebensatz. Das Ahd. zeigt bereits die normale Wortstellung im Nebensatz allgemein durchgeführt. Das Verb steht regelmäßig hinter dem Subjekt, allerdings häufig noch nicht am Ende des ganzen Satzes, sondern in Mittelstellung, d. h. vor den näheren Bestimmungen. Erst im weiteren Verlaufe rückte dann das Verb ganz an das Satzende, derart, daß auch alle näheren Bestimmungen, seien sie nun Objekt, Adverbiale oder Prädikatsnomen, zwischen Subjekt und Verb eingeschoben wurden, wie es in der strengen nhd. Prosa der Fall ist. Man vergleiche:

Ahd.: thës sculun wir got simbles bitten, thaȥ sîn willeo wërdhe samalîh in ërdhu in mannom, sôso hër ist in himile in engilom[1] (Weißenburger Katechismus).

Nhd.: „Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfingen und der Donner die Musik übertönte" (Goethe).

Nur zwei Arten von formell abhängigen Sätzen durchbrechen die allgemeine Regel und zeigen Inversion, die konjunktionslosen Bedingungssätze, die aus unabhängigen Frage-, bzw. Wunschsätzen hervorgegangen sind (vgl. § 88, 2), und die vergleichenden Nebensätze mit der Konjunktion „als" in der Bedeutung „als ob", z. B.: „er lag zu meinen Füßen, als wär's ein Stück von mir". Bei den letztgenannten ist die Inversion noch verhältnismäßig jung und offenbar den konjunktionslosen Bedingungssätzen nachgebildet; mhd. war hier die normale Wortstellung noch gewöhnlich: sô liget er, als ër tôt sî;[2] swër nu vert wüetende, als ër tobe.[3] Die ideell abhängigen Sätze (§ 88, 2) zeigen mit Ausnahme der Fragesätze die Wortfolge der unabhängigen Aussagesätze.

Die Poesie hat sich in der Wortstellung des Nebensatzes dem Brauch der Prosa nur zögernd angepaßt. Die Wortfolge Subjekt

[1] darum sollen wir immer Gott bitten, daß sein Wille ebenso geschehe auf Erden bei den Menschen, wie er im Himmel bei den Engeln geschieht. — [2] er liegt so, als ob er tot wäre. — [3] wenn nun einer wütend handelt, als ob er tobe.

Verb ist allerdings auch in der Dichtung im allgemeinen durchgedrungen; das Umgekehrte ist möglich, aber verhältnismäßig selten und fast nur üblich, wenn das Subjekt von einer Wortgruppe gebildet wird: „daß dem Lechzenden werde sein Heil, so will ich das Wässerlein jetzt in Eil durchwaten" (Schiller); „Da ich ein Kind war, kehrt ich mein verirrtes Auge zur Sonne, als wenn drüber wär ein Ohr, zu hören meine Klage" (Goethe). Dagegen ist die Endstellung des Verbs niemals von den Dichtern eingehalten worden: „ich bin ein wirt dër armen gest, dën ich thu das allerbest; sovil dër kumen in mein haus, dër treib ich kainen von mir aus" (Hans Sachs); „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele" (Schiller); „Wenn des Liedes Stimmen schweigen von dem überwundnen Mann, so will ich für Hektor zeugen" (Schiller); „Die Augen gingen ihm über, so oft er trank daraus" (Goethe).

Neuerdings ist diese Wortstellung wieder aus der Dichtung und der Umgangssprache in die gewählte Prosa übergegangen; besonders werden gern längere adverbiale Bestimmungen hinter das Verb an das Ende des Nebensatzes gestellt: „Ich wüßte auch nicht einen Tag, wenn wir im Felde standen, daß ich mich zurückgesehnt hätte zu Frieden und Ruh" (Detlev v. Liliencron); „Nun war man unweit des Luchs, wo die Grenze sich zieht zwischen Przyborowo und Niemczyze" (Clara Viebig).

b) Im unabhängigen Satz hat sich ahd. noch mancher Rest der alten freien Wortstellung erhalten. So findet sich noch bisweilen Inversion mit Anfangsstellung des Verbs im Aussagesatz: want ër dô ar arme wuntane bougâ[1] (Hild.); sentit thër mannes sun sîne engila[2] (Tatian) u. ä. Im Urdeutschen ist diese Anfangsstellung sicher einmal noch viel häufiger gewesen, als noch das Verb auch das persönliche Subjekt mit ausdrückte und kein besonderes Personalpronomen dazu nötig war (vgl. § 75). So heißt es noch gotisch: qaþ þan du im: gasaƕ satanan, deutsch: er sagte dann zu ihm: ich sah den Satan. Im Deutschen ist durch Voranstellung des Pronomens normale Wortstellung und Mittelstellung des Verbs eingetreten. Wohl infolge dieses Vorgangs ist dann das Verb im Aussagesatz überhaupt aus der Anfangsstellung geschwunden. Es kann den Satz zwar noch bis heute eröffnen, erhält aber dann einen Vorschlag entweder in dem unpersönlichen Pronomen „es" oder in einer Partikel (sogenannte gedeckte Anfangsstellung): ëȥ wuochs in Burgonden ein edel magedîn[3] (Nib.);

[1] da wand er vom Arme gewundene Ringe. — [2] des Menschen Sohn sendet seine Engel. — [3] es wuchs in Burgund ein Edelfräulein heran.

es kommt ein Mann aus Ninive; da kommt ein Mann, neulich kam ein Mann u. ä. Dagegen wenden die Dichter immer noch die alte Anfangsstellung an: kommt ein Vogel geflogen; sah ein Knab ein Röslein stehn u. ä., sogar mit Auslassung des pronominalen Subjekts: Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz usw. (Goethe). Analog der gedeckten Anfangsstellung mit voranstehender Partikel hat sich weiter die Inversion im Aussagesatze erhalten, sobald eine beliebige Ergänzung oder nähere Bestimmung des Verbs den Satz eröffnet; ahd.: mit gêru scal man gëba infâhan[1] (Hild.), nhd.: mit den Wölfen muß man heulen, groß ist die Diana der Ephesen usw. Eine Ausnahme machen fünf Partikeln: und, aber, auch, oder und ja; nach diesen ist die normale Wortstellung Regel geworden und hat die in der älteren Sprache noch übliche oder zulässige Inversion verdrängt. Regel war die Inversion noch mhd. nach „ja“: jâ wil ich komen ze vëlde[2], häufig stand sie nach „und“: sîn name was gar erkennelîch und hie**ȥ** dër hërre Heinrich[3] usw. Zwar findet sich die Inversion nach „und“ auch nhd. gar nicht selten, besonders im kaufmännischen Geschäftsstil, doch wird sie von den guten Schriftstellern gemieden.

Allgemein läßt sich sagen, daß der Aussagesatz heute überwiegend, die ideell abhängigen Sätze mit Ausnahme der Fragesätze immer normale Wortstellung mit Anfangsstellung des Subjekts zeigen. Sonst ist die normale Wortfolge noch in Befehlsätzen und Fragesätzen angängig, indessen überwiegt in diesen Satzarten die Inversion. Regel ist die Inversion mit Anfangsstellung des Verbs im Wunschsatz, ahd. gedâchtin siu dënne, wie i**ȥ** vert an dëm ende![4] (Memento mori); das gleiche gilt von den imperativischen Befehlsätzen: gib (du) mir das Buch! Sprechen Sie laut! Bei den Fragesätzen neigen die sogenannten Entscheidungsfragen zur Inversion mit verbaler Anfangsstellung: kommt der Vater? Doch ist hier auch die normale Wortstellung nicht ungewöhnlich: der Vater kommt? Die Bestimmungsfragen haben ebenfalls Inversion, doch steht hier das Fragewort am Satzanfang: wann wird der Vater kommen? Eine Ausnahme machen davon nur diejenigen Fragesätze, in denen nach dem Subjekt gefragt ist; diese zeigen normale Wortfolge: wer kommt?

Eigenartig ist die Entwicklung der Wortfolge im nachgestellten Hauptsatz des Satzgefüges. Hier ist jetzt Inversion üblich, gleichviel welcher Art der abhängige Vordersatz ist: Ehe ich weiter schreite, halte ich es für meine Schuldig-

[1] mit dem Ger soll man eine Gabe in Empfang nehmen. — [2] ja, ich will aufs Feld kommen. — [3] sein Name war sehr wohlbekannt: der Herr hieß Heinrich. — [4] gedächten sie dann doch, wie es zuletzt geht!

keit . . . (Goethe); Ist es nicht so, wird mir seine gefährliche Klinge nichts anhaben (C. F. Meyer) u. ä. Diese Wortfolge ist noch nicht alt, im Ahd. und noch im Mhd. stand in solchen Fällen gewöhnlich die normale Wortstellung: ibu dû mî ênan sagês, ik mî de ôdre wêt[1] (Hild.); dâ sî bî dëm tanze gie, ër gie ir an dër hant[2] (Neidh.); lânt ir bœsiu wort dar in, daz gunêret iu dën sin[3] (Walther) u. ä. Meist wurden jedoch schon in der älteren Sprache wie noch heute Adverbien oder Pronomina an die Spitze des Nachsatzes gestellt, die Inversion nach sich zogen: ahd. sôz rëgenôt, sô nazzênt tî bôuma[4] (Notker); dô sî uf dën anger quâmen, dô wart dër meie enphangen wol[5] (Neidh.) usw.; daher stellte sich dann im Nhd. schließlich auch beim Fehlen der einleitenden Adverbien Inversion ein. Diese ist übrigens nhd. nicht unbedingt Regel; die normale Wortstellung ist daneben auch zulässig und findet sich nicht selten, z. B. hättet ihr das Pergament geduldig gelesen, ihr würdet mich nicht mit so entsetzten Augen anschauen (C. F. Meyer). Nach Konzessivsätzen ist sogar die normale Wortstellung das allein übliche: so tapfer sie auch fochten, die Schlacht war verloren.

Völlig fremd geworden ist unserer Sprache die Endstellung des Verbs im Hauptsatze, d. h. nicht nur hinter dem Subjekt, sondern auch hinter den verbalen Ergänzungen und näheren Bestimmungen, wie sie im Lateinischen die Regel ist. Im Indogermanischen und noch im Germanischen war diese Stellung ebenso berechtigt, wie die verbale Anfangs- und Mittelstellung. Je mehr aber die Endstellung im Deutschen das Kennzeichen der Nebensätze wurde, um so mehr mußte sie naturgemäß aus dem Hauptsatze verschwinden. Daher findet sich die Endstellung des Verbs im Hauptsatze nur noch in der älteren ahd. Prosa; bereits Notker kennt sie nicht mehr. Anders freilich die Dichter: diese haben immer, um den Bedürfnissen von Reim und Rhythmus zu genügen, ihre Zuflucht auch zu dieser Wortfolge nehmen müssen, und sehr bezeichnenderweise die sprachlich weniger gewandten am meisten. Heute mutet uns selbst in der Poesie diese Wortstellung seltsam und gekünstelt an: doch alles noch stumm bleibt (Schiller), er also sich zur Seite kehrt (Goethe), blaß der Mond am Himmel stand (Reinick) usw. Gewöhnlich handelt es sich dabei darum, das Verb in den Reim zu bringen; dafür ist besonders anschaulich die Lenausche Strophe, die die Endstellung des Verbs auch auf Kosten der Inversion zeigt:

[1] wenn du mir einen nennst, weiß ich mir die andern. — [2] wo sie bei dem Tanze schritt, ging er an ihrer Hand. — [3] laßt ihr böse Worte herein, verunehrt euch das den Sinn. — [4] wenn es regnet, so werden die Bäume naß. — [5] als sie auf den Anger kamen, da ward der Mai festlich empfangen.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Zymbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

c) Zur Übersicht über die heute üblichen Arten der Wortstellung diene das Beispiel „er kommt morgen“. Die drei Satzglieder Subjekt (S), Verb (V) und Adverbiale (A) bleiben im allgemeinen dieselben, nur daß der Modus des Verbs, dem Satzinhalt entsprechend, Veränderungen erfährt, und daß für das Subjekt gelegentlich statt des einfachen Wortes eine Wortgruppe eintritt. Statt des Adverbiales könnte ebenso gut ein Objekt oder ein Prädikativum (Nomen oder Nominalform) stehen, der Unterschied ist für die Wortstellung belanglos (vgl. als Probe auf das folgende Schema die Sätze: er ist klug, er wird kommen).

1. Normale Wortstellung: S. V.

a) Er kommt (komme, käme) morgen. S. V. A. Aussagesatz, Ausrufsatz, Befehlsatz, Fragesatz, ideell abhängige Sätze mit Ausnahme des Fragesatzes.

b) [D]er morgen kommt (komme, käme) S. A. V. Alle Nebensätze.

c) Morgen [d]er [Herr] kommt (komme, käme) A. S. V. Alle Nebensätze, jedoch seltener und meist nur, wenn das Subjekt von einem vollbetonten Wort oder einer Wortgruppe gebildet wird.

2. Inversion: V. S.

a) kommt (komme, käme) er morgen. V. S. A. Fragesatz, Befehlsatz, Wunschsatz, Aussagesatz als nachgestellter Hauptsatz, konjunktionsloser Konditionalsatz.

b) Kommt (komme, käme) morgen der Herr. V. A. S. Fragesatz und Wunschsatz, jedoch seltener als a) und gewöhnlich nur, wenn das Subjekt von einem vollbetonten Wort oder einer Wortgruppe gebildet wird; Aussagesatz, jedoch nur mit dem Vorschlagwörtchen „es“.

c) Morgen kommt (komme, käme) er. A. V. S. Aussagesatz, Ausrufsatz, Befehlsatz, Fragesatz, ideell abhängige Sätze mit Ausnahme des Fragesatzes.

§ 90. Die Satzstellung.

Von den beiden Arten der Satzgruppe hat nur das Satzgefüge gewisse Regeln bezüglich der Satzstellung entwickelt.

Hat der Hauptsatz nur einen Nebensatz bei sich, so ist die Stellung der beiden zueinander willkürlich. Der Hauptsatz kann

1. vorausgehen: ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest,

2. nachfolgen: daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen.

3. den Nebensatz umschließen: meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus.

Die vierte Möglichkeit, den Hauptsatz in den Nebensatz einzuschieben, scheint ehedem auch bestanden zu haben, wenigstens findet sie sich bisweilen in der mhd. Poesie: ob unser tûsent wæren, wir lægen alle tôt, der sippe dîner mâge (wenn unser Tausend wären von der Sippe deiner Verwandten, wir würden alle fallen).

In den beiden ersten Fällen unterscheidet man je nach der Stellung Vordersatz und Nachsatz, jedoch wird der Ausdruck Nachsatz von zahlreichen Grammatikern in eingeschränkter Bedeutung und nur für den nachgestellten Hauptsatz, der Ausdruck Vordersatz entsprechend für den vorangestellten Nebensatz gebraucht.

Hat ein Hauptsatz mehrere Nebensätze bei sich (sogenannte Periode), so fragt es sich, ob die Nebensätze untereinander wieder in dem Verhältnis der Unterordnung oder der Nebenordnung stehen. Sind die Nebensätze einander beigeordnet, so ist ihre Folge zumeist willkürlich und nur von den stilistischen Anforderungen des Satzganzen abhängig: Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Tore lag, so führte mich, wenn ich ihn besuchte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor den Toren besaß. (Goethe.)

Etwas anders ist es, wenn das Satzgefüge einen Nebensatz zweiten Grades enthält; dieser pflegt hinter dem Nebensatz zu stehen, von dem er abhängt: Als ich sah, daß er siegte, freute ich mich. Das Gleiche gilt, wenn von einem Nebensatz zweiten Grades abermals Nebensätze abhängig gemacht sind: Mit solchen unschädlichen Torheiten vergeudeten wir die schöne Zeit, wobei keinem eingefallen wäre, daß aus unserm Kreis zufällig etwas ausgehen würde, welches allgemeine Sensation erregen sollte. (Goethe.) Die auf diese Weise entstehende Nebensatzkette verhält sich in ihrer Stellung zum Hauptsatz wie ein einfacher Nebensatz, sie kann dem Hauptsatz vorangehen, nachfolgen, oder von ihm umschlossen werden; doch ist der letzte Fall selten, da auf diese Weise der Hauptsatz sehr weit auseinander gerissen wird. Die strenge Folge der abhängigen Nebensätze ist erst im Nhd., als die Satzbildung schwieriger und verwickelter wurde, Regel geworden. Im Mhd. war es noch gar nichts Seltenes, daß der Nebensatz zweiten Grades dem übergeordneten Nebensatze voranging; dabei war es gleichgültig, ob der Hauptsatz voranging oder nachfolgte: daz wirt dën mînen gesten alsô vergolten, hânt si ihtes gebrësten, daz ich immer bin bescholten (= das wird meinen Gästen so ersetzt, daß ich

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Zymbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

c) Zur Übersicht über die heute üblichen Arten der Wortstellung diene das Beispiel „er kommt morgen". Die drei Satzglieder Subjekt (S), Verb (V) und Adverbiale (A) bleiben im allgemeinen dieselben, nur daß der Modus des Verbs, dem Satzinhalt entsprechend, Veränderungen erfährt, und daß für das Subjekt gelegentlich statt des einfachen Wortes eine Wortgruppe eintritt. Statt des Adverbiales könnte ebenso gut ein Objekt oder ein Prädikativum (Nomen oder Nominalform) stehen, der Unterschied ist für die Wortstellung belanglos (vgl. als Probe auf das folgende Schema die Sätze: er ist klug, er wird kommen).

1. Normale Wortstellung: S. V.

a) Er kommt (komme, käme) morgen. S. V. A. Aussagesatz, Ausrufsatz, Befehlsatz, Fragesatz, ideell abhängige Sätze mit Ausnahme des Fragesatzes.

b) [D]er morgen kommt (komme, käme) S. A. V. Alle Nebensätze.

c) Morgen [d]er [Herr] kommt (komme, käme) A. S. V. Alle Nebensätze, jedoch seltener und meist nur, wenn das Subjekt von einem vollbetonten Wort oder einer Wortgruppe gebildet wird.

2. Inversion: V. S.

a) kommt (komme, käme) er morgen. V. S. A. Fragesatz, Befehlsatz, Wunschsatz, Aussagesatz als nachgestellter Hauptsatz, konjunktionsloser Konditionalsatz.

b) Kommt (komme, käme) morgen der Herr. V. A. S. Fragesatz und Wunschsatz, jedoch seltener als a) und gewöhnlich nur, wenn das Subjekt von einem vollbetonten Wort oder einer Wortgruppe gebildet wird; Aussagesatz, jedoch nur mit dem Vorschlagwörtchen „es".

c) Morgen kommt (komme, käme) er. A. V. S. Aussagesatz, Ausrufsatz, Befehlsatz, Fragesatz, ideell abhängige Sätze mit Ausnahme des Fragesatzes.

§ 90. Die Satzstellung.

Von den beiden Arten der Satzgruppe hat nur das Satzgefüge gewisse Regeln bezüglich der Satzstellung entwickelt.

Hat der Hauptsatz nur einen Nebensatz bei sich, so ist die Stellung der beiden zueinander willkürlich. Der Hauptsatz kann

1. vorausgehen: ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest,

2. nachfolgen: daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen.

3. den Nebensatz umschließen: meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus.

Die vierte Möglichkeit, den Hauptsatz in den Nebensatz einzuschieben, scheint ehedem auch bestanden zu haben, wenigstens findet sie sich bisweilen in der mhd. Poesie: ob unser tûsent wæren, wir lægen alle tôt, der sippe dîner mâge (wenn unser Tausend wären von der Sippe deiner Verwandten, wir würden alle fallen).

In den beiden ersten Fällen unterscheidet man je nach der Stellung Vordersatz und Nachsatz, jedoch wird der Ausdruck Nachsatz von zahlreichen Grammatikern in eingeschränkter Bedeutung und nur für den nachgestellten Hauptsatz, der Ausdruck Vordersatz entsprechend für den vorangestellten Nebensatz gebraucht.

Hat ein Hauptsatz mehrere Nebensätze bei sich (sogenannte Periode), so fragt es sich, ob die Nebensätze untereinander wieder in dem Verhältnis der Unterordnung oder der Nebenordnung stehen. Sind die Nebensätze einander beigeordnet, so ist ihre Folge zumeist willkürlich und nur von den stilistischen Anforderungen des Satzganzen abhängig: Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Tore lag, so führte mich, wenn ich ihn besuchte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor den Toren besaß. (Goethe.)

Etwas anders ist es, wenn das Satzgefüge einen Nebensatz zweiten Grades enthält; dieser pflegt hinter dem Nebensatz zu stehen, von dem er abhängt: Als ich sah, daß er siegte, freute ich mich. Das Gleiche gilt, wenn von einem Nebensatz zweiten Grades abermals Nebensätze abhängig gemacht sind: Mit solchen unschädlichen Torheiten vergeudeten wir die schöne Zeit, wobei keinem eingefallen wäre, daß aus unserm Kreis zufällig etwas ausgehen würde, welches allgemeine Sensation erregen sollte. (Goethe.) Die auf diese Weise entstehende Nebensatzkette verhält sich in ihrer Stellung zum Hauptsatz wie ein einfacher Nebensatz, sie kann dem Hauptsatz vorangehen, nachfolgen, oder von ihm umschlossen werden; doch ist der letzte Fall selten, da auf diese Weise der Hauptsatz sehr weit auseinander gerissen wird. Die strenge Folge der abhängigen Nebensätze ist erst im Nhd., als die Satzbildung schwieriger und verwickelter wurde, Regel geworden. Im Mhd. war es noch gar nichts Seltenes, daß der Nebensatz zweiten Grades dem übergeordneten Nebensatze voranging; dabei war es gleichgültig, ob der Hauptsatz voranging oder nachfolgte: daz wirt dën mînen gesten alsô vergolten, hânt si ihtes gebrësten, daz ich immer bin bescholten (= das wird meinen Gästen so ersetzt, daß ich

immer beschimpft bin, wenn sie an etwas Mangel leiden); dës ich aller sêrest gër, sô ich dës bite, sô gît siȥ einem tôren ê (= wenn ich darum bitte, wonach ich am meisten verlange, so gibt sie es eher einem Toren) usw. Dagegen war es mhd. noch nicht Sitte, daß ein Nebensatz in einen andern eingeschoben wurde: nû gâhet von dëm sande, ê daȥ ëȥ morgen tage, daȥ wir sîn ze Ludewiges selde (nun gehet vom dem Strande, daß wir, ehe der morgende Tag anbricht, bei Ludwigs Haus sind; Kudrun).

§ 91. Die Satzbetonung.

Über die Satzbetonung in der älteren Sprache sind wir gänzlich unzureichend unterrichtet; die Schrift gibt uns darüber keinen Aufschluß, und die von einigen ahd. Schriftstellern (Otfried, Notker) gesetzten Akzente gelten offenbar mehr der Versbetonung (Otfried) und dem Wortakzent (Notker) als der Satzbetonung.

In der heutigen Sprache richtet sich die Satzmelodie des tonischen Akzentes nach dem Inhalt des Satzes. Der Aussagesatz hat eine andere Melodie als der Fragesatz und als der Befehlsatz. Wenn darin auch zwischen den einzelnen Mundarten und entsprechend auch in der Umgangssprache je nach den einzelnen Landschaften Unterschiede bestehen, so gilt im allgemeinen doch, daß der Aussagesatz und der Wunschsatz eine fallende oder absteigende Melodie, der Befehlsatz und der Fragesatz eine aufsteigende Melodie aufweisen. Der Ausrufsatz schwankt. Von der Satzgruppe läßt sich sagen, daß, gleichviel ob es sich um eine Satzverbindung oder ein Satzgefüge handelt, der Ton zunächst ansteigt und dann mit geringen Intervallen sich auf der Höhe hält bis zum Ende des vorletzten Satzes; mit dem letzten Satze tritt dann eine absteigende Tonbewegung ein, so daß die Satzgruppe also steigend-fallenden Ton zeigt.

Vom dynamischen Akzent gilt die Regel, daß die Tonstärke der Wörter innerhalb eines Satzes sich nach der Wichtigkeit abstuft, die der Sprechende ihnen für das Verständnis seiner Rede zumißt. Wörter also, die Hauptträger des ausgesprochenen Gedankens sind, werden stark betont, vor allem Substantive und Verben; Wörter, die dagegen zur Not überhört werden können, ohne daß dadurch Mißverständnisse entstehen, werden schwächer betont, also im allgemeinen Artikel, Pronomina, Adjektive u. ä. Natürlich kann unter Umständen auch eins von diesen Wörtern besonders wichtig werden und infolgedessen den dynamischen Hauptton im Satze tragen, z. B. normaler Aussagesatz „ich kómme mòrgen", statt dessen kann es aber auch heißen: „ích kòmme morgen" oder „ìch

komme mórgen" oder „dá kòmm ich mòrgen" usw. In gewissen Fällen werden auch mehrere Wörter eines Satzes gleichzeitig voll und stark betont, namentlich im Ausrufsatz, z. B. er kómmt mórgen! oder in der lebhaften Frage: er kómmt mórgen? Im allgemeinen wird jedoch in kürzeren Sätzen, wie bei dem Wortakzent eine Silbe, so bei dem Satzakzent ein Satzteil besonders hervorgehoben. Das führt in stehenden Redewendungen oft zu weitgehenden Teilverlusten der minderbetonten Satzglieder, z. B. bei den Grußformeln, wie „guten Morgen wünsch ich" 〉 „guten Morgen 〉 „Morgen"; schließlich ist dieser Gruß in manchem Munde zu einer einsilbigen, schwer deutbaren Lautmasse, verschliffen geworden, deren Bedeutung man nur aus den Umständen erraten kann. Ähnlich ist es mit „gesegnete Mahlzeit", „gehorsamster Diener" (〉 gschamster) u. ä. ergangen. In den andern Sätzen bilden sich, namentlich bei größerer Länge, Sprechtakte (vgl. § 14), unter denen dann wiederum je nach ihrer Wichtigkeit für das Verständnis des Ganzen eine Stärkeabstufung eintritt, z. B.: An der Türe / empfing Charlotte / ihren Gemáhl / und ließ ihn / dérgestalt / niedersitzen, / daß er durch Tür / und Fénster / die verschiedenen Bilder, / welche die Lándschaft / gleichsam im Ráhmen / zeigten, / auf einen Blick / überséhen konnte. (Goethe.) Die Umgangssprache meidet jedoch derartig lange Sätze, und in der Schriftsprache kommt der Akzent nur in den seltenen Fällen der Vorlesung oder des Vortrags zum Ausdruck.

§ 92. Die Satzzeichen.

Um die Gliederung der Sätze deutlicher hervortreten zu lassen, bedient man sich gewisser Satzzeichen. Ihre Anwendung nennt man Interpunktion (von lat. interpungere = durch Punkte abteilen). Die Interpunktionszeichen, welche gegenwärtig allgemein gebraucht werden, sind folgende:

das Komma (,),
das Semikolon (;),
das Kolon oder der Doppelpunkt (:),
der Punkt (.),
das Fragezeichen (?),
das Ausrufungszeichen (!),
die Parenthese oder die Klammer ( ), [ ], (— —),
die Anführungszeichen („ ").

Für den Gebrauch jedes einzelnen Zeichens bestehen besondere Regeln; indessen erfreut sich die Interpunktion trotz der Bemühungen der regulativen Grammatik noch einer viel größeren Freiheit als die Rechtschreibung, weil sie aufs engste mit dem persönlichen Stil,

mit der individuellen Eigenart der Satzbildung, zusammenhängt und diese ja unendlich mannigfach und schwer zu normieren ist.

Die Satzzeichen lösen ihre syntaktische Aufgabe, das Verständnis des Satzinhalts bei dem Lesen zu erleichtern, indem sie sowohl einzelne Satzteile, Wörter und Wortgruppen, wie die verschiedenen Sätze und Satzgruppen gegeneinander abgrenzen. Dadurch wird in vielen Fällen erst die Beziehung des einzelnen Wortes im Satzganzen deutlich. Nach ihrer gegenwärtigen syntaktischen Verwendung sondern sie sich in drei Gruppen:

a) Satzzeichen am Satzende: Punkt, Fragezeichen und Ausrufungszeichen. Diese drei stehen heute immer als Abschluß eines vollständigen Satzes, gleichviel ob er formal zureichend ist oder nicht (vgl. § 87), und zwar schließt der Punkt den Aussagesatz, das Fragezeichen den Fragesatz und das Ausrufungszeichen den Befehl-, Wunsch- und Ausrufsatz. Die ältere Literatur brauchte statt dessen als Satzabschluß gewöhnlich nur den Punkt und setzte Fragezeichen und Ausrufungszeichen willkürlich ebenso als Schlußzeichen für selbständige wie für abhängige Sätze, also auch im Satzinnern.

b) Satzzeichen im Satzinnern: Kolon, Komma und Semikolon. Das Semikolon steht gewöhnlich in der Satzverbindung zwischen zwei vollständigen Sätzen, die aber innerlich zusammengehören und daher als Satzeinheit betrachtet werden wollen. Statt dessen wird auch das Komma verwendet, doch dient dies vornehmlich dazu, um Nebensätze unter sich und vom Hauptsatz abzugrenzen, ferner in einer besonderen Anzahl von Fällen, um Wörter und Wortgruppen voneinander zu scheiden. Das Kolon pflegt auf etwas Kommendes hinzuweisen; es wird im einfachen Satz vor Aufzählungen und Beispielen, in der Satzverbindung vor der direkten Rede gesetzt. Außerdem ist es in der Satzverbindung beliebt zwischen zwei Sätzen, von denen der zweite den ersten in irgend einer Form ergänzt, z. B. sie sahen: hier war keine Rettung möglich.

c) Einrahmende Satzzeichen, d. h. solche, die doppelt, am Anfang und am Ende eines Satzes oder Satzteils, gesetzt werden: die verschiedenen Formen der Klammer oder Parenthese und die Anführungsstriche. Die Parenthese soll einen Satz oder eine Wortgruppe als eingeschoben und außerhalb der allgemeinen Satzkonstruktion stehend kenntlich machen. Die Anführungsstriche erweisen den eingeschlossenen Satz oder Satzteil als Zitat.

Die umfangreichsten syntaktischen Funktionen von allen Satzzeichen hat das Komma; es berührt sich ebenso mit dem Punkt wie mit der Parenthese, nähert sich also sowohl der ersten wie der dritten Gruppe. Vielfach wird auch der Gedankenstrich (—)

zu den Satzzeichen gestellt, er gehört jedoch streng genommen nicht zu ihnen, da er keinen syntaktischen Wert hat. Er drückt, ähnlich wie die Punktreihe (. . .), lediglich eine Redepause aus, hat also rein phonetischen Wert.

Phonetischer Wert kommt gleichmäßig allen Satzzeichen zu, wie sich sogleich bei dem lauten Lesen zeigt. Vor allem sind sie, mit Ausnahme der Anführungsstriche, allesamt Pausenzeichen und geben Ruhepunkte in der Rede an. Die Länge der Pausen ist verschieden. Man hat versucht, sie zu bestimmen, und sogar ein rechnerisches System aufgestellt, wonach Komma = $^1/_4$, Semikolon = $^1/_2$, Kolon = $^3/_4$, Punkt, Frage- und Ausrufezeichen = 1 ganze Pause, Gedankenstrich = 2 ganze Pausen sein sollen. Wenn diese Regel der Wirklichkeit auch oft nahekommen mag, so bleibt sie doch nur ein nachträglich der Sache untergeschobenes System und könnte nur für die Vortragskunst allenfalls Bedeutung gewinnen. Denn in der Alltagsrede ist die Länge der Pausen individuell und je nach dem Zeitmaß der Rede zu ungleich; vor allem aber macht die lebendige Rede viele Pausen, die in der Schrift überhaupt nicht durch ein Interpunktionszeichen kenntlich gemacht werden.

Abgesehen von den Pausen deuten die Satzzeichen in ihrer Mehrzahl auch den Satzakzent (vgl. § 91) selbst an, und zwar den tonischen sowohl wie den dynamischen. Der tonische wird durch Punkt, Semikolon und Kolon (fallend), durch Komma und Fragezeichen (steigend) und durch die Parenthese (gleichmäßige Senkung) bezeichnet. Den dynamischen drücken das Ausrufungszeichen und die Anführungsstriche (Verstärkung) und ebenfalls die Parenthese (Abschwächung) aus.

§ 93. Geschichte der Interpunktion.

Die Interpunktion scheint so alt zu sein wie die Buchstabenschrift. Bereits in den ältesten uns erhaltenen Inschriften finden sich zur Abtrennung sowohl einzelner Wörter, wie ganzer Sinnesabschnitte gewisse Satzzeichen, Punkte und Striche, angewandt. Indessen war die Interpunktion im Altertum sehr spärlich und willkürlich. Die von den Grammatikern aufgestellten Systeme fanden wenig Beachtung; am verbreitetsten war das dem alexandrinischen Bibliothekar Aristophanes von Byzanz (drittes Jahrhundert v. Chr.) zugeschriebene System, das aber nur den Punkt in verschiedener Stellung und Anzahl verwandte.

Eine Neuordnung fand unter Anlehnung an den antiken Gebrauch im 7. und 8. Jahrhundert, namentlich unter dem Einfluß

des fränkischen Hofes im Anschluß an die Umgestaltung der Schrift (vgl. § 12) statt. Es bildeten sich neue Systeme, die sich jedoch der einmal eingebürgerten antiken Namen für die gebräuchlichsten Zeichen, Punkt, Kolon und Komma, weiter bedienten; durch die nachfolgende mittelalterliche Überlieferung sind diese Ausdrücke dann auch in die moderne Interpunktion übergegangen. Punkt, ‹ lat. punctum, bezeichnete ein eingestochenes oder eingegrabenes Satzzeichen, das schon bei den Römern die Form unseres heutigen Punktes hatte. Die Wörter Komma und Kolon sind griechischen Ursprungs und waren zunächst nur Namen für die durch die Satzzeichen abgetrennten Satzteile: Komma = Abschnitt, Kolon = Glied, Absatz. Die endgiltige Festlegung dieser Namen auf bestimmte Satzzeichen ist erst in der Neuzeit, im 17. Jahrhundert, erfolgt; noch im Mittelalter war ihre Bedeutung sehr schwankend.

Die fränkische Reform der Interpunktion verwandte neben dem Punkte auch den Strich (/), (lat. virgula = Stäblein), der seitdem mehr und mehr üblich wurde, und aus dem sich das Komma in seiner gegenwärtigen Form entwickelt hat. Außerdem entstanden damals, zu Beginn des Mittelalters, zwei neue Zeichen, das Fragezeichen und das Anführungszeichen. Die älteren Formen des Fragezeichens sind ; in den langobardischen Handschriften erscheint es als ein über das erste Wort der Frage gestelltes oder am Schluß als . Noch in den Buchdrucken des 16. Jahrhunderts sieht es ziemlich abweichend aus, , und nähert sich dann erst langsam der heutigen Form. Mit diesen vier Zeichen haben die Schreiber des Mittelalters gearbeitet, doch fehlte es noch immer gänzlich an festen Regeln, und die Willkür des einzelnen hatte weitesten Spielraum.

Erst die Buchdruckerkunst verhalf der Interpunktion zu neuer Anerkennung und weckte auch hier das Bedürfnis nach größerer Gleichmäßigkeit. Es dauerte jedoch noch Jahrhunderte, bis sich eine feste Überlieferung ausbildete. Die erste in deutscher Sprache abgefaßte Anleitung zur Zeichensetzung stammt von dem Eßlinger Stadtschreiber Niclas von Wyle (in der Widmung seiner Übersetzung von „Euriolus und Lucretia“, erschienen 1477). Sein System der „Virgel, puncten und unterscheide“ ordnet die drei Zeichen (/), (:) und (.) in aufsteigender Reihenfolge; außerdem erwähnt er das Fragezeichen, die Parenthese und unter dem Namen Peryodus das heutige Semikolon, welches statt des „schlechten“ Punktes von einigen gesetzt werde. Wirksamer als die Darlegungen der Grammatiker waren die Bemühungen der Drucker und Verleger. Aus ihren

Kreisen stammt auch die „interpungendi ratio“, die der Venetianer Aldus Manutius d. J., ein Mitglied der berühmten venetianischen Buchdruckerfamilie Manucci, erst vierzehnjährig, ausarbeitete (erschienen in der Orthographiae ratio 1566), und die auch in Deutschland einflußreich wurde, wenigstens in humanistischen Kreisen. Namentlich das Komma erscheint seitdem regelmäßig in doppelter Form, in deutscher Schrift wie bisher als einfacher Schrägstrich (/), in lateinischen Drucken kleiner und gerundeter, ähnlich der heutigen Form (,). Die Namen der Zeichen sind auch bei Manutius noch schwankend, ihre Anwendung dagegen wird schon ziemlich genau geregelt.

Das 16. Jahrhundert bereicherte die deutsche Interpunktion um das Ausrufungszeichen (!); das 17. fügte den Gedankenstrich und die Anführungsstriche in der seitdem üblichen Form („ “) hinzu und vollendete damit den allgemeinen Bestand der Zeichen, wie er sich bis zur Gegenwart erhalten hat. Nur die Punktreihe zur Bezeichnung eines abgebrochenen oder unvollständigen Satzes oder Gedankengangs kam noch hinzu, hat aber wenig Anklang gefunden. Erst im 18. Jahrhundert verschwand die langgestrichene Form des Kommas (/) aus den deutschen Drucken und machte auch hier der kürzeren, bis heute gebrauchten Form, gerade oder gerundet (, oder ,), Platz. Seit dem 17. Jahrhundert festigen sich die Namen für die einzelnen Zeichen, und die regulativen Grammatiker, die Freyer, Gottsched und Adelung, haben dann in ihren orthographischen Lehrbüchern das ihre dazugetan, die werdende Überlieferung in feste Regeln zu spannen.

Freyer (Anleitung zur teutschen Orthographie, Halle 1712; vgl. auch § 27, S. 44) geht vom Punkte aus als dem grundlegenden Zeichen; derselbe steht „am Ende eines jeglichen Periodi“. Dann folgt das Kolon zur Unterscheidung der „Hauptstücke eines Periodi“, und das Semikolon, sobald diese Hauptstücke wieder mehrfach geteilt sind. Das Komma „wird gebrauchet, wenn entweder bloße Wörter oder schlechte constructiones voneinander zu unterscheiden sind.“ Parenthesis und unci ([]) werden gleichfalls auseinandergehalten. Besondere Bemerkung verdienen noch das Signum attentionis („ein Unterstrich, wenn geschrieben wird, oder Schwabacher Schrift, wenn gedrucket wird“) und das Signum citationis („wenn eines andern auctoris Worte anzuführen und von der übrigen Rede zu unterscheiden sind“). Im übrigen denkt derselbe Freyer doch wieder recht gering vom Interpunktieren, wenn er sagt: „Es ist ohne dem eine Kleinigkeit, wobey an der gar zu großen und ängstlichen Accuratesse nicht eben so gar viel gelegen.“

Gottsched (vgl. § 27, S. 44 f.) hat als erster den Doppelpunkt zur Einführung der direkten Rede in Anspruch genommen und verlangt, daß das Fragezeichen nur am Ende direkter Fragesätze gebraucht werden solle. Adelung (vgl. § 27, S. 45 f.) hat auch in der Interpunktion den Schlußstein geliefert. Er unterscheidet Satzteil- und Tonzeichen, versucht also die Satzzeichen in eine phonetische und eine syntaktische Gruppe zu sondern. Wichtiger sind seine Bestimmungen bezüglich des Kolons; er beschränkt seinen Gebrauch auf drei Fälle: das Kolon stehe in dem Satzgefüge vor dem nachfolgenden Hauptsatz, aber nur wenn der Vordersatz lang ist, ferner vor direkter Rede und vor Aufzählungen. Damit ist einer Jahrhunderte langen Konkurrenz zwischen Komma und Kolon ein Ende gemacht. Dem Semikolon weist Adelung vor allem die Aufgabe zu, im einfachen Satzgefüge den Nachsatz vom Vordersatz abzutrennen.

Mit der klassischen Periode erfuhr die deutsche Sprache eine immer feinere Durchbildung, besonders bezüglich des Satzbaues. Hand in Hand damit ging auch eine immer größere Konsequenz im Interpunktieren. Es lassen sich von nun an gewisse, bestimmt unterschiedene Satzverhältnisse namhaft machen, in denen so und nicht anders interpunktiert wird; geht man aber darüber hinaus, so zeigt sich, selbst bei klassischen Schriftstellern, großes Schwanken. Hat doch Goethe selbst die Interpunktion eine Kunst genannt, die er nie habe lernen können, und von ihm wie von Schiller wissen wir, daß sie sich hier in zweifelhaften Fällen bei kundigen Freunden Rats erholt haben.

Das 19. Jahrhundert hat neben allerhand Theorien auch manche nennenswerte Fortschritte in der Praxis gebracht. Vor allem ist die Anwendung, wohl durch die Schule, immer gleichmäßiger und einheitlicher geworden. Im Satzinnern sind die drei Zeichen Komma, Kolon und Semikolon schärfer gegeneinander abgegrenzt worden; von den drei Fällen, die Adelung noch dem Kolon einräumte, ist der eine, der Gebrauch im Satzgefüge, nicht mehr allgemein üblich, hier hat das Kolon dem Komma Platz gemacht. Dafür tritt das Kolon wieder mehr und mehr an die Stelle des Kommas in der Satzverbindung, wenn der zweite Satz eine notwendige Ergänzung des ersten enthält (vgl. § 93). Auch das Semikolon ist zugunsten des Kommas aus dem Satzgefüge gewichen, wo ihm noch Adelung den wichtigsten Platz eingeräumt hatte, und so gut wie gänzlich auf die Satzverbindung beschränkt worden. Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß dem neunzehnten Jahrhundert eine gewisse Vorliebe für das Komma eigentüm-

lich ist; es wird vielfach verschwenderisch an jeder nur möglichen Stelle angebracht und trägt nicht wenig zum Unterschiede der deutschen Interpunktion von der sparsameren englischen und französischen Interpunktion bei.

Zweites Kapitel.

Satzbestandteile.

§ 94. Das Substantiv.

Das Substantiv kann alle Satzglieder bilden oder bilden helfen: Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut und Adverbiale. Ebenso läßt es sich mit der Mehrzahl aller Wortklassen zu Wortgruppen vereinigen; ausgenommen sind nur Adverb, Konjunktion und Interjektion. Infolgedessen ist das Substantiv auch diejenige Wortart, die im Satze besonders häufig verwendet wird. In der heutigen Sprache steht es selten allein; gewöhnlich hat es den Artikel bei sich. Die ältere Sprache war im Gebrauch des Artikels viel sparsamer; der unbestimmte Artikel fehlt im ältesten Ahd. (Hildebrandslied) noch gänzlich, der bestimmte entwickelt sich langsam (im Hild. viermal). Das Mhd. zeigt dann bereits ähnliche Verhältnisse wie das Nhd.; gewöhnlich hat das Substantiv den bestimmten Artikel bei sich, seltener den unbestimmten, selten gar keinen. Der bestimmte Artikel, ursprünglich ein Demonstrativpronomen (§ 71), dient der Kennzeichnung; er hebt unter einer größeren Anzahl von Menschen, Gegenständen oder Vorgängen einen als bekannt heraus. Der unbestimmte Artikel bezeichnet einen einzelnen Gegenstand, Vorgang usw. im Gegensatz zu einer Vielzahl, daher fehlt ihm auch der Plural, z. B. der frische Trunk hat mir gemundet; aber: ein frischer Trunk ist etwas Herrliches. Ohne Artikel bezeichnet das Substantiv einfach den Gegenstand oder Vorgang schlechthin, berührt sich aber dabei heute oft mit dem Gebrauch des unbestimmten Artikels, z. B. Frischer Trunk macht Alte jung. Regelmäßig ohne Artikel steht das Substantiv heute nur noch in zwei Fällen, im Vokativ und in solchen Wortgruppen, wo altherkömmlich zwei bestimmte Substantive miteinander zu einer Wortverbindung erstarrt sind, wie Haus und Hof, Weib und Kind, Wind und Wetter u. ä. Außerdem können gewisse Arten von Substantiven den Artikel entbehren, wie die Stoffbezeichnungen Holz, Gold, Wasser, Bier, Gas u. ä., ferner manche Abstrakta, wie Mut, Tugend, Kraft u. ä. Die Personennamen bedürfen den Artikel nicht, doch werden sie öfter aus flexivischen Gründen, wenn die Beziehung im Satze sich

sonst nicht deutlich machen läßt, mit dem Artikel verbunden, z. B. des Pyrrhus, den Johannes, dem Martin u. ä. Das ist namentlich bei den nichtdeutschen Namen der Fall. Dagegen gilt es im modernen Deutsch als unstatthaft, den Personennamen dann zu deklinieren, wenn der Artikel dabei steht, wie es noch die Klassiker taten, z. B. die Leiden des jungen Werthers (Goethe); es heißt jetzt des Hans, des großen Alexander usw.

Hierin folgen die Personennamen nur einem allgemeinen Zug der Eigennamen, ja der modernen Sprache überhaupt, nämlich die Deklinationszeichen zu sparen, wo die Deklination schon anderweitig klar ausgedrückt ist, wo also das Verständnis des Satzes nicht darunter leidet. Bei den Eigennamen wirkt dabei allerdings noch ein anderer Umstand mit, nämlich die Absicht, den Eigennamen möglichst unverändert, in seiner Normalform darzubieten, um Mißverständnisse hinsichtlich der Namensform auszuschließen. So werden auch die geographischen Eigennamen ganz gewöhnlich, selbst in Lehr- und Schulbüchern, nicht mehr dekliniert, sobald sie den Artikel bei sich haben, obwohl hier die regulative Grammatik noch die Deklination verlangt; man sagt und schreibt des Harz, des Rhein, des schönen Frankreich u. ä. Ähnlich verhalten sich die Monatsnamen: des März (neben des Märzes und Märzen), des September (neben des Septembers) usw. Ferner verzichtet man bei den Namen und Titeln von Büchern, Zeitungen, Gesellschaften, Vereinen und dgl. häufig auf die Deklination, auch wenn der Name ein beugungsfähiges Beiwort enthält, z. B. des „Tag", aus Treitschkes „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert", in „Der letzte Strauß" von Karl Gerok usw. Doch wird eine derartige Ausdrucksweise mit Recht als „papierner" Stil und dem lebendigen Sprachgefühl zuwiderlaufend bekämpft. Allgemein kommt dagegen die Deklination heute in Wegfall bei Eigennamen, denen eine Apposition mit Artikel vorausgeht: des Kaisers Wilhelm, des Fürsten Bismarck, des Landes Italien usw. Fehlt der Artikel, so bleibt umgekehrt die Apposition ungebeugt: Kaiser Wilhelms, Fürst Bismarcks. Eine Ausnahme macht Herr, das immer, auch in der Apposition, dekliniert wird, z. B. Herrn Schumanns. Im Mhd. wurde der Eigenname dagegen auch dann dekliniert, wenn eine Appositition mit Artikel vorausging: den künic Friderîchen (Walther), dem fürsten Friderîche (Neidhart) u. ä. Stehen zwischen Artikel und Eigennamen mehrere Appositionen, so wird meist nur die erste dekliniert; das gilt namentlich bei Titeln: des Generals Graf Schlieffen, dem Reichskanzler Fürst Bismarck. Neuerdings verbreitet sich jedoch die Neigung, die Apposition vor Personennamen

überhaupt nicht mehr zu deklinieren; so trifft man nicht selten auf Wortgruppen, wie des Major Lützow, den Kurfürst Friedrich Wilhelm, des Archivrat Dr. Müller u. ä. Ungebeugt bleiben schließlich auch gewöhnlich die Fremdwörter; werden sie dekliniert, so ist das meist ein Zeichen dafür, daß ihre Eindeutschung begonnen hat, daß sie auf dem Wege sind, Lehnwörter zu werden.

Angesichts dieses Verzichts auf die Deklination fällt es um so mehr auf, daß das Substantiv zur Unterscheidung des Plurals vom Singular immer neue Mittel sucht und zu finden weiß. Schriftdeutsche Mittel sind die historischen Suffixe (-e, -er, -en), Umlaut des Stammvokals und Artikel (vgl. § 63, 2). Außerdem bedient sich die Volkssprache in gewissen Fällen, wo ihr die herkömmliche Endung zur Klarstellung der Anzahl nicht ausreichend erscheint, im Plural gern eines s, das an den Wortauslaut angefügt wird. Doch wird dies Mittel nur bei den Neutra und Maskulina angewandt, und auch hier nur bei einigen besonderen Arten von Substantiven, bei den Namen und Bezeichnungen von Personen und lebenden Wesen, bei Entlehnungen und bei solchen Wörtern, die sich nicht in eine der üblichen Deklinationsklassen einfügen lassen, z. B. Albums, Kommas, Fracks, Tunnels, Sofas, Wenns, Kinders, Mädels, Kerls, Esels, U's, Stelldicheins usw. Die Schriftsprache verhält sich gegen diese Formen im allgemeinen ablehnend, sie läßt sie nur bei den Fremdwörtern und etwa als Ausdrucksmittel burschikoser Redeweise zu. In einem Falle jedoch haben sie sich durchgesetzt, in der Pluralbildung der Familiennamen; man sagt und schreibt auch: Müllers gingen spazieren, d. h. die Familie Müller, ebenso: wir trafen Naumanns, sie gingen zu Schulzes (oder Schulzens). Diese Pluralbildung stammt aus dem Niederdeutschen, wo sie seit dem 15. Jahrhundert üblich wird. Sie soll aus dem Französischen, durch Vermittlung des Niederländischen, übernommen sein; doch hat vermutlich auch das deutsche Genitiv-s, wenigstens bei den Eigennamen, mit eingewirkt. Entsprechend seiner Herkunft findet sich der s-Plural vorwiegend in der Umgangssprache Norddeutschlands.

§ 95. Der Gebrauch der einzelnen Kasus.

Der Rückgang im Gebrauch der Kasusformen, den bereits das Mhd. gegenüber dem Indogermanischen zeigte (vgl. § 63, 3), vollzieht sich dann vor unsren Augen weiter, indem von den im Mhd. noch lebendigen vier Kasus zwei mehr und mehr an Geltung einbüßen, der Genitiv und der Dativ.

Am stärksten ist der Gebrauch des Genitivs eingeschränkt worden. Viele Mundarten kennen diesen Kasus überhaupt nicht mehr;

in der Schriftsprache hält er sich vor allem noch zur Bezeichnung des Besitzers (Genitivus possessivus), wie das Haus der Nachbarin, das Pferd meines Vaters u. ä., während die Mundart in großen Teilen Deutschlands hier eine eigentümliche Konstruktion anwendet: der Nachbarin ihr Haus, meinem Vater sein Pferd u. ä. Zur Erklärung dieser Redeweise hat man auf Sätze hingewiesen wie: man hat der Nachbarin ihr (das) Haus angezündet, man hat meinem Vater sein (das) Pferd gestohlen u. ä. Die Umgangssprache setzt in solchen Fällen pleonastisch das Possessivpronomen, um jedes Mißverständnis in der Beziehung auszuschließen; allmählich wären dann die beiden Wortgruppen (der Nachbarin + ihr Haus; meinem Vater + sein Pferd) zu einem Wortgefüge zusammengewachsen. Beispiele dafür finden sich schon mhd.: noch scherpfer dann dër bîn ir zagel[1] (Wolfram v. Eschenbach), aber auch in der nhd. klassischen Literatur: meiner Lili ihre Menagerie (Goethe), öfter auch mit dem Genitiv statt des Dativs: des Majors seinen Ring (Lessing), an des Illo seinen Stuhl (Schiller) usw.

Wo der Genitiv sonst als nähere Bestimmung eines Substantivs erscheint, steht er als Genitivus subjectivus, objectivus oder partitivus, doch sind alle drei in ihrem alten Besitzstande durch präpositionale Wendungen sehr beeinträchtigt worden. Der Genitivus subjectivus bezeichnet den Gegenstand oder die Person, von welcher etwas ausgeht, also den Urheber oder die Ursache, z. B. die Liebe der Mutter, der Dank der Kinder u. ä. Der Genitivus objectivus bezeichnet das Objekt, auf welches die Tätigkeit des übergeordneten Substantivs gerichtet ist: die Erwerbung der Kolonien, der Besuch des Theaters, der Wurf des Gewandes u. ä. Bei Gegenständen ist der Genitivus objectivus allgemein; bei Personen wird er dagegen häufig durch eine präpositionale Wendung umschrieben, um Verwechslungen mit dem Genitivus subjectivus zu verhindern. Ein Bild Goethes kann den Dichter darstellen, aber auch von ihm gezeichnet sein; ebenso sind die Ausdrücke „ein Besuch des Onkels", „die Verehrung des Königs" mehrdeutig. Gewöhnlich erhellt ja die Art der Beziehung aus dem Satzinhalt; sonst greift man zu Präpositionen: ein Bild von Goethe, die Verehrung für den König, ein Besuch bei dem Onkel u. ä. Aber auch der Genitivus subjectivus kann mit Präpositionen umschrieben werden, oft braucht man „seitens": die Verehrung seitens des Königs, die Liebe seitens der Eltern usw., daneben jedoch auch „von": ein Besuch vom Onkel, ein Bild von Goethe u. ä. Diese Vielseitigkeit der Präposition „von" gibt wieder Anlaß zu neuen

[1] noch schärfer als der Stachel der Biene.

Unklarheiten und Verwechslungen; liest man unter einem Porträt „Fritz Erler, Porträt von Richard Strauß", so denkt jeder Laie, der Dargestellte ist Fritz Erler, gemalt von Richard Strauß; statt dessen ist gerade das Umgekehrte gemeint: Richard Strauß, gemalt von Fritz Erler. Sogar der Genitivus possessivus hat an die Präposition „von" wenigstens in der Umgangssprache Gebiet verloren, namentlich wenn mit dem Besitzer zugleich die Herkunft angedeutet werden soll: das Haus von meinem Vater, das Buch vom Bruder, die Mutter von Frau Maier usw.

Sehr häufig umschreibt die Präposition „von" ferner den Genitivus partitivus; dieser gibt das Ganze an, von dem ein Teil genommen ist, z. B. der beste aller Väter, eine Schar reich gekleideter Reiter usw. Statt dessen sagt man auch: der beste von allen Vätern, eine Schar von reichgekleideten Reitern, die Hälfte vom Ganzen u. ä. In der gesprochenen Sprache ist der Genitivus partitivus bereits abgestorben; wo er noch der Form nach vorhanden ist, empfinden wir ihn meist gar nicht mehr als solchen, z. B. etwas Gutes < mhd. ëtewaz guotes, nichts Neues < mhd. niht niuwes, viel Schönes < mhd. vil schœnes. In diesem Falle halten wir den ehemaligen Genitiv gewöhnlich für den Nominativ des Neutrums, weil wir das voranstehende Wort nicht mehr substantivisch werten. Ganz verschwunden ist der alte Teilgenitiv bei Quantitätsangaben, wie ein Glas Wasser < mhd. ein glas wazzers, ein Stück Brot < mhd. ein stücke brôtes, eine Menge Gold u. ä. Steht das abhängige Wort im Plural, so ist der Genitiv nur noch zu erkennen, wenn er ein adjektivisches Beiwort hat: eine Menge reicher Leute, eine Anzahl neuer Kleider u. ä. Doch hat auch hier das Adjektiv das Genitivzeichen, wenigstens in der Umgangssprache, abgeworfen: eine Menge reiche Leute, eine Anzahl neue Kleider usw.; denn für unser Sprachgefühl stehen da Ausdrücke wie „eine Menge", „eine Anzahl" auf einer Stufe mit den unbestimmten Zahlwörtern „viele", „manche" u. ä.

Als Objekt ist der Genitiv ebenfalls seltener geworden gegen früher. Hier wurde er teils vom Akkusativ verdrängt, wie nach bedürfen, brauchen, entbehren, gewahren, pflegen, vermissen, vergessen u. ä., teils durch präpositionale Wendungen ersetzt, wie bei sich erinnern, denken, harren, genesen, warten u. ä. Der Gebrauch des Genitivs nach diesen Verben ist meist noch nicht erloschen, doch findet er sich vorwiegend in der gehobenen oder gewählten Rede und wird als altertümlich empfunden. Ohne Schmälerung hat sich der Objektsgenitiv nur nach wenigen Verben erhalten, z. B. entraten, sich befleißigen, sich entledigen, sich entäußern, ermangeln u. ä., sowie als Sachobjekt neben dem persönlichen Akku-

sativobjekt bei berauben, beschuldigen, entsetzen, überführen usw. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei dem Objektsgenitiv nach Adjektiven; voll, froh, ledig, schuldig, wert, überdrüssig u. ä. zeigen noch den Genitiv neben andern Konstruktionen, die drei ersten bevorzugen neben dem Genitiv präpositionale Wendungen (voll von, froh über, ledig von), die andern drei den Akkusativ; satt, frei, leer u. a. haben den Genitiv ganz aufgegeben, dagegen hat ihn „fähig“ merkwürdigerweise erst nhd. angenommen. Kennzeichnend ist auch die Neigung der Präpositionen, den Dativ für den Genitiv einzutauschen; in der Schriftsprache schwanken „trotz“ und „längs“; in der Mundart und in der Umgangssprache, auch der Gebildeten, hat „wegen“ den Dativ bereits vielfach erobert.

Der Dativ hat sich besser erhalten, wenigstens in der Schriftsprache, da er bereits seit alter Zeit ein besonderes Gebiet der Verbalrektion besaß, das ihm allein zukam. Während der Akkusativ die Ergänzung des Verbalbegriffs schlechthin bildete und nur allgemein ausdrückte, daß zwischen Objekt und Prädikat eine Beziehung stattfand, zeigt der Dativ eine Beschränkung auf das persönliche Objekt, das in einigen Fällen allein, besonders aber neben dem sachlichen Akkusativobjekt steht, z. B. jemandem trauen, begegnen, dienen, folgen, helfen, schaden u. ä., ferner jemandem etwas antworten, geben, nehmen, sagen, schenken, zeigen usw. In der älteren Sprache konnte der Dativ zu jedem Verb treten, um auszudrücken, daß eine Person zu der Handlung in Beziehung steht, z. B. leben wir, so leben wir dem Herrn (Luther); so noch heute dichterisch und in der Umgangssprache: schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes? (Schiller); er läuft mir zu schnell u. ä. Als Kasus des persönlichen Objektes steht der Dativ nach verschiedenen Adjektiven, wie angenehm, gleich, hold, kund, lieb, teuer u. a.

Während der Dativ in der Schriftsprache so seinen Besitzstand ziemlich behauptet hat, hat er in den Mundarten Einbußen erlitten, die denen des Genitivs kaum nachstehen. Meist ist er völlig mit dem Akkusativ zusammengefallen, wie im Niederdeutschen und auf bayrisch-österreichischem Gebiete, so daß hier nur noch zwei Kasus, Nominativ und Akkusativ, lebendig sind; im Nd. tritt bisweilen der Akkusativ sogar an Stelle des Nominativs. Der Grund liegt darin, daß die flexivischen Unterschiede meist für eine saubere Scheidung nicht mehr ausreichend sind. In der dadurch entstehenden Unsicherheit siegt dann das stärkere Element, in diesem Falle der Akkusativ. Das gilt besonders vom Niederdeutschen, wo die Kasusunterschiede, auch im Artikel und Pronomen, schon längst verwischt sind.

§ 96. Das Adjektiv.

Im Gebrauch der Kasus unterscheidet sich das Adjektiv nicht wesentlich vom Substantiv, dagegen haben sich besondere Regeln über die syntaktische Verwendung der Deklinationsformen des Adjektivs (vgl. § 73) entwickelt. Das Ahd. zeigt auch hier noch größere Freiheit, erst im Mhd. grenzen sich starke und schwache Konjugation in ihrer Verwendung voneinander ab, wenn sich auch noch mannigfaltige Durchbrechungen des Brauchs finden. Im Nhd. erhält dann auch die sogenannte flexionslose Form ihre bestimmte Verwendung. Den Ausschlag gibt in jedem Falle die Stellung des Adjektivs zum Substantiv, beziehentlich zu dessen Begleitwörtern.

1. Attributive Stellung.

a) Vor dem Substantiv.

Im Ahd. herrscht noch ziemliche Willkür, nur die unflektierte Form ist auf den Nom. Sg. (Nom. und Akk. Sg. im Neutrum) beschränkt, ein rôt jungline (Otfr.); liub kind; rîchemo manne; dës langes antwurtes (Notker), dër mahtîgo kunning (Musp.) usw.

Im Mhd. regelt sich das dann weiter dahin, daß nach dem bestimmten Artikel und einigen verwandten Pronomina die schwache Deklination steht, z. B. dër wunneclîchen heide, dër scherfe wint usw. Nach dem unbestimmten Artikel in allen Kasusformen, sowie nach dem Possessivpronomen steht dagegen die starke Flexion, z. B. ein jungiu meit, sîniu grüeniu kleider, in einer kurzer stunt u. ä. Nach einigen Wörtern, wie dem Pronomen dirre (vgl. § 72) und den Personalpronomina, herrscht Schwanken; die schwache Flexion findet sich ebenso wie die starke, z. B. dirre trüebe liehte schîn, dirre ungevüeger schall; ir reiniu wîp; ir stolzen kint u. ä. Wenn das Adjektiv allein vor dem Substantiv steht, ohne Begleitwort, so überwiegt weitaus die starke Flexion, wie grüener klê, von rôtem golde, in liehter wæte usw. Eine regelmäßige Ausnahme macht allein der Vokativ, dem schwache Flexion des Adjektivs eigentümlich ist: lieben liute u. ä. Im Nom. Sg. wechseln mhd., wie im Ahd., mit der starken Flexion noch die unflektierten Formen, wie grôȥ jâmer, lieht gesteine u. ä.; dieselben finden sich jedoch ebenso auch nach dem bestimmten und unbestimmten Artikel, sowie den verwandten Pronomina: ein sîdîn hemede, daȥ wilt swîn u. ä.

Im Nhd. ist dann im allgemeinen dahin ausgeglichen, daß nach dem bestimmten Artikel und nach allen Pronominalformen, die dessen Endungen tragen, die schwache Flexion üblich ist: des guten Mannes, eines guten Mannes, meiner lieben Frau usw. Sonst stehen die starken Formen; die unflektierten sind fortgefallen, bis auf gewisse formelhafte Wendungen, wie gut Ding,

gut Freund u. ä. Die starke Flexion überwiegt ferner nach dem Personalpronomen (ich armer Mann), und ist Regel, wenn mehrere Adjektive ohne sonstiges flexivisches Begleitwort stehen, wie mit gutem altem Wein. Schwanken herrscht, wenn dem Adjektiv ein unbestimmtes Pronomen vorausgeht; nach einigen dieser Wörter zeigt das Adjektiv bald starke, bald schwache Flexion, besonders nach folgenden: solche, einige, etliche, wenige, viele, manche, mehrere, alle, folgende, z. B. alle guten Geister und alle gute Geister. Doch ist nach „solche“, „manche“, „keine“ und „alle“ die schwache Flexion üblicher und darum vorzuziehen. Eine Einschränkung hat die starke Flexion des Adjektivs im Genitiv erfahren, wo die schwache Endung durchgehends Bürgerrecht erlangt hat: „guten Mutes“ neben älterem „gutes Mutes“ u. ä.

b) Nach dem Substantiv.

Im Ahd. machte die Stellung keinen Unterschied; es findet sich dieselbe Mannigfaltigkeit der Formen nach wie vor dem Substantiv: boto scôni (Otfr.). thër fater altêr (Otfr.), in wîzi managfaltûn usw.

Im Mhd. zeigt das nachgestellte attributive Adjektiv gewöhnlich unflektierte Form: dër dëgen guot, dër winter kalt, dën willen mîn. Daneben finden sich jedoch bei den Dichtern nicht selten auch flektierte Formen; die Flexion richtet sich dann nach denselben Regeln wie bei dem vorgestellten Adjektiv, z. B. dën winder langen, hërre guoter, ein wolken so trübez, vor dën knappen allen u. ä. Im Volksepos wird auch der Artikel zu dem nachgestellten Adjektiv gesetzt, dann ist jedoch die Flexion entsprechend schwach, z. B. golt daz rôte, wërc diu vil smæhen u. ä.

Im Nhd. ist die Nachstellung der flexivischen Form gänzlich, die der unflektierten wenigstens in der Prosa beseitigt (vgl. § 89, 1).

2. Die prädikative Stellung.

Im Ahd. kommen auch bei dieser Verwendung des Adjektivs alle drei Flexionsformen vor: wir birun frô: wir sind froh; nu wird thû stummêr: nun wirst du stumm (Otfried); er was gotes holdo: er war Gottes Diener, doch überwiegt im Nom. und Akk. die unflektierte, bei den andern Kasus die stark flektierte Form.

Das Gleiche gilt auch noch im Mhd., nur daß da die schwache Flexion, falls nicht der bestimmte Artikel dabei steht, nahezu gänzlich geschwunden ist. Im allgemeinen überwiegt mhd. schon die unflektierte Form, die im Nhd. dann Regel wird. Relativ fest zeigt sich die Flexion mhd. besonders in solchen Fällen, wo das Verb nicht eine Kopula, wie sîn, wërden, schînen u. ä., sondern ein selbständiges Verbum ist, z. B. ër bestuont si müeder;[1]

[1] er griff sie als ein Müder (müde) an.

alsô na33er muose ich scheiden;[1] niemen lëbt sô starker;[2] ër kam wol gesunder an da3 lant[3] usw. So steht die Flexion oft bei Beziehung auf ein Akkusativobjekt: da3 man in sô rëhte hêrlichen vant;[4] sô wir dich tragen tôten;[5] dën lie3 ich wol gesunden;[6] ich wei3 ë3 wâre3[7] u. ä. Bei diesem Gebrauch des Adjektivs pflegt man (nach Paul) von einem prädikativen Attribut zu sprechen.

Nhd. haben diese flektierten Formen meist den unflektierten Platz gemacht, z. B.: also naß mußte ich scheiden; er kam ganz gesund an das Land; daß man ihn so recht herrlich fand u. ä.; teils sind Umschreibungen mit als (wie) oder andere Konstruktionen dafür eingetreten: den verließ ich als einen ganz gesunden; er griff sie als ein Müder an; wenn wir dich als Toten bringen; keiner lebt, der so stark wäre u. ä. Als versteinerte Reste der einstigen Flexion haben sich nur die Formen voller und selber erhalten. Der Satz „der Baum ist voller Früchte" zeigt noch den starken N. Sg. Mask. von voll in prädikativer Stellung. Aber das Verständnis für diese Erscheinung ist verschwunden; die Form „voller" wird formelhaft zu dem nachfolgenden Worte gezogen und daher auch, wenn das Subjekt ein Neutrum oder Femininum ist, gesetzt: das Glas ist voller Wasser (mhd. da3 glas ist volle3 wa33ers) und die Kammer ist voller Mäuse. Ähnlich ist der starke Nom. Mask. selber (unflektiert mhd. sëlp) auf die andern Geschlechter übertragen worden, z. B. sie hat es selber gesagt (mhd. sie hat ë3 sëlbe gesagt) u. ä. Eine Ausnahme von der Regel machen im Nhd. die Superlative; sie erscheinen prädikativ immer in der flektierten schwachen Form, weil sie den Artikel nicht entbehren können. Im Mhd. wurde daneben noch die unflektierte Form angewandt: du bist allerliebest da3 ich meine u. ä.

Eine Anzahl von Adjektiven gibt es, die immer unflektiert bleiben und nur prädikativ verwendet werden, z. B. ahd. giwon (mhd. gewon; nhd. gewohnt), giwar (mhd. gewar, nhd. gewahr), gizal (= schnell) u. ä.; mhd. gevar (= aussehend), gezan (= mit Zähnen versehen), geha3 (= feind) u. a.; nhd. gram, angst, schuld, zugetan, ansichtig, anheischig, teilhaft, unpaß u. ä.

§ 97. Das Pronomen.

Bei dem Personalpronomen oder persönlichem Fürwort hat die Anredeform der zweiten Person wiederholt gewechselt. Die alte einfache Anrede „du", wie sie heute im Familienkreise und im Verkehr des Volkes untereinander ganz allgemein üblich ist, ge-

[1] so mußte ich naß scheiden. — [2] niemand lebt, der so stark wäre. — [3] er kam ganz gesund an das Land. — [4] daß man ihn so vornehm fand, wie es sich gebührte. — [5] wenn wir dich als einen Toten bringen. — [6] den verließ ich ganz gesund. — [7] ich weiß es genau.

nügte nicht mehr, sobald eine schärfere Scheidung nach Ständen und Gesellschaftskreisen eintrat. Bereits die römischen Kaiser hatten für ihre Person, um ihre Würde zum Ausdruck zu bringen, den Majestätsplural (Pluralis majestatis) angewendet; seit dem Mittelalter sind Könige und Fürsten, wenn sie von sich reden, ihnen darin gefolgt. Sehr früh wurde entsprechend auch das „du“ in der Anrede einer höher stehenden Person durch den Pluralis ir (ihr) ersetzt; man wollte den Angeredeten dadurch ehren, daß man in ihm eine Mehrzahl von Personen verkörperte. Das älteste bekannte deutsche Beispiel dafür findet sich im 9. Jahrhundert bei Otfried, der den Konstanzer Bischof Salomo in der Widmung seiner Evangelienharmonie ihrzt. Mit der Ausbildung des Lehnswesens wurde die Anrede ir für die oberen Kreise allgemein und hat sich hier bis zum Ausgang des Mittelalters erhalten. Dann aber erhielt sie eine Nebenbuhlerin in der dritten Person Sing., Mask. „er“, Fem. „sie“. Dieser ungewöhnliche Brauch erklärt sich daraus, daß man häufig Personen von Stande überhaupt nicht direkt anredete, sondern zur Bezeichnung der Person einen Titel oder ein sonstiges Prädikat gebrauchte, z. B.: Hat eure Gnade befohlen? Wie gefällt dem Herrn das Bad? Wie die Frau befiehlt! usw. Indem so das Verb in der Anrede in die dritte Person gesetzt wurde, lag es nahe, auch gelegentlich das entsprechende Pronomen dazuzusetzen, namentlich wenn der Titel erst im Satz vorher gebraucht worden war, z. B.: Der Herr will ausgehen? Er wird sich erkälten. So ersetzte das Pronomen der dritten Person im älteren Nhd. mehr und mehr das alte „ihr“ als ehrfurchtsvolle Anrede (sog. Pronomen reverentiae). Aber je häufiger es wurde, um so weniger genügte es; man suchte für hohe und höchste Personen nach einer neuen Steigerung der Anrede und wählte dazu den Pluralis der dritten Person „sie“, zum Unterschied von den andern Gebrauchsweisen gewöhnlich groß geschrieben (Sie). Das erste aus der Literatur bekannte Beispiel dafür findet sich bei dem Nürnberger Dramendichter Jakob Ayrer († 1605) in der Anrede einer Königin. Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts wurde das Pronomen „Sie“ immer üblicher und verdrängte die beiden älteren Formen des Pronomen reverentiae, „ihr“ und „er“, mehr und mehr. Das Pronomen „er“ sank herab zur Anrede Niedrigerstehender, der Diener und Untergebenen; im 19. Jahrhundert ist es dann völlig aus der gebräuchlichen Anrede verschwunden und teils durch „du“, teils durch „Sie“ ersetzt worden. Nur im Scherze und in gewissen formelhaften Wendungen, wie: Will er wohl? kommt es noch gelegentlich vor. Ebenso hat das Ihrzen heute dem Siezen Platz gemacht.

Die Possessivpronomina sind dem Wechsel des Pronomen reverentiae gefolgt. Nur bei Anreden fürstlicher und adliger Personen hat sich noch das alte Possessivpronomen der 2. Pers. Pl. bis heute erhalten: Euer Erlaucht, Euer Majestät u. ä.

Das sächliche Pronomen „es" dient seit alters als Subjekt des unpersönlichen Verbs, z. B. es schneit, es wird gesungen usw. In derselben Weise steht es auch als unbestimmtes Objekt in einigen stehenden Wendungen, wie mhd. ëz rûmen = Platz machen, nhd. es gut haben, es lassen, es treiben u. ä.

Die drei nhd. Relativpronomina „der", „welcher" und „wer" können zwar nicht unterschiedslos gebraucht werden, doch ist eine scharfe Abgrenzung noch nicht eingetreten. Die vielseitigste Verwendung hat „der"; nur im Neutrum tritt in einigen Fällen „was" für „das" ein, z. B. wenn sich das Pronomen auf einen ganzen Satz bezieht, ferner nach das, alles, vieles, manches u. ä. Das ist aber auch erst ein ganz junger Brauch, dem die Klassiker noch nicht folgten, z. B.: Ihm hatte man Hilarien bestimmt, **das** ihm sehr wohl bekannt war (Goethe). Das Pronomen „welcher" hat im allgemeinen dasselbe Anwendungsgebiet wie „der", auch mit den gleichen Einschränkungen; nur ist es in der Umgangssprache selten und mehr auf die Schriftsprache beschränkt. Der Genitiv ist nicht üblich und wird durch die Formen von „der" (dessen, deren) ersetzt. Größere Beschränkung zeigt „wer, was"; es steht von jeher in der Regel, wenn keine Beziehung auf ein vorausgehendes Substantiv oder Pronomen vorhanden ist, z. B.: wer lügt, stiehlt, oder: wer lügt, der stiehlt. Nur das Neutrum „was" hat mehr und mehr auch diese Regel durchbrochen und, wie oben erwähnt, sich auch mit Beziehung auf gewisse Pronomina durchgesetzt.

Von den unbestimmten Pronomina sind einige in der Deklination ins Schwanken gekommen und bilden den Genitiv Sing. Mask. und Neutr. schwach wie die Adj., besonders all, jeder, solcher und mancher, z. B. jeden Zwanges statt jedes Zwanges, solchen Unsinns statt solches Unsinns u. ä. Über das Verhältnis der unbestimmten Pronomina zu einem nachfolgenden Adjektiv vgl. § 96, 1 a.

§ 98. Das Verb.

In der älteren Sprache bestand eine strenge Tempusfolge (consecutio temporum), ähnlich wie im Lateinischen; das Verb des Nebensatzes richtete sich in seinem Tempus nach dem des Hauptsatzes, so daß also Haupt- und Nebensatz im Tempus übereinstimmten und entweder Präsens oder Präteritum zeigten. Bei den umschriebenen Formen rechneten in diesem Falle nur die

Hilfsverben, so daß ein Perfektum und Futurum dem Präsens, ein Plusquamperfektum dem Präteritum entsprach; si sprëchent, daz in fröude stœret, si sîn mê dan halp verzaget, beidiu lîbes unde guotes, niemen hëlfe in hôhes muotes[1] (Walther). Von dër Elbe unz an dën Rhîn und hër wider unz an Ungerlant mugen wol die besten sîn, die ich in dër wërlte hân erkant[2] (Walther). Indessen wurde die Regel schon früh vielfach dadurch gestört, daß das Präteritum noch gelegentlich, besonders häufig in der Dichtung, seine alte Perfektbedeutung, die es im Indogermanischen besessen hatte, annahm, z. B. Wëla gesihu ih in dînêm hrustim, dat dû habês hême hêrron gôten, dat dû noh bi dësemo rîche reccheo ni wurti[3] (Hildebr.); mir ist an Engelmâren ungemach, daz ër Vriderûnen ir spiegel von dër sîten brach[4] (Neidhart) u. ä. Eine andre Störung verursacht das Praesens historicum, das seit dem 15. Jahrhundert in der Literatur Verbreitung findet.

Besonders aber wurde die Tempusfolge durch den **Verfall der Konjunktivformen** im Mhd. erschüttert. Der Konj. Präs. unterschied sich bereits mhd. bei den meisten, nhd. bei nahezu allen Verben nur noch in drei Formen vom Indikativ; der Konj. Prät. war bei den schwachen gänzlich mit dem Indikativ zusammengefallen (vgl. § 77 ff.). Das führte in den abhängigen Sätzen dahin, daß sehr bald schon die beiden Konjunktive ziemlich wahllos gebraucht wurden, ohne Rücksicht auf die zeitliche Beziehung oder das Tempus des Hauptsatzes. Dieser Prozeß beginnt bereits im Mhd.; dannoch seite sie mir dabî, daz mîn dûme ein vinger sî[5] (Walther); doch wil ich niht glouben, daz ëz würde lân[6]. Von Einfluß war dabei wohl auch, daß man mit dem Konj. Prät. im besonderen gern die Irrealität bezeichnete: wan waz touc dîn riterschaft, dune hetest guotes die kraft?[7] wësse ich, wëm ich solde klagen mînen grôzen ungemach, dën ich von in lîde und lange hër geliten hân?[8] (Neidhart.) Nhd. hat man für den **Gebrauch der beiden Konjunktive** im abhängigen Satze die

[1] sie sagen, das benehme ihnen die Freude: sie seien gänzlich verzagt, sowohl hinsichtlich ihres Lebens wie ihres Besitzes, und niemand verhelfe ihnen zu frohem Mute. — [2] von der Elbe bis zum Rhein und wieder zurück bis nach Ungarn mögen wohl die besten sein, die ich in der Welt gefunden habe. — [3] wohl sehe ich an deiner Rüstung, daß du zu Haus einen guten Herren hast, daß du noch in diesem Reiche nicht landflüchtig geworden bist. — [4] mir ist an Engelmar zuwider, daß er der Vriderun den Spiegel von der Seite gerissen hat. — [5] außerdem sagte sie mir dabei noch, daß mein Daumen ein Finger wäre. — [6] doch werde ich nicht glauben, daß es unterbleiben werde. — [7] doch was nützte dir deine Ritterschaft, hättest du nicht die Menge Besitz (= den großen Besitz). — [8] wüßte ich, wem ich meinen großen Verdruß, den ich von ihnen leide und lange her gelitten habe, klagen sollte!

Regel aufgestellt, daß der Konjunktiv des Präsens zu brauchen sei, wo er noch in besonderen Formen vorliegt; sonst sei der Konj. Prät. vorzuziehen; also: er sagt (sagte), du habest gearbeitet, aber: er glaubt (glaubte), ich hätte ihn vergessen usw. Doch kehrt sich die lebende Sprache, weder mündlich noch schriftlich, viel an diese Vorschrift. Vor allem sind es mundartliche Einflüsse, die die Wahl des Konjunktivs bestimmen, da in manchen Gegenden diese, in andern jene Konjunktivform in der Mundart erloschen ist, z. B. im Alemannischen der Konjunktiv des Präteritums, im Niederdeutschen der Konjunktiv des Präsens usw. In manchen Nebensätzen hat nhd. auch der Indikativ sich eingedrängt, wo die ältere Sprache nur den Konjunktiv kannte, so in den Absichtssätzen: er eilt, damit er noch den Zug erreicht (erreiche). Ähnlich nach Verben wie hoffen, fürchten usw. Anderseits hat man nhd. durch Umschreibungen mit Hilfsverben den Konjunktiv zum Ausdruck zu bringen versucht, zunächst in Fällen, wo die einfache Form versagte, später ganz allgemein. Infolgedessen haben am Ende die umschriebenen Formen auch noch ihrerseits dazu beigetragen, den Gebrauch der einfachen Formen einzuschränken und den Sinn für sie abzuschwächen. Das gilt weniger vom Konj. Präs. (Umschreibungen mit „möge") als vom Konj. Prät., wo die Umschreibung mit „würde", ursprünglich nur für die schwachen Verben notwendig, auch allgemein bei den starken Verben Platz gegriffen hat: er würde sagen, statt er sagte, aber auch: er würde fahren, statt er führe.

Eine neue Verwendung hat gegen Ausgang des Mhd. und in zunehmendem Maße im Nhd. der Infinitiv erlangt. Von gewissen Verben wird, wenn ein andres Verb im Infinitiv neben die mit „haben" umschriebene Zeitform treten sollte, das Part. Prät. ebenfalls durch den Infinitiv ersetzt, z. B. er hat kommen wollen, statt: er hat kommen gewollt; ebenso: er hätte kommen können; ich habe das schätzen lernen; sie hatte ihn singen hören u. ä. Tritt das flexivische Hilfsverb (haben) jedoch hinter das Verbalnomen, z. B. im abhängigen Satze, so bleibt das Partizip bestehen: daß er sie singen **gehört hat** (neben daß er sie **habe** singen **hören**); ob er das schätzen **gelernt habe** u. ä. Diese Erscheinung zeigt sich seit dem 13. Jahrhundert; ihre Ursachen sind unsicher. Es sind dabei jedenfalls zwei verschiedene Klassen von Verben zu scheiden:

a) die Hilfsverben: wollen, können, sollen, dürfen, müssen, die als Präteritopräsentien (vgl. § 84) in der älteren Sprache wie noch heute im Englischen überhaupt keine umschriebenen Tempora bildeten, sondern die Umschreibung des Infinitivs dem ab-

hängigen Verb überließen, z. B. mhd. ich wold in hân gehôret; nhd. ich hatte ihn hören wollen (neben: ich wollte ihn gehört haben).

b) die transitiven Verben: sehen, hören, lassen, heißen, lernen und lehren. Diese regieren schon in der älteren Sprache und noch heute eine dem Lateinischen Accusativus cum Infinitivo entsprechende Konstruktion: ik gihôrta dat seggen[1] (Hild.); muget ir wunder hören sagen[2] (Nib.) usw.

Vermutlich ist die Assimilation des Partizips an den Infinitiv von der zweiten Klasse ausgegangen, da bei ihnen im umschriebenen Tempus das Partizip mit dem Infinitiv lautlich mehrfach fast zusammenfiel (sehen — gesehen, lassen — gelassen, heißen — geheißen); dem widerspricht auch nicht, daß die ältesten Belege gerade „hören" zeigen, da das zufällig sein kann: ich hân dës hœren jëhen[3] (Kudrun); ir habt daz ofte hœren sagen[4] (Rabenschlacht). Nhd. sind dann noch helfen, machen u. a. hinzugekommen, z. B. er hat mir suchen helfen; ferner brauchen, trotzdem dieses den Infinitiv mit zu bei sich hat: ich habe nichts zu tun brauchen. Dagegen haben sich die Intransitiva wie gehen, eilen u. ä., sowie die andern Verben, die den Infinitiv mit zu bei sich haben, wie erlauben, bitten u. ä., von der Assimilation frei gehalten. Auch pflegen und tun, die im älteren Nhd. dazu neigten, haben wieder davon gelassen.

Ganz allgemein läßt sich sagen, daß der Infinitiv überhaupt immer mehr Verwendung gefunden hat, während die Partizipien an Geltung eingebüßt haben. Meist wird der Infinitiv heute zusammen mit der Präposition „zu" verwendet. Diese Verbindung hat einmal älteren einfachen Infinitiv verdrängt, z. B. ein altiu, diu begunde springen[5] (Neidh.); oft stehen nhd. noch beide Gebrauchsweisen nebeneinander: z. B. Ruhm erwerben ist schwer, aber: es ist schwer, Ruhm zu erwerben. Ferner begegnet schon in der älteren Sprache der Infinitiv mit „zu" als adverbiale Bestimmung, in Vertretung eines daß-Satzes, aber weitaus nicht so häufig wie nhd. Erst seit dem 15. Jahrhundert entwickelt sich langsam die Verbindung des Infinitivs mit „um zu", wofür mhd. ebenfalls entweder Konjunktionalsatz oder der bloße Infinitiv gesetzt wurde: dise fuoren sëhen frouwen;[6] ouch was Marke komen dar nëmen dirre mære war[7] (Tristan) u. ä. Einbuße hat der Infinitiv mit „zu" erlitten durch das Gerundivum (vgl. § 75, 6).

[1] ich hörte das sagen. — [2] ihr könnt Wunderdinge erzählen hören. — [3] ich habe das sagen hören. — [4] ihr habt das oft sagen hören. — [5] eine Alte, die begann zu springen. — [6] diese gingen, um Frauen zu sehen. — [7] auch Marke war dahin gekommen, um dieses Gerücht zu untersuchen.

§ 99. Die Kongruenz.

Einige Satzglieder pflegen zu korrespondieren, d. h. miteinander im Gebrauch der flexivischen Mittel mehr oder weniger übereinzustimmen. Diese Übereinstimmung nennt man Kongruenz.

Die Kongruenz findet statt:

1. im Kasus zwischen Apposition und Beziehungswort,
2. in Kasus, Numerus und Geschlecht, zwischen adjektivischem Attribut und Beziehungswort,
3. im Kasus, beziehungsweise in Numerus und Person zwischen Subjekt und Prädikat,
4. im Geschlecht zwischen Pronomen und Beziehungswort.

Die heutige Sprache ist in der Kongruenz im allgemeinen strenger als die ältere. Die Übereinstimmung in Kasus und Genus war früher durch den häufigen Gebrauch der unflektierten Form bei dem Adjektiv vielfach beeinträchtigt, während heute diese Ausnahmen auf das prädikative Adjektiv fast ausschließlich beschränkt sind (vgl. § 96). Vor allem aber wurde die Übereinstimmung im Genus und Numerus nicht so streng gehandhabt, weil man anschaulicher dachte und der logischen Kategorie vor der grammatischen den Vorzug gab, während wir heute, sorgfältiger geschult, für diesen Verstoß wenigstens in der Schriftsprache empfindlicher geworden sind.

So wurde statt des grammatischen Geschlechtes häufig das natürliche Geschlecht gesetzt, z. B. umbe ein wîp, diu wert sich mîn;[1] ein edel magedîn — si wart ein schœne wîp;[2] daȥ gotes kint, dër uns erlôste[3] u. ä. Bei gleichzeitiger Beziehung auf mehrere Substantive von verschiedenem Geschlecht wurde in der Regel das Neutrum gebraucht: guot spîse und dar nâch senfter slâf, diu wâren im bereit[4]. Das Neutrum Singularis wurde auch gern zusammenfassend verwendet, z. B. für verschiedene Substantive: ros unde kleider, daȥ stoup in von dër hant;[5] aber auch für eine einfache Mehrheit: fürsten zugen ê kint: daȥ wurden ouch edele fürsten;[6] zwelf küener man, daȥ starke risen wâren[7] u. ä. Dieser Gebrauch ist heute im Schwinden, wir brauchen das Neutrum nur noch bei Beziehung auf einen ganzen Satzinhalt.

Statt des Singulars wurde der Plural gesetzt, wenn das Beziehungswort ein Kollektivum war und eine Mehrheit umfaßte, z. B. dô kom ir ingesinde: die sumten sich dës niht;[8] alleȥ ir

[1] um ein Weib, die wehrte sich gegen mich. — [2] ein edles Fräulein, sie wurde ein schönes Weib. — [3] das Gotteskind, der uns erlöste. — [4] gute Speise und danach sanfter Schlaf, die waren für ihn bereit. — [5] Rosse und Kleider, das stob ihnen von der Hand. — [6] Fürsten zogen schon früher Kinder auf; das wurden auch edle Fürsten. — [7] zwölf kühne Männer, die (wörtl. das) starke Riesen waren. — [8] da kam ihr Gesinde; die säumten damit nicht.

gesinde klagete mit ir lieben frouwen.[1] ietwëder lie dën sînen ligen und gâhten sus ze strîte.[2] dô liefen im engegene vil dër Guntheres man.[3] Dieser Fall ist auch nhd. noch nicht selten. Gewöhnlich im Plural steht das Prädikat nhd. bei der Anrede höher gestellter Personen, wenn das Subjekt der Titel der angeredeten Person ist, z. B. Die gnädige Frau wünschen... Der Herr Major befehlen ... Dieser Brauch begegnet bei der Anrede fürstlicher Personen schon im 17. Jahrhundert (Lohenstein: Was befehlen ihre Majestät?) und entspricht der Entwicklung der Anredeform bei dem Personalpronomen (vgl. § 97). Umgekehrt findet sich mhd. nach mehreren Subjekten, wenn sie durch und verbunden sind, auch der Sg. des Prädikats: waz iu enboten hât Gunther und Prünhilt;[4] Hartmuot und Irolt zu einander spranc[5] usw.

Die Übereinstimmung in der Person wurde nicht gewahrt in Relativsätzen, die sich auf ein Pronomen der ersten oder zweiten Person bezogen; das Verbum stand dann regelmäßig in der dritten, wie noch heute in der Umgangssprache, während die Schriftsprache die Kongruenz vorzieht: du sniterin, diu daz korn ab dëm vëlde snîdet[6] (die du . . . schneidest); ir herren, die dâ lant und liute habent[7] (die ihr da ... habt) u. ä.

§ 100. Die Negation.

Die Negationspartikel war ahd. ni, mhd. ne oder en (= nicht); sie stand immer unmittelbar vor dem Verb: dat dû noh bi dësemo rîche reccheo ni wurti[8] (Hild.); dat ëro ni was noh ûfhimil[9] (Wessobrunner Gebet); ni liez ër imo thuruh thaz in thëmo muati thën haz[10] (Otfr.). Mhd. ist die Negation meist mit dem vorausgehenden Pronomen oder dem nachfolgenden Verb zu einem Wort zusammengezogen: in weiz, wiech ir gevalle: ich weiß nicht, wie ich ihr gefalle (Kürenberger), nu enwelle got: nun wolle Gott nicht (Walther v. d. V.) u. a. Doch steht mhd. die Partikel allein, ohne weitere Negation, nur noch in wenigen bestimmten Fällen (s. u.).

Sehr häufig findet sich schon ahd. die Negation mit einem unbestimmten Adverb oder Pronomen zu einem Wort verschmolzen: ahd. nio (neo), mhd. nie; ahd. nioman (neoman), mhd. nieman; ahd. niowiht (neowiht), mhd. niht (nieht, niet usw.) u. ä. Neben

[1] ihr ganzes Gesinde klagte mit seiner (wörtl. ihrer) lieben Herrin. — [2] jeder ließ den seinen liegen und eilte so zum Streite. — [3] da lief ihm eine Menge von Gunthers Mannen entgegen. — [4] was euch Gunther und Brünhild entboten haben. — [5] Hartmut und Irolt sprangen gegeneinander. — [6] du Schnitterin, die du das Korn vom Felde schneidest. — [7] ihr Herren, die ihr da Land und Leute habt. — [8] daß du noch in diesem Reiche nicht landflüchtig geworden bist. — [9] daß die Erde nicht war noch der Himmel darüber. — [10] er erließ ihm deswegen nicht in dem Herzen den Haß.

dieſen Verneinungen wird gewöhnlich noch einmal die Negationspartikel ni, ne oder en vor dem Verb wiederholt: dat dû neo dana halt mit sus sippan man dinc ni geleitôs[1] (Hild.); dô dâr niwiht ni was[2] (Weſſ.). Im Mhd. iſt das die allgemeine Regel: daȥ enwirret dir niet[3] (Meinloh); dër endarf sich iuwer niender schamen[4] (Walther); jâne wil ich nimer dës erwinden[5] (Neidhart) uſw. Indeſſen fällt bereits im Mhd. die Negationspartikel in ſolchen Fällen nicht ſelten fort, am häufigſten neben niht, ja ſogar auch neben nicht verneinten unbeſtimmten Pronomina uſw., die nun ſelbſt negativen Sinn annehmen; von dieſen hat ihn im Nhd. nur kein (< dehein = irgend einer) behalten. Anderſeits iſt auch eine **Häufung von Negationen** in verſtärkendem Sinne geſtattet, wie heute noch in vielen Mundarten: niemer niemen bevinde daȥ[6] (Walther); uns hât daȥ nieman niht geseit;[7] ichn gehôrte nie solhes niht gesagen;[8] daȥ umbe ir vart nie nieman nihtes innen wart[9] u. v. a. Ähnlich wird nach **gewiſſen Verben**, die ſelbſt ſchon einen negativen Sinn haben, wie verhüten, warnen, verbieten u. ä. die Negation oft noch im Nebenſatz beſonders ausgedrückt, z. B.: Seine größte Angelegenheit iſt jetzt, zu verhüten, daß ſie in ihrem Werte nicht ſinken (Schiller).

Unſere **heutige Negation** „**nicht**“ hieß ahd. neo wiht = nicht irgend etwas, nichts (ahd. wiht, Mask., = Ding, Weſen; erhalten in der Wicht, Böſewicht). Schon im Ahd. entwickelte ſie ſich daneben zu einer Verſtärkung der einfachen Negation, in der Bedeutung „in keiner Beziehung“, „durchaus nicht“. Gegen Ende der mhd. Periode erhielt ſie dann ihre heutige Bedeutung, indem ſie gänzlich an Stelle der alten Negationspartikel ni (ne) trat. Bereits ſeit dem 12. Jahrhundert erſcheint ſie immer öfter alleinſtehend als einfache Negation: ich wil durch ir nîden mîne blîtschaft niht vermîden[10] (v. Hauſen); sie sëhent mich niht mêr an in butzen wîs[11] (Walther); die man sint niht in êren[12] (Neidhart). Die urſprüngliche Bedeutung (= nichts) zeigt ſich noch in einigen Wendungen wie „zu nichte machen“, „nichtig“, „mit nichten“ u. ä. Sie mußte ſich verlieren, je mehr das Wort ſchlechthin rein negierende Funktion übernahm; nur der Genitiv bewahrte die alte Bedeutung: sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr[13] (Walther).

[1] daß du noch niemals mit ſolch verſipptem Mann eine Verhandlung führteſt. — [2] da dort nichts war. — [3] das kümmert dich ganz und gar nicht. — [4] der braucht ſich eurer keineswegs zu ſchämen. — [5] ja, ich werde niemals davon ablaſſen. — [6] niemals möge das jemand erfahren. — [7] uns hat das niemand geſagt. — [8] ich habe niemals ſolches ſagen hören. — [9] daß von ihrer Fahrt niemand etwas merkte. — [10] ich will wegen ihrer Mißgunſt meine Freude nicht entbehren. — [11] ſie betrachten mich nicht mehr wie eine Schreckgeſtalt. — [12] die Männer ſind nicht in Ehren. — [13] ſo bin ich fügſam und bitte ſie um weiter nichts.

Durch ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen erhielt dieser Genitiv als „nichts" im Nhd. die Bedeutung des einstigen Nominativs (= nicht irgend etwas). Von großem Einfluß war dabei die Einbuße, die das Genitivobjekt erlitten hatte (vgl. § 95); indem viele Verben statt des Genitivs den Akkusativ annahmen, den erstarrten Genitiv „nichts" aber auch weiter nach sich behielten, bekam das Wort zunächst die Bedeutung und den Wert eines Akkusativs. Später wurde es dann auch als Nominativ gebraucht.

Im Mhd. diente ferner die Vorsilbe un in viel größerem Maße als heute der Verneinung, indem sie vor jedes Partizip Perf. auch im umschriebenen Tempus treten konnte: unbesungen ist dër walt;[1] im was noch hôhes muotes unzerrunnen;[2] daz hân ich ungedienet noch;[3] dennoch heten si unvernommen, wën si jageten[4] u. a. Überwiegend waren es mit Präfixen gebildete Verben; im Nhd. sind die Partizipien nur adjektiviert zulässig, z. B. unvergessen, unzerbrochen, unverheiratet u. ä.

[1] der Wald ist nicht besungen worden. — [2] ihm war sein froher Mut noch nicht zerronnen. — [3] das habe ich noch nicht verdienet. — [4] auch da hatten sie noch nicht erfahren, wen sie verfolgten.

Benutzte Literatur.

Bahder, Karl v.: Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, Straßburg 1890.
Behaghel, Otto: Die deutsche Sprache[2], Leipzig 1902.
Braune, Wilhelm: Gotische Grammatik[3], Halle 1887.
Ders.: Althochdeutsche Grammatik[2], Halle 1891.
Bremer, O.: Deutsche Phonetik, Leipzig 1895.
Brenner, Oskar: Grundzüge der geschichtlichen Grammatik der deutschen Sprache, München 1895.
Ders.: Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung, Leipzig 1902.
Bieling, Alexander: Das Prinzip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte, Berlin 1880.
Cauer, Paul: Von deutscher Spracherziehung, Berlin 1906.
Elster, A.: Methodischer Leitfaden der deutschen Interpunktionslehre, Magdeburg 1901.
Erdmann, Oskar: Grundzüge der deutschen Syntax. 1. Bd. Stuttgart 1886. 2. Bd., ebda. 1899 (v. Dr. O. Mensing).
Fechner, H.: Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts (darin Neudruck von Valentinus Ickelsamer: ein Teütsche Grammatica), Berlin 1882.
Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894.
Darin besonders hervorzuheben:
Braune, Wilhelm: Zur Lehre von der deutschen Wortstellung, S. 34—51.

Franke, Carl: Sprachentwicklung der Kinder und der Menschheit, Langensalza 1895.
Grimm, Jacob: Deutsche Grammatik, Göttingen 1819 ff.
Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig, 1854 ff.
Grimm, Wilhelm: Über deutsche Runen, Göttingen 1821.
Heintze, Albert: Die deutschen Familiennamen[2], Halle 1903.
Henning, Rud.: Die deutschen Runendenkmäler, Straßburg 1889.
Hildebrand, Rudolf: Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule[9]. Leipzig 1905.
Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache[6], Straßburg 1898.
Ders.: Unser Deutsch. Vorträge und Aufsätze, Leipzig 1907.
Matthias, Adolf: Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, München 1905 ff.
Daraus besonders: Dritter Band, 1. Teil:
Meyer, Richard M.: Deutsche Stilistik, 1906.
Matthias, Theodor: Sprachleben und Sprachschäden, Leipzig 1892.
Möller, Hermann: Semitisch und Indogermanisch, Kopenhagen 1906.
Müller, Johannes: Quellenschriften zur Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Gotha 1882.
Paul, Hermann: Grundriß der germanischen Philologie[2], 3 Bände, Straßburg 1900 ff.
Ders.: Die Prinzipien der Sprachgeschichte[3], Halle 1898.
Ders.: Mittelhochdeutsche Grammatik[4], Halle 1894.
Ders.: Deutsches Wörterbuch, Halle 1897.
Siebs, Theodor: Deutsche Bühnenaussprache, Berlin 1901.
Sievers, Eduard: Grundzüge der Phonetik[4], Leipzig 1893.
Streitberg, Wilhelm: Urgermanische Grammatik[2], Heidelberg 1905.
Sütterlin, Ludwig: Die deutsche Sprache der Gegenwart, Leipzig 1900.
Uhl, Wilhelm: Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache, Leipzig 1906.
Verner, Karl: Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung, Kuhns Zeitschr. für vergl. Sprachforschung 23, 97 ff.
Weinhold, Karl: Mittelhochdeutsche Grammatik[2], Paderborn 1883.
Weise, O.: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen[5], Leipzig 1904.
Wilke, Edwin: Deutsche Wortkunde[2], Leipzig 1899.
Wilmanns, Wilhelm: Deutsche Grammatik 2 Bände[2], Straßburg 1897 u. 1899.
Ders.: Die Orthographie in den Schulen Deutschlands[2], Berlin 1887.
Wimmer, Ludwig: Die Runenschrift. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Holthausen, Berlin 1887.
Wunderlich, Hermann: Der deutsche Satzbau[2], 2 Bände, Stuttgart 1902.
Wundt, Wilhelm: Völkerpsychologie, 1. Band. Die Sprache. 2 Teile, Leipzig 1900.

Die übrige Fachliteratur ist trefflich zusammengestellt von

Matthias, Theodor: Zum deutschen Unterricht. Verzeichnis empfehlenswerter Bücher. Dresden 1904.

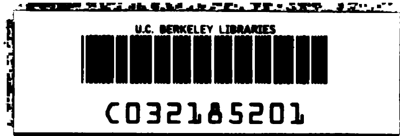
Register.

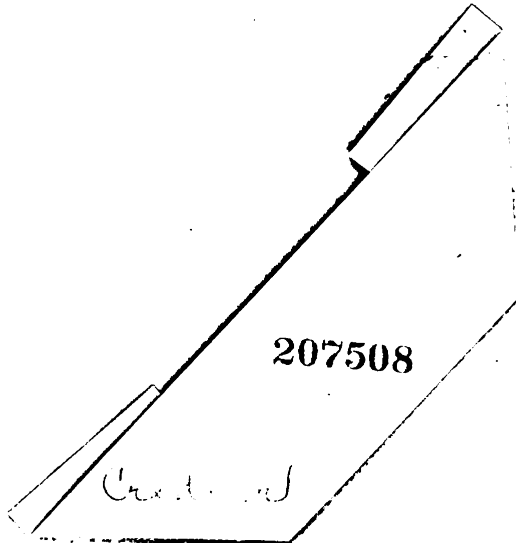
Die Zahlen geben die Seiten an.








U.C. BERKELEY LIBRARIES
C032185201


207508



